P.o. germ. 549 g
14,2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36632550800013

<36632550800013

Bayer. Staatsbibliothek

Cecil.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1844.

P. o. germ. 549 g/4,2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

104a G

Vier Jahre hatte Renata in dieser gleichförmigen durch keine Ereignisse unterbrochenen Stille gelebt, als der Tod des Hausarztes eine große Lücke in dem engen Kreise machte. Er hatte fast ein Vierteljahrhundert im Schloß zu Ebernbach wie eine Auster in der Schale gesessen, und fleißig aus Büchern, wenig aus Erfahrung gelernt — wie das die Verhältnisse mit sich brachten. Aber eben deren Enge begünstigte auch sein warmes inniges Anschließen an die Familie, so daß er sich als deren Mitglied betrachtete, und auch wiederum ganz so von ihr angesehen wurde. Renata hatte die größten Aufmerksamkeiten für ihn und pflegte ihn töchterlich in seiner letzten Krankheit. Die Sorge war groß seine Stelle gut zu besetzen! Ein geschickter Arzt würde sich schwer für einen so geringen Wirkungskreis entscheiden, und einen unerfahrnen wollte man nicht. Ueberdas ist es immer beängstigend sich plötzlich zu einem Fremden

in so nahe Berührung gestellt zu sehen, der als Arzt Vertrauen, Offenheit, Einweihung in traurige Geheimnisse begehrt, und mit forschendem Blick hinter Schleier dringt, die manche ungeahnte wunde Stelle verhüllen. Frau von Werden kam Renaten zu Hülfe; und da es in der Welt keine Bedürftigkeit giebt, der nicht eine andere entgegen kommt, so daß sie sich ausgleichen und heben können, wenn ihnen das Glück wird, sich zu begegnen; und da die Reichen den großen Vorzug haben nach solchen Ausgleichungen, die häufig auf dem Gelde basiren, umherzusuchen: so fand sich denn wirklich nach mehren mißlungenen Vorschlägen ein Mann, der sich entschloß für ein enormes Gehalt, vorläufig auf ein Jahr, als Hausarzt nach Ebernbach zu gehen, um dort in seinen Mußestunden ein wissenschaftliches Werk über die Krankheitsformen der verschiedenen Zeiten auszuarbeiten.

Doctor Weinhold war ein gescheuter und gebildeter Mann, der zu sprechen wußte ohne plauderhaft zu sein: eine Klippe, an welcher die meisten Aerzte scheitern. Ohne sich in unerquickliche wissenschaftliche Spezialitäten zu vertiefen, und ohne Wunderthaten aus seiner eignen Praxis zu berichten, verstand er auch den Laien für seine Wissenschaft zu interessiren, weil er in ihr, wenn auch

auf etwas materialistische Weise, den Grund oder das Resultat des geistigen Lebens der Menschen erblickte. Er war zu sehr aus der neuen Zeit um nicht der Bewegung anzugehören; aber zu besonnen um sie übereilen zu wollen. Das gefiel Renaten. Zwischen all' den bejahrten Leuten, die meistens aus den Zeiten ihrer Schwiegereltern stammten, und deren Meinung und Grundsätze aussprachen, hatte sie bisjetzt als einsamer Stellvertreter der Jugend und der neuen Zeit gestanden, und häufig Widerspruch, immer nur leidenden Gehorsam für ihren ausdrücklichen Befehl, aber nie ein anregendes Verständniß gefunden. Wie alle junge Menschen wollte sie gern etwas thun, etwas gethan wissen. Auch für Egon. Ihr Vertrauen zu dem alten verstorbenen Doctor war so groß gewesen, daß sie sich unzählige Mal von ihm hatte beschwichtigen lassen, wenn sie Vorschläge und Mittel, die sie von diesem und jenem gehört oder gelesen hatte, auch auf Egon angewendet wissen wollte. „Es ist eitel Charlatanerie gegen dies Uebel ein Mittel anwenden zu wollen!" sprach der alte Herr, und sah sie dazu unbeschreiblich eindringlich mit seinen guten, klaren, kleinen Augen an; — „dagegen ist wie gegen den Tod kein Kraut gewachsen."

Doctor Weinhold sprach nun zwar auch mit

nichten von einem solchen Kraut, auch nicht von der Wahrscheinlichkeit das Übel zu heben, aber doch von der Möglichkeit es zu lindern, indem man die Nerven und andere kränkelnde Organe zu stärken suche. In den letzten fünfundzwanzig Jahren, sagte er, wären Heilquellen bekannt geworden, die man früher kaum dem Namen nach gekannt, und über deren Kräfte der verstorbene Doctor daher unmöglich Erfahrungen habe machen können. Doch wisse man jetzt ziemlich allgemein, welch' eine regenerirende Kraft in dem Gebrauch von Ischl, Kreuznach und Gastein läge, und er halte es für seine Pflicht die Gräfin darauf aufmerksam zu machen.

Renata überlegte lange diese Meinung, die sehr mit ihrer eigenen übereinstimmte. Welche Betrübniß, ja, welche Ungeduld hatte sie empfunden, wenn der alte Doctor ihr auf ähnliche Äußerungen erwiderte: es sei dennoch umsonst. Dieser kam ihnen entgegen, sagte: vielleicht nicht ganz umsonst! war ein anerkannt geschickter und zuverlässiger Mann, und doch graute ihr vor dem Entschluß — weil ihr graute sich mit Egon zwischen den Menschen in der Fremde der bunten, lauten Welt zu zeigen. O pfui! sprach sie zu sich selbst, das ist ja ganz erbärmlich vor der Neugier der Gleichgültigen sich zu fürchten. — Ihn allein

mit dem Arzte reisen zu lassen, wie sie es wol heimlich wünschte: daran war nicht zu denken! Egon hatte sich zu sehr an sie gewöhnt; er hätte sich nie freiwillig von ihr getrennt, und wenn er auch unbedingt ihren Vorstellungen Folge leistete: so hatte sie doch für sein Warum in diesem Falle keinen andern Grund als den, daß sie sich in der Welt seiner schämte. Jeder andere Grund wäre nur ein Vorwand gewesen, und darin war sie nicht erfinderisch — um so weniger, da sie sich auf der andern Seite freute die schöne Gebirgsnatur von Ischl und Gastein kennen zu lernen.

Der Winter ging mit diesen Berathungen hin, an denen auch zuweilen Egon in seiner Weise Theil nahm, indem er äußerte: für sein Herbarium könnte die Reise interessant werden, weil die Alpenflora reicher als die des Spessart sei, und er freue sich außerordentlich dort auf den Bergen zu botanisiren. Er war in der letzten Zeit ein wenig kräftiger und aufgeweckter, wie es schien durch den Gebrauch der Soolbäder geworden, die Doctor Weinhold verordnet hatte; und dieser machte Renata darauf aufmerksam, daß deren Wirkung in Ischl selbst eine viel wohlthätigere noch sein müßte. So faßte sie denn den Entschluß dahin zu gehen. — „Ein sehr kleiner, für unsre reiselustige und reise-

muthige Zeit! ein sehr großer, wenn ich unser stilles friedliches Leben mit dem unbequemen Treiben eines Badeaufenthaltes vergleiche," sagte Renata.

„Das Unbequeme des Badelebens, entgegnete Weinhold, macht sich in Ischl weniger fühlbar als in irgend einem Badeort! da giebt es keine kasernenhaften Logishäuser, in denen die Fremden zu Hunderten wohnen, keine geräuschvolle table d'hôte, keinen Spiel- und Conversationssaal, keine Wandelbahn — folglich kein Gedränge. Man wohnt in kleinen, einfachen Häusern, familienweise. Da man keinen Brunnen trinkt, so ist man nicht gezwungen, wie in Ems, Kissingen oder Karlsbad, täglich auf demselben Fleck einer Masse von Menschen zu begegnen. Man lebt in unabhängiger Häuslichkeit, und liebt man die Gesellschaften, so muß man Bekanntschaften suchen; aufgezwängt werden sie nicht. Das bringt schon die weitläuftige Räumlichkeit und die großartige Umgebung mit sich."

Der Gedanke unbemerkt dort leben — und sich ungestört den herrlichen Eindrücken der Natur hingeben zu können, war tostreich für Renata, und Weinhold erhielt den Auftrag eine passende Wohnung auf drei Sommermonate für sie zu bestellen.

Mit wahrhaft kindischem Jubel trat Egon, mit

unbegreiflich schwerem Herzen Renata die Reise an. Ihr war zu Muth, als scheide sie mit diesem Schritt aus einer Epoche ihrer Existenz, aus der friedlichen und resignirten, um in eine ungewiß hoffnungsvolle überzugehen. Sie zürnte auf sich selbst wegen ihrer trüben Verzagtheit; sie wiederholte sich tausendmal, daß sie diese Veränderung nicht ihretwegen gewünscht, ja, daß sie auch für Egon nicht gewaltsam sie herbeigeführt habe. Sie nahm sich vor, die Menschen weder zu fliehen noch zu suchen, und ihnen nie anders als mit ernster Ruhe zu begegnen. So kam sie nach Ischl, und richtete sich in ihrem kleinen Hause so bequem ein, wie es sich mit den dortigen geringen Mitteln thun ließ. Ihr Leben war wenig verschieden von dem zu Ebernbach, nur fehlte ihr Beschäftigung. Sie war nicht daran gewöhnt ihre Zeit mit Musik, Büchern und Promenaden auszufüllen. Hätte sie die Tage mit Streifereien in den Bergen zubringen dürfen, so hätte sie sich nicht gelangweilt; aber so ganz allein wagte sie es nicht, und sich von Weinhold begleiten zu lassen wagte sie noch weniger, weil er und sie sich beständig bei Egon abwechselten, und ihn zu gleicher Zeit nie verließen. Mit Egon selbst machte sie zwar täglich Spazierfahrten und Gänge; allein grade dabei fühlte

sie sich gedrückt wie der Vogel im Käfig zur Frühlingszeit! im Winter hat er die Gefangenschaft still ertragen, aber nun mögte er so gern, so gern! ins Weite und Freie, und fühlt sich beängstigend gelähmt! Mit Egon war kein Tausch der Gedanken, kein Schritthalten der Gefühle, folglich neben ihm keine reine Freude möglich.

Doctor Weinhold hatte inzwischen die Bekanntschaft eines Arztes gemacht, der zur Begleitung einer vornehmen ungarischen Familie gehörte, und bald darauf auch von dieser selbst. In ihr waren Analogien mit den Verhältnissen Egons und Renatas: ein Vater, dem Mutter und Sohn ihre ganze Liebe und Sorgfalt ausschließlich opferten. Freilich ging die Aehnlichkeit nicht weiter, denn der alte Graf war zwar körperlich gelähmt, aber sein Geist war frisch und munter; und auch erst seit zwei Jahren war sein rüstiges Alter von diesem Uebel befallen. In Bädern ist es etwas so Hergebrachtes Jammergestalten aller Art zu sehen, daß ein besonderes Interesse statt finden muß, wenn man die Eine vor der Andern beachten soll. Das geschah für Egon und den alten Grafen durch Vermittelung der beiden Aerzte: die Frauen interessirten sich für einander, und Renata war erfreut als die alte Gräfin eines Morgens zu ihr

kam, um sie zu fragen ob sie zufrieden mit der Kur Egons sei. Renata antwortete mit melancholischer Gelassenheit, und diese Ruhe, die doch keine Gleichgültigkeit war, überraschte die Frau ganz ungemein, indem sie selbst in banger Unruhe zwischen Hoffnung und Muthlosigkeit hin und her geschaukelt wurde. Heimkehrend erzählte sie ihrem Manne und ihrem Sohne viel von dieser ungewöhnlichen jungen Frau, und der leidenschaftliche Emmerich rief:

„Ich liebe nicht solche Marmorstatuen, bei denen das Herz zu klopfen und das Blut zu rinnen vergißt, Mutter! und ich gestehe Dir, daß mich Deine Erzählung merkwürdig gegen sie abkühlt, da ich doch schon auf gutem Wege war mich durch den Arzt für sie enthusiasmiren zu lassen — was freilich ebenfalls merkwürdig genug ist! durch einen Arzt! durch einen Mann der Wissenschaft, der Beobachtung und der Erfahrung — lauter Dinge, die den Enthusiasmus tödten."

„Und ich sage Dir Emmerich, erwiderte die Mutter, daß Gräfin Dobenegg grade Dir außerordentlich gefallen würde. Errinnerst Du Dich Deines Stoßseufzers, als Du aus Wien heimkehrtest: „Wenn doch nur eine von all' den hübschen Frauen so aussähe, als ob sie wüßte was sie will."

„O ja, sagte Emmerich mit einem abermaligen Seufzer; die Dummen können es nicht wissen, und die Klugen könnten wol, aber all ihr Verstand macht sie konfus. Wohlverstanden, fügte er schnell hinzu, daß dies Alles nur bis zum dreißigsten Jahr einer Frau gilt, Mama. Über diejenigen, die darüber hinaus sind, hab' ich noch nicht nachgedacht."

„Ich wollte Du hättest es auch weniger über die andern, lieber Emmerich. Jetzt tritt immer Dein kühles Räsonnement vor Dein warmes Herz, und macht Dich ungerecht gegen die Frauen."

„Ich will mir Mühe geben, Herzensmama, es nicht gegen Gräfin Dobenegg zu sein, weil sie Dir so gefällt."

Er war nicht ungerecht gegen die Frauen, der arme Emmerich! Er hatte nur in seiner ersten brausenden Jugend gar theures Lehrgeld der Schmerzen für die Erfahrung gegeben, daß die Frauen häufig nicht recht klar über das sind, was sie eigentlich wollen, und daß ihre schönsten Eigenschaften, gar sie selbst und die reichbegabtesten, oft in einer strudelnden Nebelhaftigkeit untergehen. Sie wollen sich opfern, aber auch vollselig sein; entsagen, aber keine Lücke fühlen; der Pflicht leben, aber ohne Beschwerden; immer das thun

wozu sie Lust haben, aber nie Tadel hören, und indem sie Alles genießen und besitzen, immer äußerst tugendhaft bleiben. Schranken erscheinen ihnen kleinlich und verächtlich, aber sie zu überspringen ist ihnen ein Greuel. Wie soll man mit solchen Wesen fertig werden! So sprach Emmerich.

Er war jetzt sieben und zwanzig Jahr alt, das einzige und letzte Kind seines Hauses, und zur großen Betrübniß seiner alten Eltern noch unvermält. Auf ihm lagen all' ihre Hoffnungen, und er rechtfertigte sie insofern, als er der zärtlichste Sohn und ein tüchtiger Mensch war; aber bis zu einer Heirath hatte er es ihnen zu Liebe noch nicht gebracht. Jetzt fand er in der Pflege seines Vaters einen willkommnen Vorwand um sich ihm ausschließlich zu widmen. Das beglückte ihn. Sein absoluter Character war durch und durch exclusiv. Er kannte nur Liebe oder starre Gleichgültigkeit. Ein wenig Theilnahme, ein gelindes Interesse, ein mäßiges Wohlwollen für Alle, und tausendfältig versplittert auf jeden Einzelnen, war ihm fremd. Auf einen Gegenstand konzentrirte er sein ganzes Wesen. Die Frauen sind so wenig von Seiten der Männer an eine solche Ausschließlichkeit gewöhnt, daß sie nicht mit ihr umzugehen wissen, und sie wie Eifersucht, Despotenlaune, Mißtrauen

behandeln. So war er ein Paarmal tödtlich gekränkt, bis in die Seele hinein verwundet worden, und darum hielt er sich in scheuer Ferne von der Gefühlswelt im Verkehr mit Frauen. Sein Vater sagte oft zur Mutter:

„Aber sprich doch nicht immer mit Emmerich über die Verdienste und Vorzüge der Frauen! das reizt ihn zum Widerspruch und thut ihm weh auf den alten Wunden, die bei seinem gesunden Blut gewiß von selbst heilen werden.“

Die Mutter aber hatte die Meinung, welche bei ihrem Geschlecht dominirt: Ermahnungen und vernünftige Vorstellungen könnten Bekehrungen zu ihrer Ansicht oder ihrem Glauben bewirken. Die Masse der Frauen sind geborne Prediger.

Es konnte ihr natürlich nicht einfallen ihrem Sohn ein besonderes Interesse für Renata einflößen zu wollen; nur für die Frauen im Allgemeinen suchte sie ihn zu gewinnen, indem sie die Einzelne pries. Es machte aber keine Wirkung auf Emmerich.

Renata kam nicht zur alten Gräfin. Diese hatte sie von dem hergebrachten Visitenceremoniel dispensirt, und ging zu ihr wenn sie grade Lust hatte. Beider Bekanntschaft war schon vierzehn Tage alt, ohne daß Emmerich Renata anders als von ferne

im Wagen gesehen hätte. Was ihn weit mehr interessirte war eine gewisse Abendpromenade, die er täglich zum großen Erstaunen seiner Mutter in später Stunde machte. Dieser Spaziergang führte ihn vor das kleine Haus, das Renata bewohnte, ohne daß er es wußte. Da setzte er sich auf die Bank neben der Thür, und hörte ihrem Klavierspiel zu. Er selbst war ein ausgezeichneter Pianist, und um so mehr ergriff ihn ihr mächtiges Spiel. Er war zuerst zweifelhaft ob er nicht einen Mann höre; er konnte nicht ins Fenster sehen, und unwillkürlich fiel ihm ein Baum ins Auge, der gegenüber stand und von dem aus man das ganze Zimmer übersehen mußte.

Das fehlte mir noch! sprach er spöttisch zu sich selbst. Aber aus diesem tollen Einfall gewahre ich, daß ich den Pianisten heimlich für ein Frauenzimmer halte; denn um einen Mann zu erblicken würde ich nicht solchen Unsinn begehen wollen.

Jeden Abend um eilf Uhr nahm er seinen Zuhörerplatz unter Renatas Fenster ein, und immer mehr verwunderte er sich über die einsame Seele, die da oben in solcher Abgeschiedenheit ihre wundervolle Kunst übe; — denn alle andern Fenster des Hauses waren dunkel, drinnen erschallte kein Fußtritt, kein Wort, keine Bewegung, und wenn Renata ihren Flügel geschlossen und ihre Lichter

gelöscht hatte, so kam ihm das Haus wie ein Grab vor, um das ein guter Geist geschwebt hatte, der nun entflohen war. Auf seine Erkundigungen, ob es irgend einen ausgezeichneten Klavierspieler unter den Fremden in Ischl gäbe, hatte man ihm drei genannt: einen russischen Fürsten, eine Dame aus Dresden und vor Allem ein junges Mädchen von siebzehn Jahren aus Prag, die Tochter eines Banquiers, wunderschön, sehr reich und Jüdin. — Von Renata wußte Niemand.

Also eine Jüdin! dachte Emmerich heimlich! das ist seltsam! ich glaubte etwas von christlicher Verklärung in dieser Musik zu hören. Doch so gut wie die Psalmen, können auch diese Töne aus Israel stammen, und die Kunst ist ja allendlich die gemeinsame Religion aller Seelen. — Er war überzeugt, daß er die junge Jüdin höre, und glaubte nun etwas von orientalischem Schwung in ihrem Spiel zu erkennen. Die Energie könnte mir gefährlich werden, sprach er zu sich selbst als er eines Abends lange nach Mitternacht heim ging. Ich denke aber, daß sie vermuthlich ihren ganzen Vorrath in die Finger legt und im Herzen nichts übrig behält.

Seine Mutter hatte Renaten vorgeschlagen einmal eine Spazierfahrt mit ihnen zu machen, und

Emmerich war nicht wenig erstaunt, als der Wagen Nachmittags vor dem Hause seiner vermeintlichen Jüdin hielt.

„Ich bitte Dich, geh der Gräfin Dobenegg entgegen, lieber Emmerich,“ bat ihn seine Mutter.

„Sehr gern, erwiderte er verwirrt; aber wo wohnt sie denn?“

„Eine Treppe hoch! unten wohnt der Graf.“

Emmerich stieg aus; unter der Thür begegnete er schon Renaten.

„Ich habe doch nicht Ihre Frau Mutter warten lassen?“ fragte sie eilig.

Statt zu antworten fragte Emmerich mit dem vollen unbefangenen Erstaunen einer angenehmen Ueberraschung: „Also Sie sind die Klavierspielerin?“

„Welche?“ entgegnete Renata, und sah ihn mit großen Augen nichts weniger als freundlich an.

Sie stieg in den Wagen und setzte sich seinen Eltern gegenüber; er setzte sich fast verlegen neben sie, und nachdem seine Mutter Mann und Sohn Renaten vorgestellt, unterhielt diese sich mit den beiden alten Leuten, und bekümmerte sich gar nicht um Emmerich, den sie impertinent fand. Er hingegen wendete den Blick so wenig wie möglich, und die Gedanken gar nicht von ihr weg. Er

wollte ihre Erscheinung im vollen Einklang mit ihrem Spiel haben; und das gelang ihm nicht. In der Kunstausübung fühlte sie sich in einer Sphäre, wo sie die volle Energie, die mächtige Tiefe ihres Wesens furchtlos offenbaren durfte, wo es keine Grenzen der Sitte, der Convenienz gab, wo alle Rücksichten aufhörten und alle Schranken vor dem Genius fielen, wo sie frei, frisch, tief, aus voller Brust Athem holen konnte. Im Leben konnte sie das nicht; die Verhältnisse beengten sie fürchterlich. Sie durfte es sich aber nicht merken lassen — sagte ihr der Takt, welcher der Instinkt des Weibes ist; und so kam etwas Gezwungenes in sie, besonders Männern gegenüber. Sie wollte verbergen, daß sie im Grunde ein wenig Scheu vor ihnen hatte, und daß sie zuweilen nur aus Schüchternheit abstieß.

Sie sprach nicht drei Worte mit Emmerich.

„Nun, Emmerich! was sagst Du zu meiner jungen Freundin?“ fragte ihn später seine Mutter.

„Was soll ich zu ihr sagen, wenn sie nichts zu mir sagt, Mama!“ rief Emmerich lustig.

„O Ihr Männer! sagte die alte Gräfin scherzhaft, doch innerlich bedenklich; richtet sich Euer Urtheil denn immer nach den Auszeichnungen, die eine Frau Euch geschenkt hat?“

Emmerich war guter Laune. „Mama! entgegnete er, ich will Dir unter der Bedingung daß Du mich nicht Ketzer schiltst etwas sagen.“

„Nun das wird eine arge Ketzerei werden! aber ich will den Vorwurf höchstens denken, nicht aussprechen.“

„Also: ich glaube, daß Du der Gräfin Dobenegg gewaltig imponirst und der Vater mit seinem weißen Haar und Adlerauge noch mehr. Mit mir allein würde sie weniger schüchtern sein.“

Die Mama ballte schweigend ihr Taschentuch, und warf mit der kleinen zerfallenden Batistkugel nach Emmerich. Er fing es auf und sagte lächelnd:

„Wie das gefährlich ist den Damen eine abweichende Meinung vorzulegen.“

Aber um eilf Uhr wickelte er sich in seinen Mantel — denn es regnete heftig — und ging auf seinen Posten. Hatte ich nicht Recht der Mama zu sagen, daß sie mit mir allein weniger schüchtern ist? murmelte er vor sich hin, als ihm Renata eine feurig jubelnde Improvisation entgegen warf. O! ich möchte sie kennen .... bis ins Herz! .... —

Er fing an sich so viel wie möglich dem Doctor Weinhold zu nähern, und ihn reden zu machen über Renata, ihre Verhältnisse, ihre Existenz zu Ebernbach; und Weinhold ging gern, jedoch mit

schicklicher Zurückhaltung auf diese Gespräche ein. Manche Fragen Emmerichs konnte — andere wollte er nicht beantworten.

„Sein Sie doch nicht so zaghaft, Doctor; sagte Emmerich; erzählen Sie mir frischweg wie sich, oder eigentlich wer Gräfin Dobenegg's Heirath gemacht hat. Ich muß Ihnen gestehen, ich finde ein solches Machwerk gewissenlos und ganz empörend."

„Ein Grund mehr für mich um darüber zu schweigen, Herr Graf! entgegnete Weinhold lächelnd; wenn Ihnen die Versicherung meiner Unwissenheit in diesem Punkt nicht genügt."

Emmerich schüttelte halb unwillig den Kopf, und als seine Mutter eines Tages ganz entzückt von Renatas Klavierspiel, das sie zum erstenmal gehört hatte, heimkehrte, ergriff er die günstige Gelegenheit, und rief, den Unwissenden spielend:

„So musikalisch ist sie? O Mama, dann werd' ich Dich doch bitten mich einmal zu ihr zu führen."

Er war es überdrüssig Renata gleichsam nur in der Geisterwelt zu kennen.

„Du darfst zu ihr gehen, heut Nachmittag, während ich mit Deinem Vater spazieren fahre. Ich habe Dir ihre Erlaubniß erwirkt, und ich wiederhole Dir, Emmerich, daß Du mir dafür danken

wirst" — sagte Tags darauf seine Mutter. Und er küßte ihr im Voraus dankbar die Hand.

Jetzt werd' ich sie also in der Nähe hören und .... sehen! dachte Emmerich, und nahm mit freudigem Herzklopfen seinen Hut. — Renata empfing ihn freundlich. Nie anders als mit Thränen im Auge hatte seine Mutter von ihm gesprochen, und nicht Worte genug gefunden um seine Zärtlichkeit, seine Geduld, seine unermüdliche Ausdauer und Sorgfalt für den Vater zu loben. Die Freude der Mutter und die Aufopferung des Sohnes begriff Renata. Im Verständniß eines edlen Gefühls begegnete sie sich mit Emmerich. Das war der Keim, aus dem ihre Liebe schön, hoch und edel wie eine Palme aufwuchs.

Emmerich sagte ihr nach den ersten Begrüßungen daß und wie er ihr seit mehren Wochen wahrhaft selige Stunden verdanke. Renata machte ein etwas ungläubiges Gesicht. Als er hinzufügte er habe nicht einmal gewußt wer diese zauberische Klavierspielerin sei, wurde das Gesicht gar spöttisch und Renata sagte:

„Diese nächtlichen Promenaden waren also außerordentlich romanesk, und nach Gebühr mit Geheimniß umgeben!"

„Ja, entgegnete Emmerich trocken, ich bin nun einmal romanesk."

Renata lachte unwiderstehlich hell auf. „So fragte sie, also Sie lieben Abentheuer?“

„Abentheuer? o nein, gnädige Gräfin! aber Dinge, Menschen, Begebenheiten, die nicht alltäglich, und daher unerhört selten sind; — Erscheinungen, um die sich ein kleiner Nimbus von innerer Herrlichkeit, von wunderbaren Gaben legt“ .... —

„O Schade! unterbrach ihn Renata. Diese Vorliebe ist sehr begreiflich und auch sehr allgemein, sollt' ich denken; nur aber gar nicht romanesk. Das Alltägliche in etwas Ueberirdisches zu verwandeln, eine Dulcinea in die Herrin der Hulden, mein armes Klavierspiel in Sphärenmusik — das, Herr Graf, ist romanesk. Sie haben kein Recht sich so zu nennen.“

„Allerdings nicht nach Ihrer Definition .... aber nach der meinen.“

„Ah, Sie wollen durchaus für romanesk gelten! ich glaubte das wäre nicht Mode.“

„Ich will für nichts gelten, rief Emmerich eifrig, als für einen aufrichtigen Bewunderer Ihres herrlichen Spiels. Darf ich?“ fügte er hinzu, öffnete den Flügel und versuchte ihn — aber mit Meisterhand.

„Das ist freilich ein ganz anders durchgebilde-

tes Spiel als das meine, sagte Renata gelassen, als Emmerich nach fünf Minuten aufsprang. Ich begreife nicht, wie Sie mir haben zuhören mögen."

„Wegen des Ausdrucks und der Seele in Ihrem Spiel! dadurch ist es ganz eigenthümlich und über jedem Vergleich. O, ich bitte! spielen Sie."

„Unter der Bedingung, daß hinfort die nächtlichen Promenaden aufhören, Herr Graf."

Emmerich verbeugte sich schweigend, und Renata spielte brillant äußerst brillante Variationen auf eine ungarische Volksmelodie.

„O, ich höre wieder heut Abend auf der Bank da draußen zu! rief Emmerich am Schluß. Ich hörte so eben eine Virtuosin .... jedoch nicht Sie. Nein, Sie spielen ganz anders."

„Nicht doch!" erwiderte Renata mit Kälte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, denn sie wußte recht gut, daß Emmerich die Wahrheit gesagt, und wunderte sich, daß er sie so richtig erkannt hatte. Sie war nicht gewöhnt an ein solches Verständniß, und hatte fast Lust sich vor ihm zu fürchten. Sie richtete einige gleichgültige Fragen an Emmerich über seine Lieblingscomponisten. Als er gewahrte, daß sie im Grunde nur noch abwehrend sprach, nahm er Abschied. Unten an der Treppe

stieß er auf Egon, der sich anschickte Renata zum Spaziergang abzuholen. Da Weinhold ihn begleitete, grüßte Emmerich Beide, und fragte Egon wie er sich befinde, und ob Ischl ihm gefalle.

„Sehr gut! außerordentlich gut! erwiderte Egon mit seinem gewöhnlichen zerstreuten Blick. Nirgends giebt es schönere Blumen .... und damit sie nicht welken, pflücke ich sie für mein Herbarium. Es giebt ein Pulver für sie ..... dann behalten sie auch die Farben, die blaßrothen und violetten.... kennen Sie das?"

„Gewiß!" entgegnete Emmerich ganz entsetzt über diese incohärente Rede, von der er nichts verstanden hatte, und entfernte sich schleunig.

„Mutter! rief er, als er in ihr Zimmer trat, es passiren Infamien in der Welt, deren Urheber gebrandmarkt werden müßten! Graf Dobenegg ist ja total irrsinnig, redet von Blumen, die Pulver einnehmen müssen um schön zu bleiben" .... —

Der alte Herr lachte. Die Mutter sagte:

„Du hast ihn nicht verstanden! Er meint ein gewisses Pulver, das man auf die getrockneten Blumen streut, und das ihnen die zarten Farben erhält. Von schwachen Begriffen und konfusen Reden ist er allerdings!"

„Und diese Frau hat man an ihn verkuppelt! O,

das ist aber infam! Das müßte verboten — oder unmöglich gemacht werden. Solche Ehe ist keine, und da sie nie gültig war, kann sie auch aufgelöst werden!"

„Emmerich! rief die Mutter, was fällt Dir ein! was geht Dich das an! — Ich bitte Dich, mache nur nie eine ähnliche, noch so leise Andeutung gegen die Gräfin. Es kränkt sie tödtlich! leider ist mir einmal dergleichen entschlüpft. Der arme kranke Mann ist nicht irrsinnig, nur schwach, und sie pflegt ihn mit unermüdlicher Treue. Wenn sie darin ihre Befriedigung findet, weshalb bemitleidest Du sie?"

„Du sprichst gegen Deine Ueberzeugung, Mama; erwiderte Emmerich. Bei sechzig Jahren wäre es möglich, bei zwanzig nicht — auch nicht für die allertugendhafteste und edelste Frau, für die ich gern Gräfin Renata halte. Man erfüllt seine Pflicht, und hat folglich ein gutes Bewußtsein; aber das Leben ist und bleibt leer."

„Leer von den phantastischen und egoistischen Schmerzen und Wonnen Eurer Liebe, Eurer Leidenschaft; ja, Emmerich! rief die Mutter; — aber erfüllt von guten Gedanken, von reinen Gefühlen, von frommen Handlungen! wie darfst Du das leer nennen!"

„Gott behüte mich vor den Menschen, die nichts geliebt haben als ihre Pflicht, entgegnete Emmerich gedankenvoll. Sie halten sich für die Auserwählten, für die Starken, die Reinen. Kalt sind sie und starr, ohne Nachsicht, ohne Zugänglichkeit für fremde Seelenzustände. Beherrschung, Entsagung, Selbstüberwindung sind ihnen zur Natur geworden. Lieber lehnte ich mein Haupt auf einen Stein, als an die Brust eines solchen Menschen."

„Da hast Du Unrecht, Emmerich! das wäre wirklich kein Mensch mehr, sondern ein Heiliger."

„Liebe Mutter! rief er freudig, nenne nicht die Heiligen, wenn Du Recht behalten willst; denn die sprechen für mich! Eine Magdalene, ein Augustin — haben sie nie etwas Anderes geliebt als ihre Pflicht?"

„Würdest Du wünschen eine Magdalene zu lieben?" fragte die Mutter, und machte nach Frauenart die allgemeine Diskussion zu einer persönlichen.

„Wünschen? zu der Sphäre der Liebe fliegt ein so ganz bestimmter und in eine Form gekleideter Wunsch nicht eher empor, als bis man einen Gegenstand im Auge hat. Aber ich weiß, Mama, daß ich mich eben so wenig über die Magdalene grämen würde, als Du Dich grämen würdest den

St. Augustin geliebt zu haben, oder von ihm geliebt worden zu sein. — Und was sagst Du dazu, lieber Vater?" wandte er sich an den alten Herrn.

„Ich wundere mich, Emmerich, entgegnete der, daß Du noch immer unerfahren genug bist um einer Dame zuzumuthen ehrlich und frischweg von der Liebe zu sprechen. Das ist gegen die Natur der Frau! die Liebe ist ihr Geheimniß."

Um eilf Uhr Abends ging Emmerich wie gewöhnlich bis vor Renatas Thür. Sie spielte prächtig, und nicht um sich hören zu lassen mit Haltung und Gemessenheit. Auf einmal fiel ihr mitten in der Passage ein, daß Emmerich gesagt hatte, er werde dennoch wieder zuhören, und um sich davon zu überzeugen sprang sie blitzschnell auf und ans Fenster. Richtig! da saß ein Zuhörer unten auf der Bank: das war er! — Unschlüssig und ein wenig verdrießlich trat sie zurück, wollte nicht mehr spielen, setzte sich dennoch wieder hin, versuchte es aber ohne Brio, und schloß endlich den Flügel mit den halblauten Worten: Es ist aber unangenehm so belauscht zu werden. — Emmerich begriff nicht was da oben geschehen sein könne. Die Musik war abgebrochen und ertönte nicht wieder Traurig ging er heim.

Renata bat seine Mutter im scherzhaften Ton.

aber ganz ernstlich, Emmerich möge so gut sein und die Station unter ihrem Fenster aufgeben. Dies heimliche Lauschen genire sie. Die alte Gräfin wußte nun auf einmal wohin ihr Sohn immer gegangen war. Sie neckte ihn sehr mit seinen Mondscheinpromenaden à l'espagnole; aber Emmerich entgegnete kaltblütig: Renata dürfe nicht verlangen, daß er sie aufgebe, es sei sein größtes Vergnügen in Ischl und er äußre als Zuhörer kein störendes Lebenszeichen. Die Mutter rieth ihm sich mit Renata selbst zu verständigen, und Emmerich ging zu ihr und trug ihr sein Anliegen vor.

Erröthend entgegnete sie: „Ich begreife Sie nicht. Setzen Sie Sich doch selbst an Ihr Piano, dann werden Sie leicht jede andere Musik vergessen.“

„Ich will sie aber nicht vergessen! mich selbst, den Gang meiner Gedanken, die Richtung meiner Gefühle, die beständige Verschlingung und Entwickelung meines Innern kenne ich zur Genüge! meiner Wagnisse bin ich überdrüssig, meine Bestrebungen gefallen mir nicht! Alles was ich leiste, was ich bin, langweilt mich; ich mag nicht mehr an mir studiren. Wie ein Anderer die Musik handhabt, was er aus ihr macht, ob sie ihm dient zu einem glänzenden Exercitium, ob er ihr dient

wie ein freudiger Priester: das interessirt mich, gnädige Gräfin! und darum erlaube ich mir mit tiefer Theilnahme Ihren nächtlichen Phantasien zuzuhören."

„Ach, wenn ich es doch nie erfahren hätte! rief Renata; jetzt bin ich nicht mehr unbefangen. Sie müssen Sich nur vorstellen, daß ich gar und gar nicht daran gewöhnt bin vor irgend Jemand zu spielen, um das zu begreifen. Mir ist die Musik ein Umgang geworden, eine Gesellschaft. Wir sind zu Zweien darin: ich frage, und bekomme Antwort; ich klage und finde Trost; ich freue mich und begegne der Einstimmung; ich zweifle und schwanke, und Glauben und Klarheit kommen über mich; es ist Nacht um mich her, und es wird Licht. Glühende Gebete, tief ernste Gespräche, lange süße Träumereien, Umgang mit höheren Geistern — Alles das ist mir die Musik, ein Seelenvertrauter, ein unerschütterlicher Freund, der mich nie mißverstehen, und nie verlassen wird. Daher gehe ich anders mit ihr um, als man sonst zu thun pflegt; doch nur unter vier Augen — grade so wie man einem Freund auch nur unter vier Augen Geheimnisse anvertraut; begegnet man ihm unter Menschen, so spricht man von gleichgültigen Dingen, denn man fürchtet die Profanation."

„Das ist hart!“ rief Emmerich.

„Es ist doch ganz wahr,“ entgegnete sie sanft.

„Und in diesem Sinn gleichgültigen Geplauders spielten Sie mir vorgestern die Variationen vor?“

„Ja!“ sagte sie unbefangen.

„Und haben Sie nie den Wunsch gehabt und das Glück gekannt vor einem Menschen aus Ihrem Innern heraus zu spielen?“

„Doch! rief sie, und eine Thräne trat ihr plötzlich ins Auge; aber sie zerdrückte sie schnell. Egons Mutter — ja! der spielte ich meine ganze Seele vor — denn das war eine Seele! und jetzt scheint mir oft als rede ich mit ihr über der Erde, wie ich es ehedem auf der Erde that. — Ich hoffe, fuhr sie gefaßter fort, Sie begreifen nun, weshalb ein Fremder mich stört.“

„Vollkommen, sagte Emmerich, und ich verspreche Ihnen, daß ich es nicht mehr thun werde.“

Er brachte das Gespräch auf andere Dinge, dann allmälig wieder auf Musik, und fragte endlich: ob sie nicht mit Begleitung oder vierhändig spielen möge. Seit Augsburg, und mit ihrem Lehrer habe sie leider keine Gelegenheit dazu gehabt, entgegnete Renata, und als Emmerich ihr vorschlug ein Paar Beethovensche Symphonien zu vier Händen arrangirt, die er zwischen seinen Noten habe,

mit ihm zu spielen, nahm sie es gern an und sagte:

„Das wird eine excellente Übung für mich sein; ich kann viel von Ihnen lernen.“

Emmerich ging fröhlich von dannen, erzählte der Mutter wie günstig sich die Dinge für ihn gewendet, und verschrieb auf der Stelle eine Masse vierhändiger Musikalien aus Wien. Seinem Wort getreu blieb er am Abend daheim. Es war eine heiße, schwüle Nacht, Gewitterwolken hingen am Himmel, und stumme Blitze flogen wie scheue Vögel am Horizont auf, um sogleich wieder zu verschwinden. Er öffnete seine Fenster, setzte sich an seinen Flügel und spielte mit dem Gedanken an Renata. Es drang kein Ton bis zu ihrer Wohnung. Sie spielte auch, aber zerstreut. Ob er sein Wort hält? — Wie wird er nicht! — so ging es auf und ab in ihrer Seele. Sie sprang zuletzt ganz ungeduldig auf und ans Fenster. Es war schwarze Nacht, und der Platz auf der Bank leer. Ich wußte wol daß er sein Wort halten würde! sprach sie zufrieden zu sich selbst, legte sich in das geöffnete Fenster, blickte träumerisch in die Finsterniß hinein und schlug keinen Ton mehr an.

Am andern Nachmittag kam Emmerich mit seinen Symphonien. Am nächsten mit neuen Musi=

kalien; und fortan täglich. Da er weit besser als Renata spielte, was die Fingerfertigkeit betraf, so mußte sie sich enorm anstrengen um einigermaßen Schritt zu halten. Das war ihr angenehm. In ihrer Einsamkeit hatte sie so lange schon jeden Wetteifer vermißt, welcher doch der reizende Sporn des Talents ist! Diese Neuheit gab ihr frische Anregung. Sie studirte, sie übte sich Schwierigkeiten zu überwinden. Sie bekam eine wahre Leidenschaft für das Piano. Ihre Abendmusik nahm aber einen andern Charakter an: es waren eben Etüden, nicht mehr der unbefangene Ausdruck der Seelenzustände und inneren Stimmungen. Ein tiefes und mächtiges Streben verkündete sich in ihnen, ein höherer und kühnerer Flug, als sie je genommen, und zuweilen eine unsägliche Abspannung. Neue Elemente regten sich, wie in der Natur, wenn es Frühling werden will.

Die Bäder bekamen dem armen Egon sehr gut, und die Bergluft, die Spaziergänge, die schöne Gegend erfreuten ihn etwa so, wie sie ein Kind erfreuen würden, dem etwas Neues immer etwas Angenehmes ist. Doctor Weinhold hoffte wirklich mit dieser Kur der krankhaften innerlichen Zerrüttung entgegen arbeiten zu können; Ischl hatte grade damals eine außerordentliche vogue und wahrhafte

Wunderkuren gemacht. Renata gab sich freudigen Hoffnungen hin. Sie fand Egon weniger zerstreut — wie sie mild seine geistige Abwesenheit zu nennen pflegte — fand ihn aufmerksamer, ruhiger; und fühlte sich selbst so glücklich, wie vielleicht noch nie. Emmerich fand dies Alles barbarisch und grausam. Er sagte zu Weinhold:

„Was bilden Sie Sich denn eigentlich ein, Doctor? daß der arme Dobenegg so wird wie unsereins? eine so kolossale Chimäre läßt Ihr gesunder Menschenverstand nicht aufkommen. Bei dreißig Jahren, giebt es keine totale Regeneration mehr. Aber eine partielle Genesung bezwecken Sie? lieber Doctor, da sehen Sie Sich genau vor, was Sie thun! Wenn der Leib stark und kräftig wird, so kann sein Zustand in eine animalische Wildheit und Brutalität übergehen, die viel beängstigender ist als seine gegenwärtige, ich mögte sagen vegetabilische Existenz. Und wird der Geist klarer und fester, so geräth der Aermste in den allerbeklagenswerthesten Zustand, weil ihm dann erst recht ein Licht über sein Schicksal, und über die Entbehrungen aufgeht, denen er sich unterziehen muß. Ich finde es menschlicher, sowohl für ihn als für die Gräfin, wenn man ihn in seinem traumbefangenen Schattenleben läßt.“

„Nein, mein guter Doctor, rief Emmerichs Mutter, lassen Sie Sich nicht abschrecken! wer kann denn wissen, ob nicht Leib und Geist miteinander, wenn nicht ganz genesen, aber doch sich erkräftigen werden. Ischl thut Wunder gegen Alles was Scrophel ist, und dies Leiden ist doch gewiß hier im Spiel, also kann es auch gewiß beschwichtigt werden. Nein, nein! wer weiß ob Dobenegg nicht zum Gebrauch seiner Sinne kommt! wer weiß ob er nicht Kinder haben wird ....“

„Mama! rief Emmerich sehr lebhaft, Du wirst aus Theilnahme für Graf Dobenegg hyperbarbarisch.“

„Warum? fragte Weinhold gelassen; Herr Graf, es giebt Fälle wo die Krankheit sich nicht auf die Nachkommenschaft vererbt hat; und es giebt Krankheiten, die eben so traurig sind und sich eben so leicht vererben, z. B. die Schwindsucht, und die doch Niemand von der Ehe zurückhalten. Wenn keine andere Menschen heirathen dürften, als die, welche vollkommen gesund an Körper und Geist sind, so würde in unserer civilisirten Zeit das Geschlecht aussterben.“

„Sie treiben die Dinge auf die Spitze, lieber Doctor, entgegnete Emmerich; aber es ist dennoch meine aufrichtige Meinung: ich würde mit sehr

ruhigem Gewissen die Familie Dobenegg aussterben lassen, und den Tod des Grafen Egon für kein so großes Unglück halten, als die Geburt seines Kindes. Was? nachdem die unglückliche Frau jahrelang das fürchterliche Schauspiel seiner Krankheit vor Augen gehabt hat, soll sie ihr Lebenlang zittern für dasselbe Elend bei ihrem Kinde? Nein! schon eine solche Möglichkeit darf nicht statt finden, und so wie Graf Dobenegg einigermaßen hergestellt werden sollte, muß die Gräfin sich von ihm trennen!"

„Aber Emmerich! sagte seine Mutter, ganz erstarrt über die fieberhafte Lebendigkeit, mit der er sprach; Du nimmst einen so ungewöhnlichen Antheil" .... —

„Schlimm genug, wenn er ungewöhnlich ist, gute Mutter, unterbrach Emmerich sehr sanft; ich meine, daß er nur menschlich genannt werden kann. Uns Allen flößt diese Frau das herzlichste Interesse ein, und da kann man wol warm werden, Jeder nach seiner Denkungsart, wenn von irgend einer Veränderung ihres Schicksals die Rede ist. Übrigens aber fürchte nichts! der Sohn meiner Mutter wird nicht der Rival eines .... Cretins."

Er stand auf und verließ das Zimmer. Doctor Weinhold unterhielt sich höchst gelassen mit seinem

Collegen über das Fortleben der Krankheiten in Familien, mit der räthselhaften Überspringung einer Generation; und die alte Gräfin dachte beängstigt den ganzen großen Kreis ihrer Bekanntschaft durch, um darin eine Frau für Emmerich ausfindig zu machen — denn dies schien ihr plötzlich von der höchsten Nothwendigkeit.

Emmerich ging zu Renata; aber er fand sie nicht, sie war bei Egon. Der Diener wollte ihn unten bei dem Ehepaar melden, doch Emmerich verbat es. Er hatte nie Renata mit ihrem Mann anders als im Wagen gesehen, und ihm graute vor der häuslichen Umgebung eines Zimmers. Um sich zu zersteuen lief er zum Kalvarienberg hinauf, und dabei überlegte er was aus Renata werden solle. Sein einziger Trost war seine Zuversicht, daß Egons Zustand unverbesserlich sei, was auch die Ärzte sagen mögten. Das beruhigte ihn, und endlich kehrte er gelassen heim, und fragte sich selbst ganz erstaunt, wie er in eine so leidenschaftliche Aufregung habe gerathen können für eine Frau die er nicht liebe, und in die er nicht einmal flüchtig verliebt sei. Ich habe nur ein so unsägliches Mitleid mit ihr — sagte er zuletzt.

Als er am andern Tag „zur Musikstunde,“ wie er es scherzhaft nannte, zu ihr kam, saß sie am Flü-

gel und spielte eifrig. Er machte ihr ein Zeichen sich nicht stören zu lassen, und setzte sich ihr gegenüber. Zum ersten Mal fand er, daß sie gar lieblich aussehe. Bis dahin hatte er sie kaum hübsch gefunden, und sie war es auch nicht; ihre Züge hatten nichts Frappantes, und der Ausdruck derselben war so still und ruhig, daß man sich ihrem Antlitz gegenüber wie am Ufer eines stillen Wassers fragen konnte: aber wie sieht es denn eigentlich aus? Genug, Emmerich entdeckte plötzlich ganz ungeahnte Schönheiten in ihr, von denen er sich aber selbst nicht Rechenschaft geben konnte. Weil er sich so sehr für sie interessirte, fand er, daß sie interessanter als irgend eine Frau sei. Sein Blick heftete sich mit unaussprechlichem Mitleid auf dies Wesen, das härter gefesselt war, als der Sträfling im Bagno, und das von allen Herrlichkeiten der Welt nichts kannte als — Entsagung. Sein Herz wurde immer schwerer, sein Blick immer trüber. Wird sie das einsame liebeleere Leben auf die Dauer ertragen? unmöglich! so lautete sein heimlicher Zwiesprach; und wenn nicht .... wird sie dann glücklich werden? — — Renata machte den Schluß, und sah ihn plötzlich mit ihrem klaren Augenaufschlag an. Ihm wurde ganz heiß; er schämte sich seiner Zweifel, und sagte sehr ernst:

„Sie sind bewundernswerth, gnädige Gräfin, und wahrlich weit tüchtiger als ich.“

„Sie sagen das so feierlich, als ob es Ihnen Leid thäte, erwiderte Renata heiter. Regt sich vielleicht der Künstlerneid in Ihnen, mit dem alle großen Genies behaftet sein sollen?“

„Ich versichere Sie es ist nicht möglich gleichgültig zu bleiben, wenn man sich überflügelt sieht.“

„Und ich habe gemeint das müsse der Triumph des Lehrers sein, solchen Schüler gebildet zu haben.“

„Sie sind auch gar zu wenig egoistisch, Gräfin! mit so vollkommnen Charakteren ist für unsereins das Leben schwer!“ rief Emmerich.

„Nun nun! sagte Renata mit einem gewissen kalten Ausdruck in Ton und Blick, der ihr häufig eigen war; wir vertragen uns doch recht gut nebeneinander — besonders am Piano.“

Sie nahm ein vierhändiges Musikstück, dessen erste Partie sie spielte, rückte höher hinauf am Flügel, machte Emmerich Platz und sagte ein wenig spöttisch:

„Sehen Sie wie gut das geht! wir haben Alle Raum in der Welt.“

Emmerich schwieg. Er hatte Lust sich über sich selbst zu ärgern. Während er sich ihre Schicksale aufs Innigste zu Herzen nahm, spottete sie! Nun,

dachte er heimlich, so will ich mich denn auch nicht mehr um sie grämen. Ohnehin sieht sie aus, als wisse sie sich recht gut gegen jede übertriebene Anmaßung zu vertheidigen.

Sein fortdauerndes Schweigen, auch in den Pausen zwischen den verschiedenen Sätzen, befremdete Renata. Sie hatte wenig Weltgewohnheit, weil ihr dazu die praktische Uebung fehlte; aber daher nahm sie zu schnell eine defensive Stellung an: das fühlte sie wol! hätte sie beständig unter Menschen, unter Ihresgleichen gelebt, so würde sie sich sehr bald mit der unendlichen Gleichgültigkeit bekannt gemacht haben, welche hinter all' den theilnehmenden und charmanten Phrasen und Complimenten liegt, und ihnen keinen höheren Werth beigelegt haben, als jeder andern Salontoilette. Jetzt war ihr das aber etwas Fremdes, und sie meinte: wenn auch nur die Hälfte aller schönen Worte wahr sei, so wäre das dennoch zu viel; — und dagegen vertheidigte sie sich. Sie fürchtete es möge zu scharf gewesen sein, als sie jetzt Emmerich ungewöhnlich schweigsam sah. Doch spielte sie gelassen und auch ohne eine Sylbe zu reden das Conzert durch, und fragte dann:

„Ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren?"

„Ja wol! entgegnete Emmerich; das Allerun-

angenehmste! ich habe einen Mißgriff gethan, und der klingt mir nun grell im Ohre fort."

„Versuchen Sie doch ihn harmonisch aufzulösen," sagte Renata freundlich ohne eigentlich Emmerich zu verstehen.

Ihr Lächeln, sobald sie aufrichtig aus wahrer Freude oder Freundlichkeit lächelte, war so treuherzig und kleidete sie so gut, daß man nicht anders konnte, als Vertrauen zu ihr zu fassen, und gleichsam befreit von schwerer Last antwortete Emmerich hastig:

„Das muß vierhändig geschehen."

„Gut! sagte sie, so wollen wir noch einmal von vorn anfangen."

Sie waren ganz vertieft in der Musik, als Renatas Kammerjungfer mit Hut und Shawl eintrat und meldete, daß es fünf Uhr geschlagen, der Graf bereit, und der Wagen vorgefahren sei. Mitten im Takt brach Renata ab, stand auf, nahm sich kaum Zeit den Hut aufzusetzen, und lief die Treppe hinab. Emmerich folgte ihr ganz verwundert über diese monströse Pünktlichkeit. Egon saß schon im Wagen, wie die Kinder, die auch nie den Moment der Abfahrt erwarten können, und da sein Platz immer zur Linken war, so mußte Renata an ihm vorbei in die Kalesche steigen.

Das machte ihn verdrießlich und er murmelte etwas, das Niemand verstehen konnte. Als der Wagenschlag geschlossen werden sollte, rief er hastig:

„Nein nein! ich bitte ja daß Sie auch mitfahren.“

Emmerich, der Renaten die Hand zum Einsteigen gegeben hatte, ahnte nicht, daß diese Einladung ihm gelten könne, bis Egon abermals und sehr ungeduldig sagte:

„Nun? werden Sie mit uns fahren?“

Und bis Renata tieferröthend hinzufügte: „Würden Sie nicht die große Güte haben, Herr Graf?“ — Ihre Stimme zitterte. Emmerich setzte sich geschwind ihr gegenüber und Egon fing an:

„Ich habe neulich bemerkt, daß Sie sich auch für die Botanik interessiren, und getrocknete Blumen lieber mögen als frische; da werden meine Herbarien Ihnen gewiß gefallen.“

Emmerich hatte die größte Lust zu dem Allen ein unumwundenes Nein zu sagen, aber Renata winkte ihm leicht mit den Augen, und es verwandelte sich in Ja.

„Dann werde ich mir die Erlaubniß nehmen Ihnen nächstens meine Herbarien vorzuzeigen, Herr Graf,“ erwiderte Egon äußerst höflich, lehnte sich zurück und schwieg.

Renata nahm sich zusammen, überwand ihre momentane Verlegenheit, der sie sich, Fremden gegenüber, nicht auf der Stelle erwehren konnte, und sagte ruhig:

„Es ist Egons größtes Vergnügen seine Herbarien zu zeigen, und Sie könnten wol einmal freundlich genug sein ihm diesen Gefallen zu thun, lieber Graf.“

Emmerich versprach es. Ihrer Ruhe gegenüber schwand auch seine Verlegenheit. Sie sprachen miteinander, gleichsam tête à tête, denn Egon mischte sich nicht mehr in die Unterhaltung. — Man fuhr eine steile Höhe auf schmalem Wege hinan, längs dem schroffen Ufer eines reißenden Gebirgswassers. Ein Pferd stolperte, erschrack, ging rückwärts; das andre konnte nicht allein den zurückgehenden Wagen aufhalten. Er drehte sich, immer rückwärts gehend, dem Abgrunde zu. Der Diener sprang hinten vom Lakaiensitz, und rannte nach vorn um die Pferde zu halten. Das machte sich aber Alles geschwinder als der Gedanke, und ohne daß die im Wagen sitzenden Personen eine Ahnung von ihrer Gefahr hatten! Erst als Emmerich den vorbeischießenden Diener sah, ward er aufmerksam, und blitzschnell sprang er aus dem Wagen, und hielt ein Hinterrad auf, als es ge-

rade mit der nächsten Umdrehung in den Abgrund hätte rollen müssen.

„Steigen Sie aus! geschwind, Gräfin, um Gotteswillen geschwind! rief er.

Renata war auch schon leicht wie ein Vogel auf der Erde; aber bevor Egon, ohne andere Hülfe als die Hand seiner Frau, mühsam den Tritt hinabgestiegen war — das dünkte Emmerich ein Jahrtausend. Kaum einen Zoll vom Abgrund stand er, und stemmte sich mit seiner ganzen eisernen Kraft gegen den Wagen, bis endlich die Pferde standen. Darauf legte er große Steine unter die Hinterräder, und sah sich nach Renata um. Sie hatte Egon zu einem Steinhaufen geführt, und hielt ihm englisches Riechsalz vor, denn er war höchst erschrocken über diese Begebenheit, und besonders über die ungewohnte Weise, in der er ausgestiegen war. Als Renata Emmerich sah, todtenbleich, den Schweiß auf der Stirn, verlor sie auf einmal alle Fassung und rief erblassend:

„O Himmel! was fehlt denn Ihnen!“ — Sie brach in Thränen aus.

„Nichts fehlt mir, entgegnete er ruhig; Gottlob, daß ich da war.“

„Gottlob, daß Sie da sind! o Gottlob“! rief Renata fast jauchzend.

„Was ist denn eigentlich geschehen?“ fragte Egon beängstigt.

„Ich habe meinen Hut verloren, weiter nichts,“ entgegnete Emmerich lachend.

Renata blickte über den Uferrand hinab, und sah den Hut auf den Wellen tanzen.

„So leicht und nah war also Ihr Sturz!“ rief sie, legte die Hand über die Augen und trat zurück. — Sie wollte nicht weiter fahren, sondern umkehren. Emmerich bat sie es nicht zu thun.

„Kehren Sie jetzt um, so behalten Sie eine beständige Furcht, jedesmal wenn Sie einen Berg hinan fahren, sagte er; fahren Sie aber jetzt tapfer weiter, so geht die Erinnerung an den kurzen Schreck unter.“

„Ich bin nervos geworden,“ entgegnete sie.

„Eben darum! rief Emmerich. Bester Graf, wandte er sich an Egon, lassen Sie die Gräfin doch nicht umkehren.“

Egon starrte ihn ganz verblüfft über die unerhörte Zumuthung an, und sagte langsam: „Wenn sie aber will.“

„Ich glaube Sie haben Recht, guter Graf,

sagte jetzt Renata gefaßt und besonnen; nicht wahr, lieber Egon es wird besser sein."

„Ja, ja! es wird besser sein!" echote der, und man stieg wieder in den Wagen und setzte die Spazierfahrt fort. Emmerich machte Renata auf verschiedene Dinge aufmerksam: sie müsse nie ohne zwei Diener mit ihrem Mann ausfahren; sie müsse auf diesen Gebirgswegen eine leichtere Kalesche nehmen, oder diese mit vier Pferden bespannen lassen. Grade bei den Gelegenheiten, wo jeder Frau Hülfe und Besonnenheit des Mannes so ganz nothwendig ist, mußte ihm Renata's Hülflosigkeit doppelt schmerzlich auffallen. Sie kannte nicht das erquickende Gefühl einen Andern ihretwegen besorgt zu sehen. Sie war immer die Sorgende. Ihre Untergebenen und Diener suchten wol ihren Wünschen zuvorzukommen; aber in dieser Sorgfalt, so erfreulich sie ist, liegt doch Pflichtgefühl oder Dankbarkeit. Zum ersten Mal im Leben begegnete ihr ein Mensch, dem der Unterschied zwischen einer leichten und schweren Kalesche ihretwegen hochwichtig war. Es legte sich ihr gleichsam eine warme Hand aufs Herz — so rührte sie das! Mit demüthiger Freude wurde sie gewahr, daß man sich auch für sie interessiren könne. Diese Überraschung, dies ungewohnte Glück, hauchten

ein sanftes Rosenroth auf ihr Antlitz. Emmerich saß ihr gegenüber, ohne Hut; der Abendwind wehte ihm das Haar zurück, und bewegte es wie schwarze Flügel um sein Haupt. Die überstandene Emotion hatte seine Züge ruhig und ernst gemacht, die gewöhnlich etwas zu leidenschaftlich heftig im Ausdruck, jedoch in der Form immer ganz edel waren. Der stille Ernst stand ihnen um so besser, je seltener er war. Renata bemerkte es. Wie ein Todesengel! dachte sie, erschrack dann selbst über den unwillkürlichen Vergleich und suchte ihn in Zusammenhang mit der überstandenen Gefahr zu bringen. Aber sie blieb befangen, wagte nicht ihn anzusehen, und wußte nicht zu reden.

„Vergebung! sagte sie endlich; ich mache heute eine Erfahrung! Bisjetzt hab' ich jeder Nervenschwäche unzugänglich zu sein gemeint, und nun bin ich so durchschüttert vom Schreck, daß ich mich gar nicht erholen kann.“

„Ruhen Sie Sich aus, gnädige Gräfin;“ sagte Emmerich und versuchte nicht das Gespräch fortzusetzen. Es rollte sich ihm ein Strom von Gedanken durch den Kopf, über all' die Gefahren, die Renaten möglicher Weise begegnen durften, ohne daß Egon im Stande war ihr Stütze, Hülfe oder Trost zu gewähren — wie diese kleine Be-

gebenheit ihm gezeigt hatte. Er mußte sich Egons Zustand wol nicht so kläglich gedacht haben, als er sich grade jetzt offenbarte, denn ihm war zu Muth, als schaue er urplötzlich für Renata in einen Abgrund von Elend. — In tiefem Schweigen wurde die Spazierfahrt zurückgelegt. Aber für alle Angst, die Emmerich ausgestanden, rächte er sich an Doctor Weinhold, als er ihn am nächsten Morgen sah, indem er ihn mit Vorwürfen überhäufte, die scherzhaft klangen und sehr ernstlich gemeint waren.

„Ja, ja! schloß er seine Diatribe, daß der Dobenegg nicht auf dem Krankenbette sterbe, ist Ihre Sorge, mein Doctor. Ob er sich aber auf einer Promenade den Hals breche, und die Gräfin dazu — das geht Sie nichts an.“

„Sie haben gut reden, Herr Graf! erwiderte der Doctor äußerst gelassen. Ich beschäftige mich damit, was meines Berufs ist: Arzt bin ich, nicht Reisemarschall. In meiner bestimmten Funktion kann ich meine Autorität gelten machen; in jeder andern würde man sie bestreiten, würde sie Anmaßung, Eingriff in fremde Rechte nennen. Wenn Sie Sich das Mißtrauen, die Eifersucht, die Aufsässigkeit vorstellen, welche während einer Minorennität auf dem Thron zwischen den Vormündern ob-

walten: so gebe ich Ihnen mein Wort, daß Sie dieselben Erscheinungen im verkleinerten Maßstab in einem Hause finden, dessen Oberhaupt in einer permanenten Minorennität verbleibt.“

„Sie sind mir zu vorsichtig, Herr Doctor! rief Emmerich. Was! Eingriff in fremde Rechte? dem Kutscher zu sagen, daß er eine leichtere Kalesche nehme!“

„Im Hause meines Vaters würde mir vielleicht ebenso befehlerisch zu Muth sein, als Ihnen. Im fremden Hause befehle ich nur da, wo mein Beruf es mit sich bringt,“ sagte Weinhold unerschütterlich.

„Sie mögen Recht haben, erwiderte Emmerich, aber ich — würde es doch anders machen!“

Die Folge des gehabten Schreckens war für Egon ein sehr heftiger Anfall seines Übels, und Emmerich sah Renata in fünf Tagen nicht. Sie dünkten ihn die schwersten seines Lebens! Verzweifelter, elender, gereizter gegen das Schicksal, zerrissener im Herzen, hatte er sich gefühlt; aber so still und tief traurig nie! aber so bekümmert in der innersten Seele nie! Er nahm sich vor den Eltern zusammen, plauderte mit ihnen von gleichgültigen oder spaßhaften Dingen; doch sein Lächeln war zerstreut, und abwesend sein Blick. Wie soll das in Zukunft werden, wenn ich sie nie mehr

sehe? diese Frage beschäftigte ihn hauptsächlich, und lag sehr nah, weil allmälig die Saison zu Ende ging.

Als Renata endlich einmal zu seinen Eltern kam fühlte Emmerich sich erlös't von einer namenlosen Qual.

„O Gott! rief er, wie ist es schön wenn Sie da sind!"

„Ja, es ist ein gutes Zeichen!" entgegnete Renata heiter.

Das meinte ich nicht! sagte er heimlich zu sich selbst; und laut fragte er: „Darf ich denn nun zur Musikstunde wiederkommen? O wenn Sie wüßten, wie mir die Tage ...." — er besann sich und sagte: „die Nachmittage lang geworden sind!"

„Man kann sich unglaublich an eine Beschäftigung zu gewisser Stunde gewöhnen, erwiderte Renata, und besonders in der Muße des Badelebens: darum glaub' ich Ihnen ohne mir etwas darauf einzubilden."

Das war wieder ihr kleiner spöttisch abwehrender Ton, und Emmerich fragte sich, im Stillen ein wenig gekränkt, ob er denn immer eine solche Zurechtweisung verdiene. Nein! sagte er mit dem Blick in sich selbst. Doch sobald er Renata anblickte, so überkam ihn ein unendliches Vertrauen

zu ihr, und zwang ihn zu dem aufrichtigen, verschwiegenen Geständniß: Sie wird wol Recht haben! diesem Gesicht traue ich nichts andres als Gutes zu — und das ist doch schön für ein Menschenantlitz! — — —

Wie sonst zuvor kam er zu ihr, und nahm sich sehr in Acht jenen Ton hervorzurufen, der ihm so weh that. Dadurch wurde Renata immer freundlicher, immer unbefangener. Die unwillkürliche Scheu, die er zuweilen in ihr geweckt hatte, verschwand ganz. Sie gab sich dem ihr so neuen Vergnügen eines Umgangs, der in jeder Beziehung ihres Gleichen war, sorglos hin; Emmerich war im Grunde der erste junge Mann, mit dem sie in eine gesellige Berührung kam. Doctor Weinhold war freilich auch noch ziemlich jung, der Pfarrer in Ebernbach war es sehr, und sie waren auch Beide recht gescheut und gebildet, so daß man sich gern mit ihnen unterhielt, waren auch tüchtig genug um Achtung und Vertrauen einzuflößen; — aber es waren und blieben ihre Untergebenen, bei denen sie voraussetzen konnte, daß sie auf das mehr oder minder gute Vernehmen mit ihr Gewicht legen dürften. Es war keine vollkommene Freiheit in dem Umgang! Grund genug für Renata zu denken: Wer weiß, ob die beiden Männer

je ein Wort mit mir reden würden, wenn nicht ihre Lage sie dazu nöthigte? — Das brauchte sie bei Emmerich nicht zu denken. Er war frei! suchte er sie auf, so that er das sich selbst, nicht ihr zu Gefallen. In jedem Weibe liegt ein instinktartiges Bewußtsein seiner geheimen Macht. Auch Renata hatte es! doch sie fühlte sich immer nur als die Gräfin auf Ebernbach damit begabt; nie als Renata. Für Emmerich aber war die Gräfin auf Ebernbach ganz natürlich von gar keiner Wichtigkeit; nur die Renata konnte ihm etwas gelten. In ihrem ganzen Leben war kein lieblicherer Gedanke ihr durch den Sinn gezogen. Sie fühlte sich eingewiegt von stillem, seligen Glück. Wie groß es war, hätte sie daraus ermessen können, daß sie ganz und gar für die Gegenwart und in ihr lebte, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft. Das ist die Probe des reinen Glücks, und es hält sie selten aus; allein Renata hatte noch keinen Maßstab dafür. Sie hielt diese selige Zeit nicht für etwas so Außerordentliches, als sie in der That war; sie meinte, das könne so fortdauern ihr Lebenlang. Eine Steigerung wünschte sie nicht, eine Verminderung fürchtete sie nicht; woher hätten ihre Besorgnisse kommen sollen? — Egon befand sich gut. Zwar war sein letzter Anfall heftig gewesen, allein

er hatte sich schneller als gewöhnlich erholt: Beweis genug, daß seine Kräfte zunahmen. Sie wäre unter diesen Verhältnissen mit Freuden ihr ganzes Leben in Ischl geblieben, in dem kleinen engen Häuschen, in dem niedrigen Zimmer mit weiß übertünchten Wänden und mit Strohstühlen; versteht sich — auch mit einem Flügel.

Emmerich theilte diese friedliche Ruhe nicht mehr, weil er immer daran dachte, wie das werden solle, wenn sie in Ebernbach lebe und er in Pesth. Er zermarterte sich die Gedanken um die Möglichkeit einer Annäherung zu bewerkstelligen. Mit dem treuherzigsten Gesicht von der Welt hatte er dem Doctor Weinhold gerathen, seinen Patienten den Winter in Wien zubringen zu lassen, wo er Consultationen mit berühmten und geschickten Aerzten haben könne. Doch eben so treuherzig hatte Weinhold erwidert: er halte das, für diesen Winter wenigstens, nicht für zweckmäßig: man müsse jetzt den möglichen Erfolg der Kur abwarten, und dem Kranken Zeit zur Erholung lassen, indem ein solches Bad für den Augenblick sehr angreife. Wie soll das werden? — diese vier Worte wichen nicht aus Emmerichs Sinn, und warfen wie ein böser Zauberspruch einen so beängstigenden Schatten über seine Gegenwart, daß sie nur in Renatas unmit-

telbarer Nähe, wie in der eines guten Geistes, ihre Macht verloren. Fiel die Thür zwischen ihnen zu, so fragte er sich augenblicklich: Aber wie soll's werden? — Zuweilen gegenfragte die Vernunft: Und was denn eigentlich? — Nun, wie soll's mit ihr werden, daß ihr kein Leid geschieht, kein Unheil sie trifft, daß sie nicht kläglich untergeht in ihrer grabähnlichen Einsamkeit! antwortete sein Herz.

Der Tag von Egons und Renatas Abreise kam näher und immer näher, und immer tiefer gerieth Emmerich in die allerqualvollste Seelenstimmung. Wie heiter sie ist! sprach er zuweilen fast erbittert mit sich selbst; ohne Unruh, ohne Schwankung, ohne Bangigkeit! klar und licht wie der Himmel .... rein wie er! Das ist's! O sancta Renata, ora pro me! — — Sein Zorn ging unter in der andächtigsten Liebe, oder wendete sich gegen ihn selbst. Ich habe wol schon thörichte Leidenschaften gekannt, warf er sich vor, jedoch eine so thörichte noch nie; denn es ist grade so, als hätte jener Stern da oben mich verzaubert, mich durch unirdische Kräfte an seine Sphäre gefesselt, mir die Erde drückend und den Himmel doch nicht zur Heimath gemacht. O welche Thorheit, Emmerich! noch immer Leidenschaft für ein Weib? und gar .... was man eine unglückliche zu nennen pflegt? — — Er nahm sich

vor von eiserner Festigkeit zu sein, während er vor dem Abschied zitterte.

Übermorgen war der Reisetag; dann war er morgen. Als Renata erwachte und zu sich selbst sprach: morgen! und heut ist der letzte Tag! .... da war ihr zu Muth, als werde ihr das Herz in der Brust zerknickt, und sie drückte die Hände vor die Augen um diesen „letzten Tag“ nicht zu sehen. Schnell raffte sie sich jedoch auf, schellte ihrer Kammerfrau, und sagte entschlossen: Nicht doch! es wird noch mancher Tag kommen und gehen. — Sie ließ packen, ließ die Rechnungen einfordern, ordnete Alles an, was einer Abreise nach einem Aufenthalt von drittehalb Monaten vorhergeht. Dann ging sie zu Emmerichs Eltern um von ihnen Abschied zu nehmen, und da erst kam sie wieder zur Besinnung und mit ihr zum tiefen Schmerz. Emmerich war da als sie kam, allein er verließ bald das Zimmer; er konnte nicht einstimmen in das freundliche Geplauder seiner Mutter, auch nicht in die ernstere Theilnahme des Vaters. Ihm fehlten die Gedanken, die Worte, der Laut. Er hätte schreien können, sprechen nicht. Renaten war es lieb, daß er ging. Seine traurigen auf sie gehefteten Augen zehrten an ihrer Kraft. Nun blieb sie standhaft, auch beim Abschied von den Eltern;

und so groß war die Macht ihrer ernsten Gewöhnung, daß sie ganz wie sonst mit Egon speiste und spazieren fuhr, ohne sich zu erlauben auf Emmerich zu warten, der zur hergebrachten „Musikstunde“ nicht kam.

Es dunkelte bereits als sie heimkehrten. Mit unsäglicher Beklemmung betrat sie ihr Zimmer. Halb und halb hoffte und fürchtete sie zugleich, Emmerich könne sie erwarten. Er war nicht da, und das Zimmer unbehaglich leer wie am Vorabend einer Abreise. Nichts bot sich ihr zur Zerstreuung dar, als der geliebte Flügel. Sie griff einen harten Akkord, der fast wie ein Schrei klang; dann legte sie sich mit dem Kopf und mit beiden Armen über den Flügel, und weinte wie sie in ihrem Leben nicht geweint, als ob sie ihre Seele aushauchen wollte. — Ein Diener schreckte sie auf, der Licht brachte und zugleich Emmerich meldete, welcher auf dem Fuß folgte. Renata hatte nicht den Muth ihn mit ihren verweinten Augen anzusehen. Um sich eine gewisse Haltung zu geben spielte sie .... aber wie mit zerbrochenen Fingern.

„Sie sind recht ermüdet! man hört es dem Spiel an,“ sagte Emmerich nach einer Weile.

„Ja, das bin ich,“ sprach sie und ließ die Hände sinken.

„Es würde übel sein .... wenn Sie es blieben,“ hub Emmerich nach einer Pause wieder an.

„Das fürchte ich nicht, entgegnete Renata, die sich zu sammeln suchte. In den alten Umgebungen werden die alten Gewohnheiten ihr Recht behaupten, meine Thätigkeit in Anspruch nehmen, meine ruhigen, gleichförmigen, zuweilen gar ein bischen langweiligen Beschäftigungen mir wiedergeben, und mir die Überzeugung lassen, daß wir uns doch noch wieder im Leben begegnen werden.“

„Gott segne Sie dafür!“ rief Emmerich mit einem Ausbruch des Entzückens, und sank zu ihren Füßen nieder.

„Nein! sagte sie sanft, so nicht! so nicht!“

„Ja, rief er, grade so, nur so, ewig so!“

„Dann wankt meine Überzeugung, weil mein Wunsch sie nicht länger unterstützen darf.“

Emmerich stand auf, und sagte sanft wie Renata: „Ich würde gern einige Fragen an Sie richten, Gräfin ....“ —

„Nein! erwiderte sie, solch inquisitorisches Verfahren peinigt mich. Was können Sie wissen wollen? ist es nicht genug mit dem, was ich Ihnen aufrichtig und ehrlich gesagt habe?“

„Aufrichtig und ehrlich? wiederholte Emmerich, ist denn das ein Weib? und warum fürchten Sie

meine Fragen, wenn Sie nicht fürchteten mir die Wahrheit zu sagen?"

„So fragen Sie," sprach Renata mild.

Aber statt zu fragen sank Emmerich wieder wortlos, athemlos zu ihren Füßen hin.

„Sie martern mich," sagte sie dumpf und wollte aufstehen. Er hielt sie fest an der Hand und sagte entschlossen:

„Die Stellung erschrecke Sie nicht, Gräfin! ich liege nicht zu Ihren Füßen um Sie um Ihre Liebe zu bitten; ich kniee vor Ihnen, weil das der wahre Ausdruck meiner .... Anbetung für Sie ist. Lassen Sie Sich dadurch nicht stören! gehen Sie fort auf Ihrem Wege! denken Sie an mich wie an einen Menschen, der Ihnen gränzenlos ergeben ist, und gebieten Sie in jedem Augenblick meines Lebens in diesem Sinn über mich. Ich fing damit an Sie zu bemitleiden. Lächeln Sie, Gräfin! Ja, ich bemitleidete Sie, der Mensch den Engel! Mit dem Leid, das ich Ihretwegen trug, versank ich immer tiefer in Ihre Wesenheit, so tief, daß ich nur endlich, nur ganz spät gewahrte, dies sei kein Mitleid mehr, sondern Adoration; kein dornenwundes Weib stehe vor mir, sondern eine starke Heilige ...." —

„Freveln Sie nicht!" rief Renata entsetzt.

„Klar im Willen, fest im aufopfernden Handeln, rein im Herzen — was sind die Heiligen mehr? Wehe Ihnen, Renata, wenn Sie je diese Krone der Ehren niederlegen könnten, und wehe mir! Ich glaube an Sie, ich hoffe auf Sie, denn .... ich liebe Dich, Renata, aber so wie man das Heil seiner Seele liebt!“

Vor dieser Liebeserklärung, die mehr wie eine feierliche Beschwörung klang, erbleichte Renata. Ihr ward zu Muth wie einem Opfer, das der Priester dem Tode, aber zu Ehren der Götter weiht. Kalt und starr saß sie da; nur ihre Hände und Lippen zitterten, sonst gab sie kein Lebenszeichen. Emmerich sah sie eine Weile schweigend an, und versuchte ihre Hände in die seinen zu nehmen. Doch Renata zog sie hastig zurück und rief:

„O lassen Sie mich! lieben Sie mich nur nicht! denn ich will Sie nicht und Niemand lieben! Liebe thut weh.“

„Das weiß der Himmel: Liebe thut weh! rief Emmerich. Nun gut: so lieben Sie mich nicht; aber dann .... auch keinen Anderen! Keinen, Renata!“

„O nein, Keinen!“ sprach sie erschöpft. Sie saß auf dem Sopha und legte ihren Kopf rückwärts an die kalte, nackte Mauer, denn eine Ohn=

macht wollte ihr langsam zum Herzen kriechen. Emmerich sprang auf, legte seine Hand zwischen ihren Kopf und die Wand, und betrachtete mit einem Gemisch von glühender Liebe und bitterer Trauer dies arme junge Haupt, das so ruhig durch die kühle Morgendämmerung des Lebens getragen worden war, und jetzt unter dem ersten Gewitter sich senkte. Ihre Augen waren geschlossen; ihr Haar rieselte ihm ungestört über den Arm herab. Liebe thut weh! sagte er halblaut, und setzte dann rasch hinzu: Blasphemie! bei ihr ist die Seligkeit! — Hastig bog er sich zu Renata herab um sie zu küssen, aber von seiner raschen Bewegung erschreckt fuhr sie auf, sammelte sich, und sagte traurig:

„O lassen Sie mich, sprechen Sie nicht so zu mir! nicht mit diesen Worten und mit diesem Ton. Sie sehen ja, ich kann's nicht ertragen. Dergleichen Erschütterungen sind nicht für mich.“ — Sie wechselte die Farbe, und ihr Gesicht war lieblich durch den Ausdruck von weicher, fast zärtlicher Schüchternheit, die, ihr unbewußt, ihren gewohnten stillen Ernst verdrängte.

Emmerich betrachtete sie mit unaussprechlichem Entzücken. O, sie liebt mich! sie wird mich lieben! jauchzte sein Herz. Ohne auf ihre demüthige Bitte

Rücksicht zu nehmen, mit der vollen Barbarei einer egoistischen Liebe, sagte er: „Wir trennen uns Renata; wir sehen uns vielleicht nie wieder! geben Sie mir ihre Hand .... zum Abschied“ .... —

Sie senkte das Haupt um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, und gab ihm langsam und zaghaft die Hand, die nie in der starken eines Mannes gelegen hatte. Emmerich legte auch seine andre Hand über die ihre, als wolle er sie, wie ein Kleinod, verwahren und ewig halten. Aber die kleine Hand zitterte zwischen der seinen wie ein scheues gefangenes Vögelchen. Er sagte beklommen und leise: „Wir sehen uns nicht wieder .... einen Kuß, Renata.“

Aber Renata zog hastig ihre Hand zurück, warf das Haar von der Stirn und die Thräne vom Auge und sagte fest: „Genug! hören Sie auf. Ich verstehe Sie nicht mehr, weiß auch nicht ob Sie Sich Selbst — weiß jedoch hinlänglich, daß Sie nicht mich verstehen — wenigstens jetzt nicht. Vielleicht bin ich Schuld daran. Aber besinnen Sie Sich wie Sie mich diese ganze Zeit hindurch gekannt haben; besinnen Sie Sich auf Ihre eigenen Worte, die Sie zuerst vorhin zu mir sprachen; so bin ich! und so will ich bleiben, wenn Gott mir gnädig ist. Ich weinte, ich wurde traurig und

ängstlich, weil mir bei Ihren Worten ich weiß nicht was für fremde, heiße Schmerzen durch die Seele gingen; und es ist höchst Unrecht von Ihnen, daß Sie mich noch weicher machen wollten, als ich es, sehr unnützer Weise! bereits war."

Emmerich war vollkommen wieder zur Besinnung und zur Selbstbeherrschung gelangt, und sagte demüthig:

„Wol ist's Unrecht! Vergebung, meine Heilige."

Renata fühlte instinktmäßig, daß er ihr weit gefährlicher in seiner Unterwürfigkeit sei, und antwortete schnell:

„Von ganzem Herzen! und nun — Adieu, Graf!"

„Sie schicken mich fort und ich bin kaum eine halbe Stunde bei Ihnen gewesen, während heut Nachmittag ein langweiliger Besuch mich die schöne Musikstunde versäumen machte."

„Wir könnten wieder in einen gewissen wehmütigen Ton verfallen, der uns Beiden nichts taugt!" sagte Renata mit mühsam erhaltener Fassung.

„Die Wehmuth wird mich doch in Zukunft nimmer verlassen; warum wollen Sie ihr jetzt kein Plätzchen und kein Wörtchen gönnen!" entgegnete er.

„O Himmel! rief Renata sehr heftig und mit

gefalteten Händen; — wenn alle Männer so zu martern verstehen so ist's ja ein Fluch ihnen zu begegnen!" und rasch wollte sie das Zimmer verlassen.

Emmerich stürzte ihr in den Weg und breitete die Armen aus um ihr den Ausgang zu sperren. Sie wich zurück.

„Gnade! rief er und sank auf die Knie; — keinen Zorn! ich verdiene ihn nicht. Das Gefühl ist mächtiger als meine Kraft! die Worte drängen sich auf meine Lippen .... mir ist als ginge mir das Leben verloren .... in solchen Momenten redet man wie's einem ums Herz ist! und warum lassen denn Sie Sich dadurch erschüttern, da Sie doch fest und kühl wie ein Marmorbild sind?"

„Er fragt warum?" rief die arme Renata mit gerungenen Händen.

Da sprang Emmerich auf, schloß Renata mit verzweiflungsvoller Liebe in die Arme und sagte:

„Lebwohl! Lebwohl! o mein ewiggeliebter Engel, lebe wohl!" — drückte einen brennenden Kuß auf ihre Lippen, und verschwand.

Entsetzt, beseligt, durchstürmt von Grauen und Entzücken, blieb Renata wie eingewurzelt auf demselben Fleck stehen. Die eine Hand auf dem Herzen, die andere an der Stirn, fragte sie — was?

forschte sie — wonach? horchte sie — worauf? Zitternder Rosenduft, Rosenglanz schien um sie zu schweben, die Erde verwandelt zu sein in ein goldenes Gewölk, das schaukelnd sie trug, der Himmel in eine Sonne welche sie durchglühte.

„Emmerich!“ rief sie plötzlich und breitete mit verklärtem Lächeln die Arme nach seinem Schatten aus. Doch sie sanken matt herab. Aus ihrer Extase fiel sie zurück in die grausame Wirklichkeit. Wie ein Gefangener, der frische Luft eingeathmet und in der Seligkeit seinen Kerker vergessen hat, und nun doch wieder dessen Mauern erblickt, verzagt, geknickt, zerbrochen: so trat sie wieder unter das Joch ihrer fürchterlichen Verhältnisse, mit dem demüthigen Gebet: „Lehre mich vergessen mein Herr und Gott!“ — — —

Aber es war zu spät! sie vergaß nicht mehr! — Nach Ebernbach zurückgekehrt, fiel ihr ein, wie ungern sie die Reise nach Ischl unternommen, wie sie sich dagegen gesträubt hatte. Es hat so sein sollen, sagte sie mit dumpfen Schmerz zu sich selbst; Gott will daß ich nicht im stumpfen, sondern im schwer errungenen Frieden meinen Weg finden soll. — Aber der Frieden .... wo war er? — — Mit der opferbereiten Hingebung der ersten Jugend, die so reich an Kraft und Muth ist, daß

sie wähnt bis zum Grabe damit genug zu haben, warf Renata sich in ihre hergebrachten, durch dreimonatliche Abwesenheit vermehrten Beschäftigungen, inspizirte die Ausführung ihrer Anordnungen, die Vollstreckung ihrer Befehle; schuf sich neue Gegenstände der Fürsorge, indem sie unter Doctor Weinholds Leitung ein Krankenhaus stiftete, und für Egon ein neues und größeres Gewächshaus bauen, und die Parkanlagen erweitern ließ. Sie wurde von einer Milde, einer Güte ohne Gleichen. So weit ihre Hand reichte, ging ihre Barmherzigkeit; so weit ihr Blick reichte, ihre Nachsicht. Sie wollte alles Glück, alle Freude, alle Zufriedenheit, die sie für sich selbst so schmerzlich entbehren mußte, bei Andern sehen ihnen gönnen, ihnen bereiten, wenn sie konnte. Vom Morgen bis zum Abend war sie thätig, aber anders thätig als die Frauen zu sein pflegen, die sich Wunder was! auf ihre edlen Beschäftigungen einbilden, wenn sie ein hübsches Talent cultiviren und eine schöne Handarbeit für einen Wohlthätigkeitsverein machen. Alle Geschäftsbriefe, alle Verwaltungsbücher, alle Rechnungen gingen durch ihre Hand. Alle Verbesserungen, Neuerungen, und sonstige Einrichtungen, welche bei einem großen Güterbesitz immer zu machen sind, kamen aus ihrem Kopf oder gingen durch ihn mit

reiflicher Ueberlegung und mit Rücksicht auf fremde Rathschläge und fremde Erfahrung. Jedem Baum, der im Garten gepflanzt wurde, wies sie seine Stelle an; alle Hülfsbedürftige suchte sie auf um zu sehen wo es ihnen fehle; in alle persönlichen Verhältnisse ihrer Untergebenen und Diener ging sie gerade weit genug ein um Jedem ihre Theilnahme beweisen zu können, und nie so weit um ihn durch drückende Einmischung zu belästigen. An Egons kindischen Unterhaltungen nahm sie das Interesse, das ihn erfreute, mit immer gleicher und linder Gelassenheit. Ihre Tage waren übervoll, und sie fand Zeit für Alle und Alles, da sie sich nie einem Gedanken für sich selbst, und der daraus erwachsenden abmattenden und störenden Träumerei hingab. Doch auf jeden Tag folgte ein Abend, und sie waren schwer, diese langen, stillen, einsamen Abende! Um neun Uhr ging Egon schlafen, und Renata in ihre Zimmer. Da gab es keine Geschäfte mehr! da hatte sie keine Pflicht zu überdenken! da war sie allein mit sich selbst, und so wie das menschliche Wesen es mit sich bringt, schmachtend nach Verständniß, nach Ermunterung, nach Ansprache! da rief sie oft in trostloser Verzweiflung. Aber ich! aber ich! o, ich habe auch ein Ich, das nach Glück durstet! ich

sorge für Andre; und wer sorgt für mich? — — Weil sie so stark war, wurde auch ihre Liebe stark, denn die nährt sich vom besten Herzblut und vom feinsten Lebensmark, von der höchsten und reinsten Blüte der ganzen Wesenheit. Je unentwickelter und stumpfer der Mensch, um so weniger ist er der Liebe fähig, um so niedriger ist die Stufe auf der sie stehen bleibt; und je schwächer der Mensch, um so wirkungsloser ist die Liebe in ihm. Sie kann ihn hinreißen, doch ausbilden, ausprägen — nie! Darum scheint es mir eine seltsame, auf Täuschung oder Unkenntniß beruhende Zumuthung, daß die kräftigeren Charaktere die Liebe von sich abzuschütteln hätten, wie Staub, der ihnen von außen aufgeflogen kommt; während sie hingegen in der allertiefsten Innerlichkeit von ihnen empfangen wird, Wurzel schlägt, sich nährt, und verzweigt mit der ganzen Seelen- und Geistesrichtung emporwächst.

So war es wenigstens bei Renata, und schnell zur Erkenntniß gelangt, ohne sich täuschen zu wollen, versuchte sie nie gegen diese Liebe zu kämpfen. Möge sie da sein wie die Sonne mir zu Häupten, die mir mein Tagewerk erleuchtet und mir die Welt lieblich macht! — so sagte sie entschlossen; — möge sie mir, auch wie die Sonne, bisweilen brennend heiß über der müden Stirn glühen: so

werde ich denn leiden! Aber ich kann nicht beständig mich gegen ein Gefühl vertheidigen, das mich in jedem Augenblick an seine Existenz mahnen würde, wenn ich in keinem Augenblick etwas Andres dächte, als es zu besiegen. Erst will ich alles Gute und Schöne thun und denken, und was kann mir dann die Liebe schaden? — — Jetzt wurde sie nur durch sie entwickelt. Gar aus ihren tiefen Trostlosigkeiten, aus ihren dumpfen, verschwiegenen, nur von Gott gehörten Klagen, rang sich der Glaube immer unerschütterlicher auf, daß sie besser werden müsse um glücklicher zu werden; und ihr ernstes, nüchternes, pflichtgetreues und segenbringendes Leben behütete sie vor aller Empfindelei, und zum Glück noch mehr vor all der rastlosen Leidenschaftlichkeit unsrer Tage, von der die Frauen der höhern Stände wahrhaft zerrieben werden. Denn sie können sich nicht entschließen sich mit einer mäßig befriedigenden Stellung zu begnügen; ja, nicht einmal an einem tiefen Leid im Herzen, oder an einer hohen Leidenschaft sich genügen zu lassen. Sie arbeiten sich ab, sie überanstrengen sich, sie überreizen sich, mit Zerstreuungen der Welt die Einen, mit Studien und einer gewissen Werkthätigkeit die Andern. Aber zu innerer Ruhe, zur Sammlung und Einkehr in sich selbst, können sie nicht kommen vor

lauter Jagen danach. So zerfallen die Frauen in drei Abtheilungen: ein Drittel ist pietistisch, ein Drittel nervenkrank, ein Drittel frivol. Hie und da taucht eine Ausnahme empor, und Nüancen von einer Abtheilung in die andre hinüber giebt es auch, so daß Verschmelzungen von Nervenschwäche und Pietismus, und von Frivolität und Nervosität statt finden. Im Allgemeinen aber behaupten sich jene drei Heere, unter deren Fahnen die Frauen Zuflucht, wenn auch keine Hülfe finden. Wohlverstanden bei den Frauen der höhern Stände! Im Mittelstand mag es anders sein. Da sind wirklich noch tüchtigere und gesundere Elemente! da muß man sich kümmern um Küch' und Keller, um Kinder und Dienstboten, im Hause Hand anlegen, mit gutem Beispiel des Fleißes vorangehen. Die Frauen der Beamten, der Gelehrten, der unendlichen Menge von Angestellten, die meistens nur von der Besoldung ihrer Männer leben, haben weder Zeit noch Geld um sich müssigen Träumereien hinzugeben, und wo eine Wirthschaft und eine Familie sparsam und ordentlich versorgt und bestellt werden müssen, da giebt es keinen Platz für die Nervenschwäche. So hoffe ich. Uebrigens, bei dem allgemeinen Treiben vorwärts, bei der allgemeinen Sucht vornehm zu thun, ist immerhin zu erwar-

ten, daß auch die Frauen des Mittelstandes suchen werden sich dies Privilegium der höhern Stände nach besten Kräften zuzueignen.

Traum des höchsten Glücks war für Renata: von Emmerich zu hören. Bei ihrer gänzlichen Verbindungslosigkeit mit einer andern Welt als der von Ebernbach, war das schwer zu realisiren; doch geschah es auf die allernatürlichste Weise. Sie erhielt einen Brief von ihm, aus Pesth, am Neujahrstage geschrieben, der ihr seine und seiner Eltern Glückwünsche zu Füßen legte; und allerdings kam sie sich im Besitz dieses Briefes so unerhört selig vor, daß sie gern die Gratulation der ganzen Welt dafür in Empfang genommen hätte. Emmerich schrieb ihr in demselben Ton wie er mit ihr zu sprechen pflegte, und ohne Erinnerung an die leidenschaftliche Glut des letzten Abends, munter, unbefangen, herzlich theilnehmend. Mit diesem Brief zog ein unbekanntes Glück für Renata unter das Dach von Ebernbach. Sie war nicht mehr allein! sie fühlte sich nicht mehr verlassen! keine bange Beklemmung befiel sie, wenn sie am Abend ihr Zimmer betrat. Ein befreundeter Geist empfing sie, hieß sie treulich willkommen, grüßte sie mit guten und innigen Worten. Es war Emmerichs Brief, den sie allabendlich las. Bis dahin hatte

sie sich nur mühsam gezwungen an den Flügel gesetzt, und ihn nie ohne Thränen verlassen. Jetzt legte sie den Brief neben sich hin, und spielte mit Lust und Freudigkeit unter Emmerichs Augen und für sein Ohr. Sie dankte Gott inbrünstig für diese Gnade. Sie glaubte ihr Lebenlang daran zehren zu können. Ihre Antwort an Emmerich war in diesem frohen, freien Geist geschrieben. Nach vier Wochen schrieb Emmerich wieder, wie er sagte im Namen seiner Eltern, um Renata zu fragen, ob sie abermals einen Sommeraufenthalt in Ischl beabsichtige; sie würden von Ende Junius an dort sein.

Ich freue mich wol aber zu sehr! sprach Renata fast ängstlich zu sich selbst. — Es war jetzt Anfang März. Doctor Weinhold hatte schon öfter von einer Wiederholung der Kur gesprochen, und sie war nie darauf eingegangen unter dem Vorwand es sei noch zu früh im Jahr um dergleichen zu beschließen; eigentlich aber, weil sie wollte, daß Weinhold durchaus auf der Nothwendigkeit der Reise bestehen, und sie nicht etwa nur ihr zum Vergnügen anordnen sollte. Nun sprach sie ernstlich mit ihm darüber, und als er sich entschieden für die Wiederholung aussprach, erklärte sie sich damit einverstanden, und trug ihm auf zu rechter

Zeit die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Das schrieb sie an Emmerich; — und damit hatte ihre Correspondenz ein Ende. Er wollte ihr auf keine Weise lästig oder zudringlich erscheinen, oder gar sie beunruhigen; er war begnügt in der Hoffnung des Wiedersehens, fühlte daß auch Renata es sei, und schrieb nicht mehr, so schwer ihm diese Enthaltsamkeit auch wurde. Sie war zu seinem Glück! Renata rechnete sie ihm hoch an, als Berücksichtigung ihrer Verhältnisse, als Beweis wie fein er mit ihr umzugehen wisse, als ein Zeichen des richtigsten Taktes. Überdas wehten von andrer Seite her Stürme durch diesen Frühling, welche sie eines Theils schwer beängstigten und beugten, andern Theils Emmerichs ruhig edles Benehmen doppelt glänzend hervorhoben.

Diane wollte sich scheiden lassen. Während des letzten langen traurigen Winters in Regensberg hatte sie sich aus schlaffer Unthätigkeit sowol als aus einem unbestimmten Liebesdrang in den Hofmeister ihrer Stiefsöhne verliebt. Das war der gutmüthigste Mensch von der Welt, der die Knaben, mit Diane um die Wette, aufs Zärtlichste im langen und schweren Scharlachfieber pflegte, und ebenso unbesonnen und heißblütig als sie, sich mit ihr in ein Liebesverhältniß verstrickt sah, dessen

Ausgang er nicht ahnte. Diane glaubte wirklich, leichtsinnig und romanesk wie sie war, eine mächtige Liebe zu empfinden, die ihr ganzes Schicksal umgestalten und sie in Verhältnisse bringen müsse, nach denen sie sich längst gesehnt: in einfache, idyllische. Als daher ihr Mann im Frühling nach viermonatlicher Abwesenheit aus Berlin zurückkam, erklärte sie ihm ziemlich trocken, daß und weshalb sie sich scheiden, und den Herrn Hellmuth heirathen wolle. Graf Regensberg gerieth weder in Zorn, noch Trauer, noch Ärger, noch Erstaunen, wie das jedem Mann, der nur ein Fünkchen von Theilnahme für seine Frau hat, einem so überraschenden Entschluß gegenüber denn doch geschehen würde. Er machte ihr ein spöttisches Compliment über ihren guten Geschmack, erklärte sich bereit zur Scheidung, sobald ihrer Liebe und ihrem Glück dadurch Thür und Thor geöffnet sei, ja, versprach sogar seine vielfachen Connexionen zu benutzen, um für Herrn Hellmuth irgend eine Anstellung zu ermitteln, wo möglich eine Landpfarre, das Ideal von Dianens Wünschen. Diese wundersame Zuvorkommenheit hatte ihren Grund darin, daß Graf Regensbergs ältester Sohn seiner Majorennität ganz nahe war, und dann sein Erbe antrat, wie die sterbende Mutter es angeordnet hatte, da sie

die Spiel- und Verschwendungssucht ihres Gemals nur zu genau kannte. Graf Regensberg, ohne einen Heller eigenen Vermögens, war sein Lebenlang mit dem Gelde umgegangen als ob ihm Millionen zu Gebot ständen. Der Gedanke auf eine mäßige Rente reduzirt zu werden war ihm unerträglich. Während des letzten Winters hatte er mit besonderem Eifer sich bestrebt sein Vermögen zu verbessern — wie er es nannte — und zwar durch Spiel, mit einigen enorm reichen Russen. Doch umsonst! Er verlor beträchtliche Summen! Sei es nun um sich zu zerstreuen, sei es in einer spekulativen Absicht: genug, er nahm seine ganze, über ein halbes Jahrhundert alte Liebenswürdigkeit zusammen, setzte ihr seine uralte Grafenkrone auf, und nahte sich in dieser blendenden Herrlichkeit der Tochter eines jüdischen Banquiers, die sehr bereitwillig die Huldigungen annahm, welche eigentlich ihrer Mitgift galten. Wie ein Don Juan, wie ein Lovelace verließ Graf Regensberg Berlin, und sann schon auf alle möglichen Intriguen und Romane um Diane zur Scheidung zu bewegen, als diese ihm mit ihrer unerwarteten Erklärung entgegenkam. Er hatte Mühe seine Freude zu verbergen, leitete auf der Stelle die Scheidung ein, und reiste schleunigst nach Berlin zurück, angeblich

um für Hellmuth etwas wirken zu können, doch ebenfalls um seine Rose von Saron durch die Aussicht auf die baldige Vermälung zu beschwichtigen, und wo möglich den zukünftigen Schwiegerpapa zur vorläufigen Herausgabe einer brillanten Mitgift zu bewegen. Diane und Hellmuth, gute gedankenlose Seelen, ohne Arg und ohne Hinterlist, weinten fast vor Dankbarkeit und Rührung, und gelobten sich einander ein ganz überschwengliches Glück zu bereiten und seliger als die Engel im Himmel zu leben.

So weit ging Alles vortrefflich. Aber der heimliche Scandal wurde ein öffentlicher, als Dianens Familie thörichter Weise Lärm anhub. Gräfin Adlercron verbot ihrer Tochter ohne Weiteres Hellmuth zu heirathen; und Gräfin Eusebie Sternfels, die einen Theil des Winters in Berlin zugebracht und ihres Schwagers Treiben beobachtet hatte, warf ihm vor, Diane absichtlich in die Intrigue mit Hellmuth verwickelt — um das Recht zu haben, sie wie eine Magd aus seinem Hause zu verstoßen. Sie begehrte eine Rente für ihre Schwester, damit diese anständig leben könne, und den Hellmuth nicht zu heirathen brauche. Graf Regensberg zuckte die Achseln über Eusebiens Beschuldigung, berief sich auf den Ehecontrakt, in welchem kein

Scheidungsfall bedacht war, ihren Forderungen gegenüber, und versicherte, daß er, der gekränkte Gatte, warlich höchst großmüthig handle, indem er der treulosen Frau und dem glücklichen Rival die Zukunft zu sichern strebe. Eusebie gerieth außer sich über die Niederträchtigkeit ihres Schwagers und machte ihm die heftigsten Vorwürfe über seine eigene Intrigue mit der Jüdin. Er zuckte wie immer die Achseln und fragte nach Beweisen, die freilich Eusebie nicht — wol aber er gegen Diane hatte.

„Theuerste Schwägerin, sagte er gleißnerisch boshaft bei einer Zusammenkunft, die sie wegen dieser Angelegenheit in Berlin hatten, es ist sehr edel und lobenswerth von Ihnen, daß Sie, Dianens Characterlosigkeit kennend, gleichsam als Vormund für sie auftreten und Sich mit Verhältnissen bekannt machen, welche Ihre zarte und tugendhafte Gesinnung grausam verletzen müssen; — jedoch beschwöre ich Sie der Scheidung nicht nur nichts in den Weg zu legen, sondern alle Ansprüche an mich fallen zu lassen, und mir lieber bei der eiligen Betreibung behülflich zu sein — damit die arme Diane nicht in die bittere Verlegenheit gesetzt werde .... als Amme sich mit Hellmuth trauen zu lassen.“

Es lag eine so kalte Bosheit in seinem Ton und Gesicht, daß Eusebie empört ausrief:

„Und wenn auch bettelarm und beschimpft: so ist es dennoch ein Glück für Diane von Ihnen erlöst zu werden!“

„So beschleunigen Sie es, theuerste Schwägerin,“ bat Regensberg spöttisch.

Es blieb auch freilich nichts Andres übrig. Nur war die Sache so öffentlich, und durch die gegenseitige Erbitterung beider Parteien, welche es nicht an ärgerlichen Geschichten fehlen ließen, so scandalös geworden, daß ein förmliches Zetergeschrei vier Wochen lang währte, welches dann in dumpfes Murren unterging, dann in Pausen wieder anhub, und endlich ganz verhallte, als der allgemeinen Neugier und Klatschwuth neue Opfer gebracht wurden.

Renata fiel aus dem Himmel ihrer hohen Liebe auf die platte und gemeine Erde, als die sonst spärlichen Briefe ihrer Mutter und Eusebiens jetzt fast posttäglich kamen, um ihr die genauesten Nachrichten über Dianens Scheidung mitzutheilen. Diane selbst hatte ihr nur einmal geschrieben, und eine solche Fülle von Hoffnung auf Liebe und Glück ausgesprochen, nebenbei Hellmuth mit so idealischen Farben gemalt, daß Renata, welche Dianens trau-

rige, und im Grunde zwecklose, weil ihrer Eigenthümlichkeit heterogene Existenz wohl kannte — kaum den Muth hatte gegen die Scheidung, und noch weniger gegen die zweite Heirath zu sein. Sie suchte Gräfin Adlercron zu besänftigen, welche nie wieder von der ungerathenen Tochter hören wollte, und schrieb an Diane ernst und ermahnend, aber ohne Zorn. Als nun aber Eusebiens Briefe kamen, welche, durch ihren Unwillen auf Diane und ihre Erbitterung gegen Regensberg stimulirt, der Sache kein Mäntelchen umhing, und die Dinge bei ihrem wahren Namen nannte, und manchen Seitenblick in die Gemeinheit und Frevelhaftigkeit der Welt thun ließ: da entsetzte sich Renata vor dem Abgrund in welchen Diane gefallen, und wiederum schrieb sie ihr: fortan müßten ihre Wege sich nicht begegnen. Das machte wenig Eindruck auf Diane, die sich der Scheidung und der darauf folgendın Verbindung mit Hellmuth nahe sah, weil Regensberg wirklich durch seine Verbindungen ihm eine Pfarre verschafft hatte, zwar nicht auf dem Lande, aber als Nachmittagsprediger in einem kleinen pommerschen Städtchen.

„Da kennt uns Niemand! jubelte Diane, da fangen wir unser Leben an, ohne daß man uns nach der Vergangenheit fragt! und wenn ich nur

recht glücklich werde, so wird sich auch meine Familie allmälig mit mir versöhnen, der ich ohnehin seit meiner unseligen Heirath dermaßen entfremdet bin, daß sie warlich nicht wissen kann, wie mir jetzt zu Muth ist.“

Hellmuth stimmte in diesen Jubel ein. Er, der blutarme Mensch, der sich kümmerlich durch die harten Schul- und Universitätsjahre bis zum Wartegeldposten eines Hofmeisters durchgearbeitet hatte, sah sich plötzlich bei noch nicht 30 Jahren durch den Zauberstab der Liebesgöttin in das Eldorado jedes Hofmeisters, in den Besitz einer Pfarre und einer wunderhübschen guten jungen Frau versetzt. Gäbe es für zwei Eheleute nichts auf der Welt zu thun als sich zu küssen, und einander kleine bescheidene Wünsche an den Augen abzusehen: so wären Diane und Hellmuth unstreitig die glückseligsten geworden. Sie vermeinten nichts andres, vollzogen im Lauf des Sommers ihre Heirath, und gingen ihrem Bestimmungsort zu.

Diese Begebenheit machte einen eben so heftigen als schmerzlichen Eindruck auf Renata. „Und all' der Treubruch und Wortbruch, und all' die sündhaft zerrissenen und leichtsinnig geknüpften Bande, und all' dies Ärgerniß vor den Menschen und Schuld vor Gott — geschieht im Namen der Liebe!“

sprach sie mit bitterer Trauer. „Herabgewürdigt, mißbraucht, entweiht, in den Staub getreten wird sie, die Königin der Seele! Nein! das will ich nicht .... ich nicht, er nicht! und ist denn das unmöglich? ja, ist es nur schwer?“ — — Aber je ernster Renata wurde, um desto ernster wurde auch ihre Liebe.

Sie kam nach Ischl, einen Tag vor Emmerichs und seiner Eltern Ankunft. Sie hatte ihre alte Wohnung, und erfuhr, daß Emmerich das gegenüber liegende Haus genommen. Dieser Tag war vielleicht der glücklichste ihres Lebens; sie erwartete in freudiger klarer Zuversicht, ohne in heißer Unruh qualvoll zu warten. Sie wußte daß er kommen, daß die Sonne nicht untergehen würde bevor sie ihn gesehen. Sie ruhte in dieser Gewißheit, wie auf leichten Wolken, die sie über der Erde hielten.

„Mein Gott! wie unbegreiflich schön ist Ischl!“ sagte sie ein Paarmal ganz hingerissen, als sie gegen Abend mit Egon spazieren fuhr.

„Es freut mich recht, daß Du es auch findest, entgegnete Egon, denn ich habe beschlossen jeden Sommer drei Monat hier zuzubringen. Ich kenne keinen Ort, der mir besser gefiele, und glaube wirklich, daß mir nicht einmal in Ebernbach die Luft so zuträglich ist.“

Als sie heimkehrten stand Emmerich in seiner Hausthür, spähend ob sie denn noch immer nicht kämen.

„Grüß Sie Gott, Gräfin! Grüß Sie Gott!“ rief er, sein kleines steyrisches Hütchen schwenkend, das er in Ischl zu tragen pflegte, und sprang an die Kalesche um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. „Da bin ich wieder, Ihr unterthänigster Sclav!“ — Er sprach in dem allerheitersten Ton, doch der feuchte Glanz seines Auges verrieth eine tiefere Bewegung. „Haben Sie denn gar kein gutes Wort für mich?“ fragte er, weil sie schwieg in der Furcht durch ihre bebende Stimme zuviel zu sagen.

„Nein! wozu? sprach sie endlich mühsam gefaßt und scheinbar heiter wie er; — Sie wissen ja, daß ich nicht von vielen Worten bin“

So, schwebend, scherzend, aber mit sehr ernsten Herzen, sahen sie sich wieder. In Emmerich war während dieses Jahrs ein Entschluß gereift. Da er sie in keinem Augenblick hatte vergessen können, da sie sich immer tiefer seiner Erinnerung bemächtigte und immer stärker seine Innerlichkeit beherrschte: so wollte er die äußerlichen Ereignisse zwingen ihm das höchste Glück zu gewähren. Nur aber nicht heimlich, nicht verbotener, diebischer Weise!

Liebte Renata ihn wirklich so, wie er es zu hoffen wagte, so fühlte er sich nicht blos kräftig, sondern auch geduldig genug sie dem Schicksal abzuverlangen. Seine Eltern hatten sehr gewünscht im Lauf des Winters ihn zu verheirathen. Auch jetzt waren einige junge Mädchen in Ischl, die sie gern zu Schwiegertöchtern gehabt. Doch Emmerich wies standhaft jede Andeutung der Art zurück. Er beschäftigte sich nur mit Renata, aber auf eine so ungezwungene Weise, mit so ruhig behaupteter Überzeugung, daß nur ihr seine Huldigung gehören könne, als ob er die ganze Welt ebenfalls davon überzeugen wolle. Er sah Renata täglich, fast zu allen Stunden; die bessere Gesundheit seines Vaters gestattete ihm mehr Freiheit. Jedoch nie ließ er sich zu einem Wort oder einer Handlung hinreißen, durch welche sie hätte verschüchtert oder aus ihrem ruhigen Vertrauen aufgescheucht werden dürfen. Er ging anders mit ihr um, als er es sonst mit Frauen, hingerissen von seiner stürmischen Leidenschaftlichkeit, gethan. Hier war es keine Leidenschaftlichkeit mehr, sondern Leidenschaft, und diese um so stummer, als sie unüberwindlicher war. Er brauchte sie nicht auszusprechen, denn sein ganzes Leben lag vor ihm, um sie zu beweisen und zu bewähren. In dieser flammenden Atmosphäre stand

Renata, wie unter dem glühendblauen, sonnendurchfunkelten, tropischen Himmel. Da keine Wolken am Horizont aufzogen, kein Wetterleuchten die Schwüle kund gab, kein Donnerschlag den süßen Frieden verscheuchte: so acclimatisirte sie sich in dieser wundervollen Temperatur, und blühete schöner darin auf, als es bisher unter dem kargen, frostigen Himmel ihres Lebens möglich gewesen war. Sie wurde sogar schön, glanzvoll das Auge, triumphirend die Stirn, fein und graziös der Ausdruck des Mundes. Mit dem grauen Schleier, den das Schicksal von ihrer Existenz wegnahm, schien ein ähnlicher von ihren Zügen herabzusinken, und diese in einer bis dahin ungeahnten Frische und Anmuth zu zeigen. Sie sah viel Gesellschaft bei Emmerichs Eltern, welche in diesem Jahr die ganze haute volée bei sich versammelten. Sie wurde weltvertraut und salongewandt, soweit es die freie stolze Seele zuließ, die nie an der Form haften blieb, d. h. sie spielte nie Comödie, drapirte sich nie als zärtliche Gattin, nie als rührendes Opfer, nie als Verfechterin der Tugend; zuckte nie die Achseln über das Verderben der sittenlosen Welt unsrer Tage, fühlte sich nie berufen den Leuten erbauliche Phrasen einzuimpfen, und verübte nie die geringste von den tausend kleinen Niedrigkeiten,

welche die meisten Menschen mit gutem Gewissen, so zu sagen, vollführen, um sich zu erheben und andre in den Staub zu drücken.

Dafür fand man denn, daß die Kur, welche der Graf Dobenegg gebraucht, die Gräfin auf eine bewundernswerthe Weise degourdirt habe. In der vorigen Saison sei sie „ein Bild ohne Gnad'" — wie der gebräuchliche und äußerst bezeichnende Ausdruck ist — gewesen, doch jetzt habe, wahrscheinlich um eines Gerechten willen, die Welt vor ihr Gnade gefunden.

Doctor Weinhold erhielt in Ischl aus seiner Heimath die Aufforderung an einem großen Spital eine Stelle zu übernehmen. Dies war ein ganz andrer Wirkungskreis als der zu Ebernbach, und mit Freuden nahm er den Vorschlag an. Renata bot ihm zwar an, seine Besoldung höher zu stellen, als er sie bei der angetragenen Stelle zu erwarten habe; fand es jedoch ganz natürlich, daß er den Platz vorziehe, der seiner Thätigkeit den größten Spielraum gönne, und berieth sich hauptsächlich nur mit ihm, um einen tüchtigen und geschickten Nachfolger zu ermitteln. Sie hatte inzwischen den berühmtesten Wiener Arzt in Ischl kennen gelernt, und als sie auch ihn zu Rath zog, machte er ihr den Vorschlag, im Herbst statt nach Ebernbach —

nach Wien zu gehen. Er würde alsdann Egon behandeln, seine Natur und sein Leiden kennen lernen, vielleicht im Stande sein ihm wo nicht zu helfen, doch zu nützen, und in jedem Fall bis zum nächsten Frühling Jemand ermitteln, den er ihr mit Fug und Recht als einen würdigen Nachfolger des Doctor Weinhold empfehlen dürfe. Es blieb ihr nichts übrig als darauf einzugehen. Weinholds Entfernung kam zu plötzlich, als daß man schon vorläufig an einen andern Hausarzt hätte denken können. Renata schrieb zwar wieder nach Frankfurt an Frau von Werden; erhielt aber die Antwort: die Weinholds wären dort ebenso selten wie anderswo, und sie, die Schwester, sei ganz entschieden für einen Winteraufenthalt in Wien, unter Aufsicht und Leitung der berühmtesten Ärzte, was doch eine große Beruhigung sei. Egon selbst, der immerfort hörte Wien und abermals Wien, und der aus Mangel an eigenem Wunsch und Willen, gewöhnlich den seiner Umgebung blindlings annahm — erklärte sich ebenfalls mit aller ihm zu Gebot stehenden Lebhaftigkeit für Wien, allerdings erst nachdem Renata sich dafür entschieden hatte. Denn obwol sie ihm unter vier Augen stets die unschuldige Freude machte, ihm den Schein des letzten Entschlusses zu gönnen: so trieb sie doch

nie vor der Welt dies Gaukelspiel, das doch in manchen Ehen, wo der Mann noch lange kein Egon, sehr gebräuchlich ist, und wo die Frau sich scheinbar zu etwas zwingen läßt, was sie zu thun vor Begier brennt, und heimlich eingeleitet hat. Renata sagte gelassen:

„Ich hab' es schwer: auf mich fällt alle Verantwortung. Ich muß entscheiden für Egon und mich."

Aber sie sagte das ohne Klage und ohne falsche Demuth, ganz wie etwas, das die Verhältnisse erheischten.

Sie fühlte sich sehr glücklich durch die Aussicht auf den Winter. Ohne Emmerich gefragt zu haben, war sie überzeugt, daß er gewiß einen Theil desselben gleichfalls in Wien zubringen würde. Sie hatte in Ischl eine Menge Wiener kennen gelernt, die ihr alle einen höchst angenehmen Aufenthalt versprachen. Sie war so leichten und glücklichen Herzens, daß sie aufrichtige Freude an muntrer Geselligkeit hatte. Es war ihr etwas Neues und durch ihre persönlichen Gaben etwas Leichtes. — Die einzige Person, die nicht mit dieser Einrichtung zufrieden war, war Emmerichs Mutter. Er wird nie heirathen so lange er dies Attachement hat, sprach sie höchst mißvergnügt zu sich selbst; allein wie ist es zu hintertreiben .... zu lösen? —

Sie wußte es nicht. In ihrer mütterlichen Sorge fiel ihr nichts Andres ein, als das Allerungeschickteste, nämlich ihren Sohn auf jedes junge Mädchen aufmerksam zu machen, wie auf eine Grazie und Muse, das nur halbwegs leidlich aussah.

„Es wundert mich recht, Mama, sagte Emmerich eines Tages tödtlich gelangweilt, aber gezwungen scherzend, daß Du in Deiner Gemäldegallerie von Ischler Schönheiten grade zwei vergessen hast, die unstreitig zuerst dahin gehören.“

Sie sah ihn mit großen Augen erwartungsvoll an, während er kaltblütig fortfuhr:

„Das Veverl aus dem Zillerthal mein' ich, das da unten Handschuh verkauft, und Fräulein Gumpelheimer aus Prag, die reizende Jüdin, die pikante Jessica ....“

„Die ich nicht kenne!“ unterbrach ihn trocken die Mama.

Das ist warlich Schade! keine unsrer Damen ist schöner, und nur das Veverl macht ihr die Palme des Sieges streitig .... freilich in andrer Art, denn das Veverl sieht aus wie ein Kirchenengel“ .... —

„Emmerich, gieb Dir doch keine unnütze Mühe, ich bitt' Dich! Jetzt willst Du mir weiß machen die kleine Tirolerin hätte Dirs angethan, und noch eben, heute früh, hat sie mir geklagt, daß

Du ihr nie ein einziges Paar Handschuh abgekauft hast.“

„Weil sie nichts taugen, entgegnete er mit großer Seelenruhe. Übrigens gesteh ich gern, daß ich weder ans Beverl noch an die Jessica mein Herz verloren habe. Nur wollt' ich Dir beweisen, daß ich meinerseits wol hübsche Gesichter in Ischl zu finden weiß.“

„Fi donc! eine Jüdin! sagte sie wegwerfend, und dann mit einiger Schadenfreude weil sie geärgert war: Eine Jüdin! .... das ist ja fast so arg wie eine Ketzerin.“

„Ich dächte nicht, daß ein wenig Heidenthum die Schönheit beeinträchtigte, erwiderte Emmerich ohne auf die Ketzerei einzugehen; das hab ich in Italien an den Venus- und Psyche-Gestalten der alten blinden Heiden gesehen.“

Ah bah! rief sie ungeduldig. Ich spreche nicht von Marmorfiguren, sondern von lebenden Frauenzimmern, und zwar von solchen, Emmerich, zwischen denen ich eine Schwiegertochter finden könnte; folglich müssen da Zillerthalerinnen so gut wie Ketzerinnen aus dem Spiel bleiben.“

Emmerich wurde todtenbleich, seine Lippen zitterten und seine Augen blitzten, aber schnell gefaßt sagte er ganz ruhig: „Mama! ich weiß Ketzerin-

nen ... oder um deutlicher zu reden: ich weiß eine Ketzerin, die wird gradeswegs in den Himmel kommen, während Tausende von Rechtgläubigen tausend Jahr am Paradiesespförtlein um Einlaß betteln dürfen."

„Davor mögen uns die lieben Heiligen bewahren!" rief die Mutter sehr entrüstet.

„Ja, Mutter! das ist mein unwiderruflicher Glaube," bekräftigte er.

„Also ist es schon so weit! jammerte sie; zum Ketzer hat sie Dich also schon gemacht, zum Irr- und Unglauben Dich verführt!"

„Sprichst Du denn wirklich von ... Gräfin Dobenegg?" fragte er langsam.

„Von wem sonst!" klagte sie.

„Nun, liebe Mutter, dann beruhige Dich! Ein Irr- oder Ungläubiger mag ich ehedem gewesen sein und Dir in diesem Punkt Besorgnisse gemacht haben. Doch jetzt laß sie fahren, ich bitte Dich! denn jetzt glaub' ich an sie, wie an meine Schutzpatronin und heilige Fürbitterin."

Und ehe die entsetzte Mutter Worte fand, hatte Emmerich ihre Hand geküßt und das Zimmer verlassen. Sie schlich niedergebeugt zu ihrem Gatten und jammerte wie das werden solle mit Emmerich! nicht nur daß Renata ihn von jedem Gedanken

an eine Heirath zurückhalte: so suche sie auch noch ihn zum Lutherthume herüber zu ziehen. Worauf der alte Herr ganz gefaßt erwiderte:

„Was das Erste betrifft, so muß man der Sache ihren Verlauf lassen. Gegen eine Passion richten Ermahnungen nichts aus, sind wie Wassertropfen auf einem heißen Eisen, im Nu spurlos verschwunden, nur durch ein fatales zischendes Geräusch bemerkbar. Zorn ist nun gar vom Uebel, reitzt in solchem Fall immer zum Widerstand. Laß den Emmerich! sekkir' ihn nicht. Und was Deine Angst vor dem Lutherthume betrifft, so machst Du mich lachen! Für Thorheiten und Tollheiten ist bei einem jungen Mann nie einzustehen; die passiren Jedem, und er ist drum nicht schlimmer, wenn auch die Mamas ein wenig die Köpfe schütteln. Nur aber Dummheiten zu machen, die das ganze Leben ruiniren — da leg' ich meine Hand für den Emmerich ins Feuer! die begeht er nicht. Ein Abtrünniger vom Glauben der Väter wird er nicht, und darauf legt's die Frau auch nicht an. Ich mögt' eher glauben, daß sie überginge in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche."

Mit wahrem Entzücken und mit urplötzlicher Beruhigung wurde diese flüchtige Äußerung, die der Vater im tiefen Vertrauen auf Emmerichs Gesin-

nung machte, von der Mutter aufgenommen. Vielleicht konnte diese Liebe Renata's Seelenheil bewirken! Sie beschloß fortan Emmerich nicht mehr mit ihren versteckt seinsollenden Redensarten zu necken, sondern ihn höchstens dann und wann aufmerksam zu machen auf das heilige Werk zu dem er berufen sei.

Inzwischen hatte er keine Ahnungen von den frommen Hoffnungen seiner Mutter, und hätte er: so würde er mitleidig gelächelt haben. Bekehren zum Glauben und zur Liebe? ja, das ist die Mission der Liebe. Bekehren zu irgend einer Confession — das ist die Sache der Geistlichen, denen ihre verschiedenen Kirchen am Herzen liegen. Dies war seine Ueberzeugung. Da es ihm zur lieben und unerläßlichen Gewohnheit geworden war, alle Zustände und Angelegenheiten des innern wie des äußern Lebens mit Renata zu besprechen, so kam denn auch die Verschiedenheit der Confessionen an die Reihe.

„Ich glaube an keinen ehrlichen Übertritt," sagte Renata.

„Sie sprechen apodiktisch!" rief Emmerich.

„Ich glaube nun einmal nicht daran! wiederholte sie. Wer geduldig ist und fest zum Himmel aufschaut, dem wird die Gnade Gottes begegnen, und das ist das alleinzige was wir von der Religion zu ersehnen und zu erlangen haben, und was

wir in jeder Confession finden können. Doch der, dessen Blick zwischen Himmel und Erde herumschwankt, der mit einem Aug' zu ihm auf- und mit dem andern zu ihr herablinzelt: der wird auch von einer Confession in die andre schwanken können, und in keiner Befriedigung finden; denn die liegt nicht in der Form, sondern im Wesen, und das Wesen liegt in Gott."

„Ihre Reden klingen wie die der alten Mystiker, so dunkel und doch so klar, sagte Emmerich nachdenklich; und als sie ihn neckend und lächelnd ansah: Ja ja! dunkel und klar, wie die sternendurchwebte Nacht ... oder wie ... Ihr Auge."

Das ist die Eigenthümlichkeit der Liebe: von dem Flug durch die Welten, von der Forschung durch die Zeiten, von der Beschäftigung mit den fremdartigsten Dingen, kehrt sie sich urplötzlich und ganz von selbst zur Betrachtung des geliebten Gegenstandes hin.

„Dunkel, apodiktisch, klar! — wie wollen Sie Zusammenhang in diese verschiedenen Behauptungen bringen!" rief Renata.

„Ich? fragte Emmerich; nein, Gräfin, ich würde das gewiß nicht können, aber Sie verstehen es, denn Sie thun Mirakel."

„O mein lieber Graf! sagte Renata, ich bin

eine Frau: folglich lasse ich mir mit großem Wohlbehagen eine ansehnliche Menge der allerschönsten Complimente gefallen; nur aber jetzt werden Sie zu hyperbolisch."

„Ist denn das kein Mirakel bei einem so einfachen Menschen wie ich bin?" fragte Emmerich.

So verkehrten sie mit einander. Es war der feinste, der graziösseste Umgang, der je zwischen einem Mann und einer Frau statt gefunden haben mag. Mit der Kraft, die nur aus einer phönixseltnen Liebe entspringt, zerdrückte Emmerich jeden Wunsch, jede Sehnsucht, jedes Verlangen, die ihm wie Meeresflut durch die Seele gingen. Wenigstens that er es Renaten gegenüber, weil ihm immer ein guter Geist zuflüsterte: Jetzt nicht! o warte noch! du verlierst sie! — Aber von Tag zu Tag fühlte er deutlicher, daß diese immer zurückgedrängten Fluten denn doch einmal in brausenden Wellen den Damm überstürzen würden. Da faßte er sein Herz mit beiden Händen zusammen, und sagte eines Tages zu Renata, er müsse in Geschäften nach Wien und werde, wenn es ihr recht sei, nebenbei eine Wohnung für sie besorgen. Sie nahm es dankbar an, und er verließ Ischl auf acht Tage. Aber aus diesen acht Tagen wurden allmälig vierzehn, ohne daß er wiederkam, und ohne daß er schrieb.

Renata verging fast in tödtlicher Angst, die um so nagender war, je weniger sie sich aussprechen durfte; denn Emmerichs Vater sagte einmal mit der größten Seelenruhe:

„Mein Sohn schreibt fast nie; in drei Monaten bekommt man höchstens einen Brief von ihm. Das ist so seine Gewohnheit."

Und die Mutter blieb auch vollkommen gelassen, weil sie dachte: wo Emmerich auch sein möge, nirgends drohe ihm größere Gefahr als bei Renaten. Weil diese gar nicht wußte was sie denken sollte, so verfiel sie auf Unsinn, z. B. Emmerich könnte eine Frau entführt haben, oder ins Kloster gegangen sein, oder sonst etwas Extraordinaires, wofür es noch gar kein Beispiel auf der Welt gebe, unternommen haben. In solchem Fall wo die Gedanken nicht ausreichen, nimmt man die Phantasie zu Hülfe, deren Eigenthümlichkeit es ist das Abentheuerlichste auszubrüten, weil die Wirklichkeit ihr Reich nicht ist.

Am Tage vor der Abreise seiner Eltern war Emmerich plötzlich wieder da um sie zu begleiten, und erzählte eine lange und bewegliche Geschichte von einem Freunde, den er leidend in Wien getroffen, und bis Pesth gebracht habe. Dieser Freund war aber Niemand als er selbst — was er jedoch

verschwieg. Renata sagte als sie ihn überrascht vor sich sah:

„Hören Sie! wenn Sie künftig für todt oder begraben oder verschwunden gelten wollen, so sagen Sie es vorher, oder schreiben Sie es. Diese Ungewißheit ist eine Marter.“

„Für wen denn?“ fragte Emmerich zagend.

„O für mich! sprach sie entschlossen; ich kann nicht Komödie mit Ihnen und mit mir spielen. Ja, für mich!“

„Renata, seufzte Emmerich, mit zwei Worten machen Sie mein Opfer von zwei ewigschweren Wochen nutzlos.“

„Also darum?“ sagte sie erblassend und warf mit trostloser Bewegung die Hände vor's Gesicht.

„Warum betrübt Sie das so sehr?“ fragte er und zog sanft ihre Hände herab um ihr in's Auge zu sehen.

„Weil ich unglücklich bin, sobald Ihnen das Leben mit mir eine Last ist,“ antwortete sie ohne sich zu besinnen, und sah ihn fest an.

„Eine Last ist es nicht, Renata; aber wol ein Schmerz, und ein Schmerz .... den Sie theilen, den Sie verstehen werden — vielleicht jetzt noch nicht, aber bald.“

„O so lassen Sie mich jetzt noch glücklich sein,

recht herzensglücklich, weil Sie wieder da sind!" rief sie.

„Gern, mein Engel! o wie gern! mögten Sie ewig glücklich sein!" sagte Emmerich bewegt, und legte ihre Hände so lange auf seine Lippen, bis sie erröthend und hastig sie fortzog. —

„Daß ich nur immer wissen möge wo er ist und wie es ihm geht, wenn ich ihn nicht immer sehen kann: so will ich zufrieden sein und nichts weiter begehren, mein Gott!" betete Renata in nächtlicher Einsamkeit. Aber nicht nach den Wünschen, sondern nach den Kräften der Menschen, richtet Gott seine Schickungen ein.

Noch waren sie lieblich für Renata. Sie kam nach Wien; sie fand eine bequeme Wohnung in der Leopoldstadt vor, dem Prater nah — wie sie es Egons wegen gewünscht, und wie Emmerich es ihr sorglich eingerichtet hatte. Emmerichs Mutter führte sie in der Gesellschaft ein; die Bekannten aus Ischl suchten sie auf. Sie hätte ganz und glänzend in der Welt leben können, allein sie that es nur grade genug um nicht durch einsiedlerische Neigungen aufzufallen. Weder mied noch suchte sie Gesellschaft. Musik trieb sie eifrig. Neben Egon sitzend las oder arbeitete sie nach gewohnter Weise, fuhr mit ihm ein Paar Stunden täglich spazieren

und ging in Soireen, wenn er zu Bett; ins Schauspiel selten, auf Bälle nie. Sie blieb bei ihren ruhigen Gewohnheiten, die ihr den Kopf klar, und das Herz unzerstreut ließen. Zuweilen sehnte sie sich heftig nach Ebernbach und ihrer größeren Thätigkeit. Sie suchte freilich dort ihre Abwesenheit durch Briefe zu ersetzen, fühlte aber wol deren Unzulänglichkeit, und kam sich in jeder Weise ängstlich beschränkt vor — von der kleineren städtischen Wohnung an, bis zu dem dürftigen Stückchen Himmel hinauf, der über den Dächern zu erspähen war; von dem Mangel an schaffender und lebendiger Thätigkeit, wie durch die täglichen Praterfahrten. Wenn Emmerich in Wien war, so machte seine Anwesenheit ihr mit dem himmlischen Vorrecht der Liebe die Tage leicht und rosenfarben. Aber er begleitete die Eltern nach Pesth, er besuchte sie, es vergingen dann Wochen in denen sie ihn nicht sah; dann wurde ihr die Enge ihrer Existenz, an der Seite eines Menschen mit dem geistigen Horizont eines Kindes, fürchterlich schwer; gleichsam erstickend, und sie empfing dann den rückkehrenden Emmerich wie einen Erlöser. Die Aerzte gaben ihr redlich genug nicht die mindeste Hoffnung zu irgend einer Besserung in Egons Zustand, nachdem sie ihn ein Paar Monate beobachtet hatten;

riethen ihr jedoch, jetzt, im Winter, ruhig mit ihm in Wien bleiben, im Frühling nach Ebernbach zurückzugehen, und ihn künftig dort unter ärztlicher Aufsicht leben und gewähren zu lassen, ohne ferner Brunnen-Bäder- oder sonstige Kuren mit ihm zu versuchen. Dann könne er ein hohes und friedliches Alter erreichen, wohingegen jede Kur ihm mehr oder minder schädlich sei, indem sie seine schwache Natur erst überreize und dann erschöpfe. Obgleich Renata wol nie auf einen durchgreifenden Erfolg gerechnet, so hatte sie doch aus Weinholds Ansichten einige Hoffnung und mithin auch einigen Muth geschöpft; denn so lange man etwas thun und versuchen kann, ist man in einer gewissen Spannung, die sich durch wohlthätige Regsamkeit äußert. Fehlt die, so kommt es leicht dahin, daß die besten Kräfte brach liegen bleiben. Diese Entscheidung klang ihr wie ein Urtheil, das sie für immer zu einer Danaïdenarbeit verdammte, verbunden mit der Tantalusqual Emmerich nicht wieder zu sehen und es ewig zu wünschen.

Ist das nicht zu viel für eine und dieselbe Kreatur, mein Herr und Gott? fragte sie im stummen, ächzenden Gebet. Und der Geist, zu dem sie emporstrebte mit ihren Schmerzen, antwortete ihr vernehmlich: Nicht zu viel für dich, meine

Tochter! — Aber sie verhüllte ihr Antlitz und jammerte: Zu viel! o Gott, zu viel! — — —

„Jesus Maria! wie sehen Sie aus!" rief Emmerich, als er später zu ihr kam. Der volle Sturm einer starken und vehementen Natur war zum ersten Mal in seiner ganzen Gewalt vernichtend, wie es für eine solche nicht anders sein kann, in ihr ausgebrochen. „Wie von den Todten erstanden sehen Sie aus."

„Ich dächte eher wie eine Begrabene, sagte sie, denn mir ist zu Muth als thue sich die Gruft auf, mir .... bei lebendigem Leibe; — als stände ich an Dante's Höllenpforte, über der ich lese: Lascia ogni speranza. Denn so stehen jetzt unwiderruflich die Sachen." Und sie theilte ihm das Resultat der letzten ärztlichen Consultation mit.

Emmerich hörte ihr theilnehmend, aber gelassen zu.

„Es konnte nicht anders kommen, entgegnete er darauf. Eine so unvollständige Organisation ergänzt die menschliche Hülfe nicht. Ich hab's dem Weinhold schon vor anderthalb Jahren, bei Ihrem ersten Aufenthalt in Ischl gesagt. Sie haben nun das Ihre gethan."

„O, könnt' ich mehr thun!" rief sie in Thränen.

„Für Egon nichts! es ist Alles! Alles! und aber Alles! umsonst. Das halten Sie fest."

„Wollen Sie mir diese Gewißheit wie mit langsamen Hammerschlägen in die Seele prägen?“

„Ja, Renata, davon müssen Sie Sich zuerst überzeugen, um hernach Sich entschließen zu können.“

„Wozu?“ fragte sie befremdet und sah ihn starr an.

Er antwortete nicht darauf, sondern fragte seinerseits:

„Renata, wissen Sie noch daß ich damals in Ischl, bei unserm ersten Abschied, überwältigt von Schmerz und Freude, zu Ihnen sprach: ich liebe Dich?“

„Ja,“ entgegnete sie mit tiefem Ernst.

„Was ich Einmal gesagt, aus tiefster Überzeugung geschöpft und bekräftigt habe: das, und wenn ich's auch nimmer wiederhole, ist so gut als hätte ich es tausendmal gesagt. Glauben Sie das von mir?“

„Ja.“

„Damals erwiderten Sie mir im Schreck, im Zorn, im Widerwillen, was weiß ich! — „ich will Niemand lieben, auch Sie nicht.“ Damals hatten Sie ganz Recht! was ich Ihnen auch sagen mogte, dennoch wähnte ich in Ihnen auf einem Punkt die Schwäche des Weibes zu finden. Seitdem hab' ich Sie in jeder Stunde meines Lebens

Bayerische Staatsbibliothek München

so fest und nah vor Augen und in der Seele gehalten, beobachtet, zergliedert, daß Sie Sich in Atome hätten auflösen müssen, wenn nicht in Ihnen, wie in der Sonne, ein Kern wäre, der fester, reiner, mächtiger als meine Zersetzungskünste, Ihr Wesen zu einem Prachtgebilde in Gottes Schöpfung macht. Da hab' ich gelernt Sie übermenschlich zu lieben! .... verzeihen Sie das stolze Wort! ich meine nur: anders als man Frauen zu lieben pflegt. Glauben Sie das?"

„Ja."

„Und ist Ihr Wort von damals jetzt noch wahr?"

„Nein. Ich liebe Sie. Niemand wollt' ich lieben und Niemand werd' ich lieben! .... aber bei Ihnen reichte der Wille nicht aus .... oder ich wendete ihn nicht an. Genug, ich liebe Sie, und wenn ich das sage, so geschieht das nur um Ihrer Frage zu genügen, nicht um Ihnen etwas Überraschendes zu gestehen."

„Geben Sie mir Ihre Hand, Renata!" — und als sie es that, fuhr er fort: „Willst Du mein sein, ganz und aufrichtig?"

„Ich lüge nie, Emmerich, nicht durch Wort noch That."

„O mein Engel! rief er und schloß sie in seine Arme, jetzt ist der rechte Augenblick gekommen, wo

die Erkenntniß Deiner Bestimmung Dir entgegentritt. Die ist nicht an der Seite des greisenhaften Kindes, das Dein Leben verzehrt ohne es zu genießen, sondern an der meinen, des liebenden und geliebten Mannes. Wie ein Engel mit zusammengefalteten Flügeln, bist Du mühselig und beladen bisjetzt durch die Pein und Beschwerde des Erdenlebens gepilgert, und hast nichts üben können von all' Deinen himmlischen Gaben, als Geduld und Resignation. Jetzt entfalte die Schwingen, fliege höher auf, meine Renata, über die Ängste des Lebens hinauf in die Regionen des Glücks! .... nicht des Glücks, wie die Welt es versteht, geschminkt rosenfarben, oberflächlich vergoldet, ohne Schmerz und ohne Herz. Nein, Renata, das biete ich Dir nicht an! sondern ein Glück, wie es zwischen zwei ernsten Menschen statt findet, ganz innerlich, die höchsten und feinsten Fähigkeiten entfaltend, und reich an Freude, an Leid — wie Gott will! aber reich, Renata, nicht dürftig, darbend, arm, bettelarm, wie wir jetzt leben! o nein! überreich." — Er hatte seine Hände über ihrem Haupt gefaltet, und drückte es sanft an seine Brust. „Antworte mir doch!" bat er.

„Sprich weiter, Emmerich, entgegnete sie, ich habe nie die Stimme eines seligen, liebesfreudigen

Menschen gehört, und sie klingt doch ganz göttlich schön .... Deine Stimme!“

„O Kind, Du weißt nichts von der Liebe, wenn Du ihr noch Worte geben willst! flüsterte er. Das Schweigen ist beredter, sieh mich nur an.“

Langsam hob sie den Kopf von seinem Busen auf.

„Renata! rief er entsetzt, warum siehst Du so fürchterlich traurig aus? Du erschreckst mich .... Du vernichtest mich. Sprich! Du liebst mich? ja? nun, mehr begehr' ich nicht!“

„Du begehrst nicht, daß ich Egon Deinetwegen verlasse? fragte sie tonlos; nicht, daß ich handle wie die arme Diane? nicht, daß ich meineidig werde vor Gott? nicht, daß ich feig von dem Platz entfliehe, den er mir angewiesen hat, weil ich, grade ich, ihn ausfüllen kann? Das Alles begehrst Du nicht, Emmerich?“

„Ja! rief er im Ausbruch der Verzweiflung, das Alles begehr' ich! genau das! Nur aber bist Du nicht treulos, nicht armselig, nicht feig, wenn Du das thust; denn ein Band wie zwischen Dir und Egon ist keins; hat nicht die Basis der Gegenseitigkeit, welche allein zwischen Menschen gültiges Gesetz aufrecht halten kann; macht Dich zu seiner Wärterin, seinem Geschäftsführer, seinem Secretär, seinem Gespielen, nur nicht zu dem, was Du

Deiner irdischen und himmlischen Bestimmung gemäß sein sollst und sein kannst: nicht zu seinem Weibe. Du frevelst gegen Dich und gegen mich, wenn Du nicht zu dieser Erkenntniß gelangst, denn ich bin ohne Dich tausendmal elender, als Egon es je werden kann."

„Ich will mich darauf besinnen, Emmerich, sagte sie sanft; ich mögte gern das Rechte thun."

„Das weiß ich, o meine Heilige! sprach er aufgelöst in Wehmuth; Du kannst sogar nicht anders als es thun. Deine Natur gleicht jenem reinen Kristall, der augenblicklich zerspringt, wenn ein Tropfen Gift in seinen Kelch fällt. Unrecht ist Gift für Dich. Aber Glück und Unrecht ist nicht gleichbedeutend. Im Gegentheil! es geht und geht nun einmal nicht Hand in Hand. Dein Fall ist ein ganz exceptioneller: — da giebt es kein Unrecht mehr, wo man außerhalb der Gesetze steht."

„Sophist!" sagte sie melancholisch lächelnd.

„Widerlege mich," bat er.

„Nun denn: Versucher! sprach sie mit unerhörter Schwermuth. Ich finde ja keine Gedanken, keine Worte um Dich zu widerlegen; aber, mein Emmerich, ich bin traurig .... o traurig bis in den Tod."

Sie ging langsam durchs Zimmer, auf und ab.

Da fiel ihr Blick auf ein Buch; sie ergriff und küßte es.

„Emmerich! rief sie lebhaft, ich will Dir etwas vorlesen.“ Sie schlug das Buch auf.

Er setzte sich ihr gegenüber und sie las: „Und „der Teufel führete ihn mit sich auf einen sehr „hohen Berg, und zeigete ihm alle Reiche der Welt „und ihre Herrlichkeit, und sprach zu ihm: Dies „Alles will ich Dir geben, so Du niederfällest und „mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Hebe „Dich weg von mir, Satan! denn es stehet ge„schrieben: Du sollst anbeten Gott Deinen Herrn, „und ihm allein dienen. Da verließ ihn der Teu„fel; und siehe, da traten die Engel zu ihm, und „dieneten ihm.“

Renata schloß die Bibel. Emmerich aber sank zu ihren Füßen nieder, und rief:

„Dich hält der Himmel fest, Renata, und er thut Recht daran. Wär' ich der Himmel .... ich gäbe Dich auch nimmer heraus.“

Sie legte die Hand auf sein Haupt und wiederholte:

„Siehe, da traten die Engel zu ihm und dieneten ihm.“ Und in Emmerichs Seele flammte etwas auf, wie glühende Sehnsucht nach Gebet.

Da schmetterten plötzlich ein Paar scharfe Schel-

lenzüge alle Qualen der Welt in diese Verklärung des Himmels hinein.

„O mein Gott! Egon ist krank!“ rief Renata bestürzt und flog aus dem Zimmer. Er war es wirklich geworden, und nicht mehr noch weniger als gewöhnlich; aber daß es in diesem Augenblick grade geschah, daß sie aus dem Paradiese, welches Emmerichs Liebe ihr erschloß, hinunter mußte in ihr graues, finstres Gefängniß, an's schauerliche Krankenbett eines Wesens, dessen stumpfer Geist ahnungslos für ihre Martern blieb, während sie sich seinetwegen in Qualen, die er nicht verstand, verzehrte: das erschien ihr wie eine grausame Ungerechtigkeit. Doch, wie immer, wich sie nicht von seinem Lager, und um so weniger, da Weinhold ihr fehlte; konnte sie auch weiter nichts thun, so wollte sie doch die Diener nicht aus den Augen lassen, und sie durchwachte die Nacht neben Egon.

Das war eine Nacht! hatte sie gedauert die Länge einer Nacht, oder einer Minute, oder eines Jahrhunderts — Renata wußte es nicht, als die trübe Wintersonne am späten Morgen in's Fenster schien .... so ganz hatte sie die Zeit und das Zeitliche vergessen, und nur Emmerich, und in seiner Liebe die Ewigkeit gesehen. Sie war müde an Leib und Seele, zerknickt von Kämpfen und

Erschütterungen. Sie stand auf um in ihr Zimmer, und wo möglich schlafen zu gehen. Als sie nun langsam und leise der Thür zuging, fuhr Egon aus seiner Lethargie auf, und rief bewildert und angstvoll.

„Renata! bitte, bitte, Renata! geh' nicht fort."

Sein Ton war der eines Kindes, das darauf gerechnet hat die Mutter werde an seinem Bettchen sitzen bleiben bis es eingeschlafen ist, weil es sich in der einsamen Dunkelheit fürchtet, und das sich ängstigt die Mutter zu verlieren.

„Nein, lieber Egon, ich gehe nicht fort, sagte sie umkehrend, ich wollte mich nur .... bequemer kleiden. Es hat aber Zeit."

„Nein, nein! es hat nicht Zeit! sagte er eifrig; geh' denn .... aber komm' wieder .... ganz gewiß wieder."

„Ganz gewiß wieder, lieber Egon," sprach sie sanft.

„Gieb mir die Hand darauf, und sage: bei Gott!" bat er mit der vollen Zudringlichkeit eines Kindes.

„Bei Gott! lieber Egon!" entgegnete sie, und legte ihre schöne edle Hand in seine hagere, kalte, kindisch unausgebildete.

„So! sprach er beruhigt; Du hast bei Gott! gesagt, nun mußt Du wiederkommen."

O wol! wol! nun muß ich wiederkommen, nun

kann ich nicht fort! flüsterte Renata vor sich hin, als sie in ihr Gemach ging. Was im Namen Gottes begonnen ist, muß auch in seinem Namen durch- und zu Ende geführt werden. — In ihr Kabinet tretend, fand sie auf ihrem Schreibtisch einen großen Strauß von Kamelien. Sie liebte leidenschaftlich diese schöne Blume, die vom Schmetterling die Zartheit, vom Edelstein die Festigkeit, und von beiden den Schmelz hat. Emmerich hatte nicht die Gewohnheit der kleinen Aufmerksamkeiten. Er war dermaßen mit tiefster Seele immer in den Tiefen der Seele, daß er für die Oberfläche keinen Blick hatte; — jedoch nicht aus Mangel, sondern aus Übermaß an Theilnahme. Daher rührte es Renata doppelt, daß er grade jetzt, auf dem Höhepunkt der Leidenschaft, an einen Blumenstrauß hatte denken mögen. Sie betrachtete einzeln jede Kamelie mit zärtlichem Blick, berührte sie schmeichelnd und kosend mit Lippen und Wangen, und vertändelte in ihrem Anschauen eine lange Weile voll heimlichem Geplauder und stillem Dank für Emmerich. Doch als sie die Augen von ihren Kleinodien aufschlug, fielen sie auf die Uhr, und sie rief entsetzt und laut:

„Aber ich muß ja wiederkommen! .... Nun, so will ich denn auch!“

Sie schellte der Kammerfrau, kleidete sich um, nahm entschlossen den Strauß, kehrte damit zu Egon zurück, wohl wissend welche Freude er an jeder Blume hatte, und gab ihn an Egon mit einem Gefühl, als lege sie ihr gebrochenes Herz vor ihm hin. Und bewußtlos, wie das Opfer ihres Herzens nahm er auch das der Blumen an.

„Die sind schön! tausend Dank, Renata! die werden prächtig in meinem Herbarium aussehen .... ganz lebendig! .... Ich werde ein besondres für die Kamelien machen lassen ... grüner Saffian-Einband meinst Du nicht?"

Und er verfiel in den schweren Schlaf, der seinen Anfällen zu folgen pflegte, hielt jedoch den Strauß fest in der Rechten. Renata sah ihn kummervoll an und dachte bei sich selbst: Ja, so ist es! genau wie dies Bild! .... die schönsten Blüten seines und meines Lebens zerdrückt Egon im Schlaf. — —

„Wie geht es, Renata?" fragte Emmerich, als er später zu ihr kam.

„Schlecht!" sagte sie beinah finster.

Sie sahen sich an mit stummer Trostlosigkeit, und gewahrten Beide andre Spuren als die einer durchwachten Nacht im Antlitz des Andern. Der Gram arbeitet mit schärferer Feile als die Schlaflosigkeit.

„Wollen wir einmal verständig mit einander reden, hub Emmerich an; so wie ehedem .... wie sonst; vielleicht wie wir vorgestern noch geredet haben. Aber zwischen vorgestern und heute liegt ich weiß nicht was für eine ungeheure Kluft, was für ein ungeheures Ereigniß .... ein Himmelsflug, eine Höllenfahrt, eine Vision des Paradieses, eine Walpurgisnacht! und im Grunde ist's doch weiter nichts als gestern. Das ist doch seltsam bis zur Unbegreiflichkeit!“

„Und das ist gar nicht verständig geredet!“ unterbrach ihn Renata.

„Das ist wahr! rief er. Aber sehen Sie: im Kopf geht es mir wie ein schwerer Pendel, auf und ab, und ab und auf. Ja? Nein! — Nein? Ja! — und das mit solcher Vehemenz, daß mir zu Zeiten ein dicker schwarzer Schleier über die Augen sinkt, das Hirn zu wirbeln scheint, und ich taumelnd auf den Füßen stehe. Damit ist es schwer verständig zu reden.“

„O, ich bin elend!“ brach Renata aus.

„Nicht so elend wie ich!“

„Mehr! denn ich zeige Ihnen mein Leid nicht, und Sie zeigen mir das Ihre bis in seinen Urtiefen.“

„Es soll Sie nicht elend machen, sondern nur Ihr Mitleid wecken. Das Mitleid jedes andern

Menschen würde ich mit staunender Verachtung zu Boden fallen lassen; doch Ihr Mitleid thut mir wohl, wie das eines höhern Geistes. Es deckt mein Herz mit Taubenflügeln zu, so lind, so warm, so weich. Man kommt weit mit Ihrem Mitleid, Renata, das sehe ich bei Egon, und ich meine, Sie müssen es dem lieben Gott selbst abgelauscht haben, in dessen Barmherzigkeit der schwache Mensch sich so gern versenkt, weil er Alles von ihr zu hoffen hat. Wenn Sie recht klar erkennen wie elend ich bin, so wird Ihre Liebe mich begnadigen. Nur sei es bald .... ich bin sterbensmüde."

„Martern Sie mich doch nicht! sagte Renata beinah hart. Und sprechen Sie nicht so gotteslästerlich! Das Leben ist viel werth; die Liebe tausendmal mehr; am meisten denn aber doch, daß wir rechtschaffene Menschen bleiben, aber rechtschaffen, bis in's Mark der Seele hinein. Verstehen Sie das?"

„Ja, mein Engel!" sprach er sanft, und allmälig legte sich eine himmlische Beruhigung auf sein edles, zergrämtes Antlitz. „Dich verstehe ich."

„O Emmerich! fuhr sie fort, und die Härte zerschmolz und machte der tiefsten Begeisterung Platz, daß ich Dich liebe hab' ich Dir gesagt; wie ich Dich liebe werd' ich Dir nie sagen können, weil

dafür noch keine Worte erfunden sind. Doch sei es so tief, so heiß, so gewaltig, wie es von Millionen nicht empfunden wird: dennoch werd' ich nie begreifen, daß wir um der Liebe willen miserabel sein müssen! Handeln Andre so, so ist es Irrthum, Schwäche, Unglück, ich bin nicht ihr Richter, ich kann ihnen nicht in den Herzen lesen: folglich gehen sie mich nichts an. Aber da ich nun einmal einen andern Begriff von der Liebe habe, so kann ich nicht handeln wie Jene! laß uns doch versuchen um der Liebe willen gut zu werden, besser als wir sind .... und nicht schlechter — nicht so schwach, so muth- und trostlos, so feig, so heftig. Willst Du, Emmerich?"

Er rief: „Gieb mir Deine Liebe, aber ganz, aber ohne Rückhalt, so werden all' die Fehler von selbst verschwinden, die Du mir vorwirfst; so werd' ich stark, zuversichtlich, muthig und gelassen sein."

„Du bist bequem! sagte sie mit traurigem Spott. Du weißt doch, daß ich diese Macht nicht habe."

„Du hättest sie, wenn Du mich liebtest."

„Ich habe Dir gesagt, daß ich die Liebe nicht als einen Freibrief verstehe um Schlechtigkeiten zu begehen. Wer bei den gemeinsten Angelegenheiten des Lebens sein Wort nicht hält, wer von der Fahne desertirt, zu der er geschworen, ist entehrt,

gilt für niederträchtig; und ich sollte ehrlos mein Wort brechen, weil ich Dich liebe? .... Das ist Unsinn, Emmerich!"

„Es ist Unsinn, rief er wieder sehr heftig, sein Wort Jemandem zu verpfänden, der nicht im Stand ist, dessen Wichtigkeit zu ermessen. Was hast Du ihm denn gelobt, Deinem Gemal? Gehorsam? .... und blindlings folgt er wie ein Kind Deiner Einsicht und Entscheidung! Treue? ...." —

„Nicht ihm, dem Unmündigen, unterbrach Renata, hab' ich das gelobt; denn er versteht es nicht! aber Gott, und der versteht es. Gehorsam, Treue, Geduld, Beharrlichkeit bis in den Tod, hab' ich versprochen und muß ich demnach halten, wie man eine Festung nicht blos in Friedenszeit, sondern auch in der schwersten Belagerung halten muß. Von Liebe war die Rede nicht! die ist mein Eigenthum geblieben und Dein geworden."

„In Deiner tiefen Abgeschiedenheit, Renata, unkundig der Menschen, fremd der Welt, nur Deiner Pflicht lebend, ganz Deinem Wirkungskreis Jugend, Kraft und Schönheit opfernd, hast Du Dich in der Einsamkeit exaltirt, um aus dem Fanatismus Stärke zu schöpfen. Aber der hält nicht Stand, verschwindet mehr von Jahr zu Jahr, zeigt Dir immer deutlicher die jammervolle Reali-

tät, in welcher Du alle Rosen Deines Daseins vor einem Todtengeripp welken und zerfallen läßt. Das Herz will Nahrung haben, will an einem andern Herzen klopfen bald und bald ruhen. Fehlt ihm diese Bedingung zur Lebensfrische, so erlahmt es allmälig, verliert seinen starken Schwung, mit ihm die Thatkraft. Es erstarrt und stirbt ab, lange vor der Zeit, und bei lebendigem Leibe. Das wird Dein Schicksal sein."

„Sei es so!" sprach sie finster.

„O Du .... Unweib! rief er in Verzweiflung, wie konnte ich an Dein Marmorherz mein flammendes verlieren!"

„Das weiß ich nicht!" entgegnete sie kalt.

„Du bist zu stark, Renata, zu Deinem und meinem Unheil zu stark. Ich würd' es eigensinnig nennen, wenn es nicht sublim wäre. Aber der Augenblick kann kommen, wo denn doch die Stärke unter ihrem eigenen Gewicht erliegt. Dann werd' ich kommen und Dich fragen: willst Du mein sein? .... Egon ist sterblich ...." — —

„Wie Du und ich!" unterbrach sie ihn.

„Gleichviel! ich warte."

Sie machte eine heftig verneinende Bewegung. Sprechen konnte sie nicht mehr vor Erschöpfung und Übermaß der Emotion.

„Ich bin auch starr," setzte er mit traurigem Lächeln hinzu.

„Liebe thut weh!" seufzte Renata halb bewußtlos und ihre Augen schlossen sich matt.

Emmerich drückte die geliebte Gestalt an sein Herz, aber als Renata aus ihrer Betäubung erwachte, war sie allein. Zwei Stunden später empfing sie ein kurzes Billet von ihm, worin er nur sagte: er ginge zu seinen Eltern nach Pesth, und würde im April, vor Renata's Abreise, nach Wien zurückkehren. Weiter nichts.

Er ist fort! ich hab' es so gewollt! sagte sie. Fortan war ihr zu Muth als stehe sie unter einer Taucherglocke, abgeschieden vom Leben der Menschen, in tiefer Verlassenheit, und der Raum sei ihr für den Athem zu eng. Sie warf sich in die Gesellschaft, in den Glanz und Tumult des Carnevals; nicht zerstreuen, nur betäuben wollte sie sich. Statt der Betäubung trat Langeweile bis zum Überdruß ein. Das ging so fort, lange Wochen. Da kam wieder ein Brief von Emmerich, in den letzten Tagen des März geschrieben, lakonisch nur die nothwendigsten Worte sagend:

„Am 28. April früh neun Uhr werde ich bei Ihnen „sein. Diese Nachricht, damit Sie mich nicht etwa „schon vom 1sten an Tag für Tag erwarten, Renata."

Das hätte ich allerdings gethan, seufzte sie; also noch vier volle Wochen, dann sehe ich ihn acht Tage, und dann? .... — Sie trat unter ihre Taucherglocke zurück, und verließ sie für lange, ewige Jahre nur noch in der kurzen Zeit, die ihrer Abreise von Wien vorherging, als Emmerich zur bestimmten Stunde bei ihr erschien. Sie hatte Mühe ihm nicht entgegen zu fliegen, nicht jauchzend in seine Arme zu fallen. Sie that es nicht, weil er es für ein stummes Ja hätte nehmen dürfen. Aber er sah ihr das höchste Entzücken wol an.

„Also liebst Du mich doch wirklich?" fragte er gerührt.

„Emmerich! o mein .... mein Emmerich!" rief sie mit der vibrirenden Stimme und den extatischen Gebärden, die in ihrer wundervollen Schönheit nur der Liebe eigen sind.

„O Du Einzige!" rief er und umschlang sie, als wolle er für die Ewigkeit sie an sich fesseln; und unüberwindlich sanken ihre Lippen an einander.

„Schweig'! sagte er, als sie eine leise Bewegung machte, um aller Heiligen willen, schweig Renata! erinnere mich nicht an die Zeit, an die Welt, an die Erde! laß mich im Himmel ... still bei Dir."

Thränen standen in seinen großen, feurigen, sammetschwarzen Augen.

„Nun so bleibe bei mir," sagte Renata bebend.

Da trat einer von Egons Kammerdienern ein und meldete, daß der Herr Graf Lust habe des schönen Wetters wegen eine Stunde früher als gewöhnlich spazieren zu fahren, wenn es der Frau Gräfin nicht unbequem sei.

„Lassen Sie sogleich anspannen," entgegnete Renata.

„Die Erde hat uns wieder!" seufzte Emmerich.

Mogte jedoch diese Zeit reich an Qualen sein, so war sie es auch an Entzückungen; ein wogendes Meer, hochauf brausend und schäumend, dann wieder lieblich träumerisch Wellen schlagend; aufgewühlt vom Scirocco der Leidenschaft, beruhigt vom linden Abendwind sanfter Sehnsucht; phantastisch wilde Gestalten im Schooß verbergend und reizende Göttergebilde aus ihm hervorhebend. Eine göttliche Oasis: Palmenschatten, Silberquellen, ewig blauer Himmel; und rund umher die Wüste, drohend mit dem langen Wanderzug durch dieselbe, und mit Verschmachten im tiefen Sande, ohne Kühlung, ohne Labetrunk, ohne frische Luft. Aber sie glitten zusammen über dies Meer; aber sie ruhten zusammen in dieser Oasis; wie hätte die Zeit nicht eine selige sein sollen?

Da war es, als Cecil Renata zum zweiten Mal sah.

„Ich nehme nicht Abschied, Renata, sprach Emmerich zu ihr, als es nun endlich zur Trennung kam. Es ist eine durch den Mißbrauch mattgewordene Phrase, daß meine Seele bei Ihnen bleibt; und doch ist es nicht anders! sie bleibt bei Ihnen, unzerstreut. Sie, das weiß ich, werden Sich sehr zerstreuen, mit Ihren Schulen, Ihren Armen, Ihren Gartenanlagen ...." —

Sie sah ihn mit traurigem Vorwurf schweigend an.

„Mit Allem, mein' ich, was Ihre Verhältnisse Ihnen zur Pflicht machen, fuhr er sanft fort, denn Ihre barmherzige und thätige Hand kann nicht ruhen, ist nun einmal so wundervoll begabt, daß sie immer an etwas Gutem oder etwas Schönem arbeiten muß."

„Das kann Jeder!" unterbrach sie ihn.

„Der die Vocation dazu hat, setzte er hinzu. Nicht blos zum Klosterleben gehört ein ingeborner, entschiedener Beruf, wenn es mit Kraft durchgeführt werden soll: sondern auch zu einem Leben, das ganz den Nebenmenschen sich widmet. Dort wie hier ist es ein Opfer aller Gedanken, aller Bestrebungen und des ganzen Willens, auf einem

unirdischen Altar, der entweder gradezu Gott — oder den Menschen um Gottes Willen gewidmet ist. Das kann nicht Jeder, denn nicht Jedem „dienen die Engel,“ so wie Ihnen. Dazu gehören ganz besonders reine, starke Herzen. Ich kann es nicht. Ich treibe meine Geschäfte und besorge meine Obliegenheiten pünktlich und treu; reise alljährlich im Herbst ins Banat und im Frühling an die steyrische Grenze um mich zu überzeugen daß Alles wohl geht und steht auf den Herrschaften; und lebe dann bei den Eltern, wo und wie es ihnen Freude macht. Ich thue das gern! ich könnte nicht anders! Nur aber sagen, daß mein Herz seine ganze Befriedigung darin findet, und für ewig abgethan hat mit Wunsch, Hoffnung, Sehnsucht und Verlangen — oder sagen, daß all' diese Regungen, wenn sie erwachen, schnell erstickt würden vom Bewußtsein der Pflichterfüllung — das kann ich nicht! da würd' ich lügen. Mich beglückt nur die Liebe, die Eine ausschließliche Liebe, und darum kann ich nicht glücklich sein, wenn Sie sie nicht erwidern. — Nicht ebenso ausschließlich erwidern, setzte er rasch hinzu, als Renata ihn unterbrechen wollte. Aber Sie werden es dennoch einst .... und darauf warte ich! Sie werden müde werden Ihrer Schulen und Ihrer

Blumen, und wenn Sie es sind, werden Sie mich rufen."

Renata war unfähig zu sprechen. Ihr war zu Muth als sollte sie eingesargt und begraben werden. Sie konnte nicht überlegen, noch nachdenken, noch reden, und in stumpfer Betäubung hörte sie ihm zu. Ihre Züge waren starr, ihre Lippen trocken, ihre Augen glanzlos, als sei ihr schon das Leben entwichen; und sie fühlte, wie es ihr immer mehr und mehr entwich.

„Ein Jahr ist lang, Renata, sagte Emmerich, hat weiß Gott wie viel Tage und Stunden, die alle durchlebt sein wollen! und in jeder Minute dieser unzähligen Stunden hat man Zeit und Veranlassung die Existenz zu segnen oder zu verfluchen. Wenn dies Jahr um sein wird, werden Sie einen Brief von mir bekommen nur die zwei Worte enthaltend: „Liebst Du mich noch, und willst Du mein sein?" Schreibst Du mir Ja! so ist es Dir sehr leicht Deine Scheinehe zu lösen. Darauf warte ich."

„Warte nicht," flüsterte sie.

„Ich glaube warlich Du ließest Dich lieber sterben!" rief er mit Bitterkeit.

Zwei Thränen schlichen langsam über Renatas bleiche kalte Wangen.

„Und doch liebst Du mich! rief er und umschlang sie leidenschaftlich. Meinst Du etwa es sei zu viel Dein ganzes Wesen einem Mann zu schenken, und giebst Du deshalb dem Einen Dein Mitleid, dem Andern Deine Liebe? O thu' es nicht! Die Sterblichen, welche eine Göttin liebte, wurden auch zu Göttern, befähigt zu unsterblichem, überirdischen Glück."

„Sag' mir nur das Eine, sprach Renata mühsam, was soll aus Egon werden ohne mich?"

„Nun! rief er, so will ich Dir Deinen Kampf nicht erschweren! Thue Du, ewiggeliebtes Geschöpf, was Gott Dich thun heißt: dann werden wir Alle wohlberathen sein." — —

Matter, stumpfer, schweigsamer noch als Egon, lag Renata neben ihm im Wagen, und fuhr gleichgültig durch den lieblichen Frühling der Heimath zu. Als sie das Thal von Ebernbach gewahrte, schnürte eine heftige Beklemmung ihre Brust zusammen; die Berge rings umher sahen aus wie die Wälle einer Festung. Mein Kerker! seufzte sie dumpf. — Wer die himmlische Freiheit im Herzen trägt, für den giebt es keinen Kerker, Renata! flüsterte ein guter Geist ihr tröstend zu. — Vielleicht waren es Emmerichs Gedanken! wer kennt den mysteriösen Zusammenhang der Geister? mit

dem allerinnerlichsten Schwung unsrer Gedanken, mit dem Gebet, bringen wir zu Gott und hoffen von ihm gehört, gar erhört zu werden. Wenn unsre Gedanken sich zu ihm, dem höchsten Geist, erheben und sich ihm verständlich machen können, warum sollte uns nicht dasselbe bei unsers Gleichen, bei befreundeten und geliebten Geistern gelingen? — Das ist ein lieblicher und frommer Glaube, zu dem sich derjenige gern bekennen wird, der fern von seiner Liebe leben muß.

Das Netz ihrer stillen gleichförmigen Tage umspann wieder Renata. Sie lebte wieder ausschließlich mit Menschen, die ihr untergeben oder ihr anvertraut waren. Sie fand daß sie gar viel weniger zu thun habe, als in früheren Jahren! es gab nicht immer etwas Neues anzuordnen und zu unternehmen, und das Alte ging nun schon im sichern Gleis der Gewohnheit seinen festen Schritt. In den ersten Jahren waren manche alte Diener gestorben oder in den Ruhestand versetzt, und statt ihrer neue genommen, jüngere, die anfänglich eingeübt und beobachtet werden mußten, aber nun für das nächste Vierteljahrhundert ihrer Stelle oder ihrem Geschäft gewachsen waren. Der Park konnte nicht vergrößert werden — er kletterte ja bereits in die Berge hinein! Zu neuen Bauten

gab es keine Veranlassung, für neue Pflanzungen keinen Raum. Es wäre ein recht glücklicher Moment für einen glücklichen Menschen gewesen, der sich leichten und zufriedenen Herzens in seiner Schöpfung umgeschaut, sich ihres Gedeihens gefreut, und seine Thätigkeit einem andern Wirkungskreis zugewendet hätte. Aber so bequem macht es das Schicksal seinen Auserwählten nicht.

Renata hatte jetzt volle Muße ungestört zu empfinden wie bitter der Gram ist und wie weh das Leid thut. Schon damals, in jenem Winter, der zwischen den beiden Reisen nach Ischl lag, hatte sie gewähnt an der Grenze des Schmerzes zu stehen. O wie weit war diese Grenze seitdem verrückt! ... Welche Zuversicht Emmerich beglücken zu können, hatte sich seitdem in ihr festgesetzt! welch' Vertrauen zu seinem Charakter! welche Erwiderung seiner Leidenschaft! welche Sehnsucht nach seinem Besitz! Alles was damals Keim — war jetzt Blüte geworden, flammend, berauschend, verzehrend, das Leben bis zum Zenith des Verlangens nach Glück und der Erkenntniß desselben emportreibend. In ihren wachen Träumen und in ihren endlosen Unterhaltungen mit Emmerichs Gemälde, das er für sie in Wien hatte machen lassen, behielt immer der Gedanke die Oberhand, sie wolle ihm

angehören; doch ein Blick in die Wirklichkeit, auf Egon, den sie verlassen, den sie ohne Schutz und Aufsicht seinen Dienern überlassen müßte; — eine Erinnerung an ihr Gelübde auf der Leiche seiner Mutter — und dahin waren ihre extatischen Träume! und sie fühlte, daß der Gedanke an Egon ein Gespenst, ein Schreckbild sein, und sie in Emmerichs Armen, in dem Zauberkreis seiner Liebe ereilen und aufscheuchen würde. Und mit einer solchen am Herzen nagenden Natter könnt' ich nimmermehr ihn beglücken! sprach sie zu sich selbst. Ja, wäre Egon ein Mann wie sie alle sind, könnte er für sich selbst sorgen, denken, handeln, könnte er sich umschauen nach einem neuen Glück, wär' er nicht gar so hülflos und meiner Hand anvertraut wie ein Kind das man leiten muß: o Emmerich! Emmerich! so wär ich schon längst bei Dir! so würde ich es kaum anders machen, als die arme, hartgetadelte Diane, auf die ich wähnte herabblicken zu dürfen; würde wol auch Recht und Pflicht verletzen; — aber jetzt ist es allzu gewissenlos! —

Je näher der Jahrestag ihrer Abreise von Wien kam, desto heftigere Martern erlitt sie. Wird er mir schreiben? denkt er noch an mich? liebt er mich noch? und werd' ich die übermenschliche Kraft

haben Nein zu sagen? — Diese Fragen waren wie eine Tretmühle ihrer Gedanken.

Am Jahrestag erhielt sie pünktlich seinen Brief. Nichts empfand sie bei dessen Anblick als die allerunerhörteste Freude, nicht Zweifel, noch Trauer, noch Unruh, noch Gram. Die Gewißheit seiner Liebe verschlang die Gewißheit der Trübsal. Sie blickte in diesen Himmel hinüber wie die Seele aus dem Purgatorium in das dereinstige, verheißene Paradies.

Der Brief war aus Pesth, er enthielt wirklich nur die Worte:

„Hat Gott Dein Herz mir zugelenkt, und willst
„Du die Meine sein, Renata? — Ich liebe Dich
„nach alter Weise, und wie es sich geziemt für
„den Ewig-Deinen."

Nun! sagte Renata, als sie sich an den Schreibtisch setzte, ich bin ein Ungeheuer und er wird mich hassen. Gott tröste ihn und stärke mich! — Sie schrieb:

„Du wirst's mir wol kaum glauben, aber ich
„liebe Dich, Emmerich, und kann nicht Dein wer-
„den. Laß mich! gieb mich auf! laß mich leben
„oder sterben .... einerlei."

Ein grauenhaftes Entsetzen überfiel sie, als hierauf eine Antwort von Emmerich erfolgte. Sie

hatte kaum die Kraft den Brief zu öffnen, der wieder nur drei Zeilen enthielt:

„Du darfst nicht sterben; nicht daran denken zu „sterben! ich vergäb es nimmer, wenn göttliche „Kraft auch nur momentan feig wäre. Und be„sinne Dich noch ein Jahr, Renata."

Wie diese fürchterlich kurzen Briefe, in denen die Quintessenz der Schmerzen zu einem Tropfen zusammengepreßt war, mögen die schauerlich kurzen Antworten gewesen sein, welche diejenigen gaben, die auf der Folterbank befragt wurden.

Noch ein Jahr! sprach Renata zu sich selbst; o Emmerich, diese Treue ist mehr als menschlich! — Aber je höher ihre Liebe für ihn sich bis zur Anbetung steigerte, um desto unglücklicher fühlte sie sich nothwendig in ihrer Lage. Der bleierne Druck welcher durch den beständigen Umgang mit einem schwachsinnigen Menschen hervorgerufen, wie ein dumpfes geistiges Unbehagen auf seiner ganzen Umgebung lastet, und auf die nächste so unbezwinglich einwirkt, daß sie sich einer gewissen Lähmung der Intelligenz oder einer Zerrüttung der Nerven selten entzieht: machte sich ihr von Jahr zu Jahr fühlbarer, wie ein chronisches Übel. In der ersten Jugend, voll der übersprudelnden Lebensfülle, die ihr eigen ist, und die sich fast bewußtlos, nur im Drang

ihrer Kräfte, auf die Gegenstände wirft, sie umschlingt, sich für sie exaltirt, und nicht sowol mit Begeisterung, als in dem lieblichen Rausch handelt, welcher der Jugend so wohl steht: da wiegt die Last nicht schwer, welche das Schicksal Jedem für seinen Lebensweg auf die Schultern legt. Das ist grade so, wie wenn man am frühen Morgen auswandert um einen Berg zu erklimmen. Gott, welch Vergnügen, ein wahres Fest ist ja die Wanderung! und die Luft, wie frisch! die Füße, wie behende, das Ränzelchen, wie leicht! Ja, wenn's nur so bliebe. Aber es bleibt nie so. Je länger man steigt, und je höher die Sonne steigt, desto mühseliger wird der Marsch, und hundertmal denkt man, zerbrochen und erschöpft: O, hätt' ich's doch nie unternommen! — Und dann muß man vorwärts, denn hier ist keine Herberge, kein Schatten, kein Ruheplatz. Doch setzt man sich zuweilen nieder, auf einem harten Stein, im vollen Sonnenbrand, schwindelnd vor Ermüdung; und Gott weiß in welchem Zustand man endlich Abends oben anlangt, und nichts begehrt, als nur recht lange, recht tief zu schlafen. Am andern Morgen, das ist wahr, freut man sich denn doch es so weit gebracht zu haben. Nicht anders geht es in unserm innern Leben zu! aber ob diese Freude schon an

dem irdischen Abschnitt unsrer Existenz beginnt, oder ob sie in demselben nur ein graues Samenkörnchen bleibt, das in einem andern Abschnitt erst zur Blüte kommt: ist nur von jedem Einzelnen selbst zu entscheiden.

Renata war im heißen Mittag ihrer Wanderung. Ihr starkes Herz, ihr feiner Verstand, ihre mächtige Seele — all' ihre Fähigkeiten, die vor acht Jahren nur in der Anlage und chaotisch sich zeigten, hatten sich jetzt abgeklärt wie gährender Wein, begehrten nun sämmtlich eine Sphäre um sich auszuprägen, und bebten zurück vor den Wällen von Erz, die sie rings umgaben. Wäre sie gewesen eine dürftige Organisation, hätte sie Behagen gefunden am Wohlleben, an schönen Kleidern, an häuslicher Herrschaft, an den Bequemlichkeiten und Genüssen des Reichthums, zu denen etwas Wohlthätigkeit und etwas Beschäftigung mit irgend einem Talent wesentlich gehört: so wäre sie minder elend gewesen. Jetzt fühlte sie sich nicht blos unglücklich, sondern sie machte sich auch aus diesem Gefühl einen bittern Vorwurf.

O! rief sie oftmals in heißen Thränen, nicht so hab' ich der geliebten Todten versprochen ihrem Sohn zur Seite zu stehen — nicht mit dieser innerlichen Kälte und dieser mechanischen Gleichgül=

tigkeit, die mich ihm gegenüber zu einem vorsorglichen und aufmerksamen Automat machen, aber nicht zu einem Wesen, das ihm das Mutterherz ersetzt! — Dann gab es jedoch auch wieder manche Stunde in denen sie zu sich selber sagte: Ich opfre ihm mein ganzes Leben, und das ist mehr als die Mutter gethan, die eine schöne Jugend voll Glück und Liebe genossen hat, und die in ihm eine arme, jedoch durch Erinnerung geheiligte Reliquie einer seligen Vergangenheit lieben konnte.

Frau von Werden kam nur noch selten und flüchtig nach Ebernbach, weil sie sich ungern von Adolfine trennte und sich doch nicht entschließen konnte sie mitzunehmen aus Furcht vor Egons Zustand. Sie war grade anwesend, als Renata am zweiten Jahrestag ihrer Abreise von Wien einen Brief von Emmerich empfing. Sie sah einen Krampf über Renata's Züge gleiten, Leichenblässe sie bedecken; sie hörte wie ihre Zähne fiebernd aneinander schlugen; sie bemerkte das beängstigende Flattern der Hände, das sich immer einstellt, wenn das Herz in Convulsionen liegt.

„Einzigliebe Renata, was fehlt Dir?" rief sie mitleidig.

„Warte!" sagte Renata mit trocknen Lippen mit starrem Auge, und ging in ihr Schreibzimmer

Nach fünf Minuten kam sie zurück, mit derselben gewaltsamen Fassung, reichte ihrer Schwägerin einen Brief und sagte:

„Lies!"

Frau von Werden zitterte auch als sie nichts fand als die Worte: „Das Jahr ist um. Liebst „Du mich noch und willst Du mein sein, Renata?"

Das Blatt entfiel ihrer Hand. Renata ergriff es, verwahrte es im Busen, gab ihr ein andres und sprach:

„Lies auch meine Antwort!"

Fast mit Entsetzen las Frau von Werden auf dem großen weißen Blatt nur die zwei Worte:

„Emmerich! .... Nein."

„Lies auch das!" sagte Renata, und reichte ihr einen Briefumschlag, auf den sie Emmerichs vollständige Adresse geschrieben hatte, und in den sie den für ihn bestimmten Brief schob, als Frau von Werden ihn zurückgab.

„So! sagte Renata und sah ihre Schwägerin fest an. So ist's! Du weißt nun Alles! Kein Wort jetzt, keine Frage! Still, still! .... o still!"

Wie ein Geist glitt sie aus dem Zimmer und ließ Frau von Werden angstvoll und beklommen zurück, wie es Jeder einem stummen und gewichtigen Leid gegenüber wird. Renata kam an diesem

Tage nicht mehr zum Vorschein, und am nächsten mit ihrer gewohnten melancholischen Haltung, scheinbar gefaßt, als sei ihr nichts begegnet. Aus dieser unerhörten Selbstbeherrschung, welche der Frau von Werden so mirakulös vorkam, daß sie fast an der gestrigen Scene gezweifelt haben würde, hätte sie nicht auf sie selbst einen so heftigen Eindruck gemacht — erkannte sie durch welche verborgene Kämpfe und Siege Renata bereits gegangen sein mußte, und mit einer Aufwallung heißer Bewunderung sprach sie beim Abschied:

„Über Geschöpfe wie Du bist, muß Gott sich freuen.“

„Nein, er muß sie stark machen,“ antwortete Renata.

Diesmal kam kein Brief von Emmerich, der Renaten wieder ein Jahr Bedenkzeit gegeben hätte. Halb und halb mogte sie ihn erwartet, und es sich doch nicht eingestanden haben. Woher sonst die Spannung, wenn man ihr einen Brief brachte? die Gleichgültigkeit, womit sie ihn erbrach? woher die Gedankenanfänge: So ist's besser! oder: jetzt ist es vorbei! welche zuweilen wie Blitze durch die Wolken ihrer Seele zuckten? — Ja, sprach sie nach längerer Zeit zu sich selbst, es ist nun wirklich entschieden! er hat mich aufgegeben,

Gottlob! denn ich würde es auch nicht mehr vermogt haben Nein zu sagen. Die Kräfte sind hin, der Wille ist erschöpft, und Gott ist gnädig daß er mir die Versuchung spart.

Ihre Tage verliefen wie in einem beständigen Nebel, grau, gleichmäßig, kühl. Kein Ereigniß, das einige Abwechselung gebracht — keine Erscheinung, welche Widerspruch gemacht hätte! Nie erheischte eine Stellung mehr Kraft als die Renata's, und nie bot sie weniger Mittel dar um sie auszubilden! Es gab keine Schwierigkeiten zu überwinden, noch Kämpfe zu bestehen, noch Rechte zu behaupten; Niemand trat ihr in den Weg, Niemand forderte Rechenschaft von ihr; sie war unumschränkt in ihren Handlungen und ihrem Willen; aber eben dadurch war ihr Leben wie ein Schiff auf dem Meer bei einer Windstille. Kein Lüftchen regt sich um es von der Stelle zu bewegen. Zu Allem was Renata that und nicht that, mußte sie aus sich selbst den Impuls schöpfen, mußte beständig wollen, und zwar mit einem wunden Herzen. Wer da weiß, was es heißt wollen, nicht etwa Einmal eine große That wollen, nicht etwa ein glänzendes Ziel erreichen, oder etwas recht Herrliches vollführen wollen, sondern Tag für Tag, Jahraus Jahrein, in einem unschein-

baren Kreise und immer ganz schlecht und recht die vorliegende Pflicht, das einfach Gute wollen: der weiß auch, daß daran Menschen scheitern, denen schöne und große Handlungen gelungen sind. Und nun gar mit einem wunden Herzen, mit der hoffnungslos brennenden Sehnsucht nach Vertrauen, Verständniß und Liebe, aus diesem nämlichen wunden Herzen die Energie schöpfen zu müssen, um der Befriedigung dieser Sehnsucht zu widerstehen: daran scheitern noch mehr Menschen, wenigstens insofern, daß sie sich bei diesem Widerstand körperlich oder geistig aufreiben. Das geschah Renaten nicht. Sie wurde weder krank, noch kränklich; nicht nervös, nicht zerstreut, nicht reizbar, nicht gedächtnißschwach. Sie verlor nur in den wenigen Jahren ihre ganze Jugendblüte, die Frische, die Rundung, den Schmelz, welche den höchsten Reiz des Weibes ausmachen. Der Glanz entschwand aus dem Auge, von Wangen und Lippen; einzelne Silberfaden zogen sich, als frühzeitige Vorboten des Herbstes, durch ihr braunes Haar. Vielleicht dadurch, daß die Schönheit des Körpers zu Grunde ging, behielt er seine Kraft. Der Schmerz zernagte die Züge, nicht die innern Organe.

Wenn's das nicht wäre — sprach Renata in ihren guten Stunden voll entschlossener Resignation

zu sich selbst — daß ich die feste Überzeugung habe, aus den Wunden unsers Herzens müsse das böse Blut unsrer Thorheit und Sünde abfließen, damit wir sie hernach wie die Auster durch ächte Perlen verschließen können — ja, wenn's das nicht wäre.... o wie kühl müßt' es irgendwo unter dem Wasser, und wie still unter der Erde sein! und was könnte mich abhalten diese Kühle und Stille zu suchen!

Aber sie hatte auch Stunden, in denen die Resignation nicht ausreichte; in denen sie zu Gott schrie um ein wenig Erquickung, um eine geringe Erleichterung, wol gar um eine Wendung ihres Schicksals. Und die kam denn auch; nur freilich nicht von einem Frühlingslüftchen, sondern von einem Sturmwind getragen.

Der dritte Jahrestag brachte getreu einen Brief von Emmerich. Ihr vergingen die Sinne, als sie seine Schrift erkannte, als sie las:

„Das Leben vergeht, Renata, die Liebe nicht. „Nicht in mir wenigstens. Ich habe Dir dies ganze „Jahr hindurch volle Freiheit gegeben, Dir nicht „einmal die Fessel meiner Hoffnung angelegt. Viel„leicht liebst Du mich nicht mehr; denn ich weiß „nichts von Dir, nichts, als daß Du meine ewige „Liebe bist. Gedenkst Du aber meiner noch in „alter Liebe, so laß es jetzt genug sein Deines

„Opfers, meiner Prüfung, unsrer Qual. Gieb „mir Deine Hand. Meine Liebe für Dich ist so „groß, daß sie Dich wird Alles vergessen machen, „was Deine Zukunft trüben könnte. Vertraue Dich „ihr an. Ich bin von wenigen Worten, Du weißt „es, kann nicht sehr beweglich bitten. Aber beten „mögt' ich zu Dir, Renata.“

Als Gott Mohamed berührte, ward er eiskalt. Die übermächtigen Begegnungen hemmen das materielle Leben. Renata erstarrte vor dieser unverwelklichen Liebe, dieser unerschütterlichen Treue; sie fühlte sich mehr zerschmettert als beglückt. Ein Paarmal nahm sie die Feder und schrieb, aber besinnungslos. Auf diesen Brief kommt er her! sprach sie, und zerriß ihn. Auf diesen wartet er abermals, und hoffnungsvoll, ein Jahr! sprach sie, und zerriß einen andern. Ich will mich besinnen, acht Tage lang, vielleicht hab' ich eine göttliche Eingebung. — Aber schon am dritten Tage empfing sie einen Brief, der ihr Blut gefrieren machte, als sie darauf eine fremde Schrift, ein schwarzes Siegel und den Poststempel Pesth gewahrte. — Er ist todt! sagte sie mit jener Gelassenheit, welche aus dem Bewußtsein eines untrennbaren Schicksals entspringt. Ihr war zu Muth, als warte sie nur auf die Bestätigung seines Todes um zu

sterben, und gefaßt öffnete sie den Brief. Er war von Emmerichs Mutter.

„Gestern, schrieb sie, habe ich meinen Mann „verloren. An Ihnen ist es, Gräfin, zu bestimmen, „ob ich auch meinen Sohn verlieren soll — mein „Einziges, mein Letztes. Ich habe eine hohe Ver= „ehrung für Sie, denn eine so ungewöhnliche Liebe „flößt nur ein sehr ungewöhnliches Geschöpf ein; „darum beschwöre ich Sie: erfinden Sie etwas „um ihn zu retten. Er ist nicht krank, er stirbt „auch nicht; aber er stirbt hin. Und glauben Sie „mir, nicht Liebe und Sehnsucht allein zehren ihn „auf! nicht Gram der Liebe allein nagt ihm am „Herzen! Nein! innere Unzufriedenheit trägt auch „dazu bei. Er fühlt wol, daß er nicht seine „Bestimmung erfüllt, nicht seine Pflicht thut, indem „er sich ganz unter das Joch einer Leidenschaft „begiebt, die nie zu einem guten Ende führen kann, „weil Sie ihn weder als Gattin noch als Geliebte „beglücken können. Ein halbes, heimliches, nie= „driges Glück ist eine Schmach für zwei Menschen „mit Ihren und Emmerichs Gesinnungen. Ein „ganzes, wie die Ehe es giebt, ist unmöglich in „Ihren Verhältnissen, weil wir Sie, nach unsrer „Religion, für unauflöslich an einen Andern ge= „bunden, und durch die Verschiedenheit der Con=

„fessionen für unverknüpfbar getrennt von Emmerich „halten. Das ist freilich seine Meinung nicht, „wenigstens jetzt nicht; aber es ist die aller Men„schen, mit denen er lebt, und in Zukunft leben „wird; zwischen denen seine Jugend vergangen ist „und sein Alter vergehen muß. Welch eine Marter „im beständigen Kampf mit der Überzeugung aller „seiner Umgebungen zu sein! Würden Sie ertragen „davon Zeugin zu sein? würden Sie ertragen, „wenn seine Überzeugung doch am Ende wankend „würde? Eines oder das Andre wäre doch un„fehlbar Ihr Schicksal, als seine Gattin.

„Theure, geliebte Renata, auf meinen Knieen „fordere ich von Ihnen Emmerich zurück. Seit „fünf Jahren liebt er Sie! seit fünf Jahren hat „er Ihnen eine Treue ohne Gleichen bewahrt, und „allen Wünschen seiner Eltern mit zerrissenem „Herzen Widerstand geleistet. Sein Vater ist dar„über hingestorben. Sie wissen wie Emmerich den „Vater liebte: Sie mögen daraus ermessen, wie „tödtlich es ihn schmerzen mußte den 75jährigen „Greis in die Gruft sinken zu sehen, ohne das er„löschende Auge durch einen Blick auf das erblü„hende Leben eines Enkels zu erfreuen. O, wüßten „Sie doch was das heißt: ein Kind haben, ein „einziges! und für dies einzige so viel Wünsche,

„Hoffnungen, Herrlichkeitsträume, Glücksverlangen „als kaum in der Welt Raum ist! und von dem „Allen — nichts, gar nichts erfüllt zu sehen; — „kennten Sie das, so würden Sie Mitleid mit „mir haben. Emmerich sieht sich nicht mehr ähn„lich! Die letzten drei Jahre haben ihn fast un„kenntlich gemacht. Aber er ist nicht krank, oder „leugnet es wenigstens. Ich sagte ihm neulich, „daß ich ihn schmerzlich verändert im Äußern fände. „Mein Leben mag sich wol in meinen Zügen spie„geln — antwortete er mir mit dem bezaubernden „Lächeln der traurigen Menschen — Schmerz ist „da, Krankheit nicht.

„Geliebte Gräfin! erfinden Sie etwas um ihm „die Liebe für Sie aus dem Herzen zu nehmen! „machen Sie jede Hoffnung in ihm todt! sagen „Sie ihm, daß Sie ihn nicht mehr liebten — daß „er den Wunsch des heimgegangenen Vaters er„füllen müsse, der ihm noch auf dem Todbett eine „Gattin bestimmt und genannt hat! — O, erfüllen „Sie das Gebet einer Mutter, damit der gute „Gott dereinst in Ihrer höchsten Noth Ihr Gebet „erhören möge! Ich empfehle Sie der Gnade dessen, „der die Herzen der Menschen wie Wasserbäche „lenkt! Er lenke auch das Ihre."

Ich habe gewartet damit Gott vernehmlich zu

mir sprechen möge; er thut es; ich muß seiner Stimme gehorchen! — sagte Renata ruhig, nachdem sie einige Mal den Brief gelesen. Sie wankte und schwankte nicht mehr. Sie schrieb:

„Kaum acht Tage nach dem Empfang Deines „letzten Briefes, erhielt ich einen von Deiner Mutter, „mit der erschütternden Nachricht vom Tode Deines „Vaters. Ich bin nicht im Stande ihr darauf zu „antworten; ich kann nur zu Dir von unsrer Liebe „sprechen; aber ich bitte Dich ihr diesen Brief mit„zutheilen; Du wirst Dir leicht vorstellen, daß sie „mir nicht blos von dem verehrten Todten ge„sprochen hat. Er hat Frieden und Du hast ihn „nicht; folglich stehst Du ihrem Herzen näher. — — „O! Emmerich! — ich mache so viel Worte um „nicht das Eine zu sagen, was ich doch entschieden „bin zu sagen. Es wird Dir weh thun, darum „bin ich so feig. Erfülle den Wunsch, den Dein „Vater Dir während der fünf Jahre unsrer Be„kanntschaft und noch auf dem Sterbelager aus„gesprochen — und heirathe die, welche er Dir be„stimmt hat; darum wollt' ich Dich bitten. Nun „ist's heraus. Was mich zu dieser Bitte veran„laßt, wirst Du fragen, und ob ich gleichgültiger „gegen Dich geworden? — Wenn ich auch sagte, „daß ich Dich nicht mehr liebe, so würdest Du

„mir doch nicht glauben; höchstens im Zorn oder „aus verwundeter Eitelkeit ein Paar Augenblicke, „und dann nicht mehr. Mich selbst aber würd' „es über kurz oder lang gereuen eine Lüge gesagt „zu haben, und dann würd' ich sie widerrufen. „Auch von der Kluft der verschiedenen Confessionen „könnt' ich allerlei sagen; — aber an die glaub' „ich nun einmal nicht. Darum wiederhole ich nur „frühere Worte: das Leben gilt viel, die Liebe mehr; „am meisten, tüchtige Menschen zu sein. Das ist „unsre Bestimmung; glücklich zu sein, gar nicht! „Weil die Tüchtigkeit sich am meisten in der Ehe „erproben und bewähren kann, so ist sie nach sitt„lichen Gesetzen für unsre Welt eingerichtet — und „denen muß man sich nicht entziehen, weil eine „Kette von Solidarität durch die menschliche Ge„sellschaft geht. Du bist ein Mensch von Stahl „und Gold. Glaubst Du, daß Gott Dich umsonst „so pompös geschaffen hat? daß er Dich in egoi„stischer Einsamkeit verkümmern — und nicht viel„mehr in dem größeren Kreis einer Familie wir„kend sehen will? Die mußt Du Dir schaffen, „weil es die Bestimmung des Mannes, durch seine „Unabhängigkeit und seine Kraft, ist; mit nichten, „weil ich glaube, daß darin hohes Glück für Dich „liegen könne. Ich glaube vielmehr, daß Ahnung

„des Glückes das einzige Glück ist, welches man „in unsrer Welt rein genießen kann; denn in jeder „Gewißheit desselben stößt man auf einen Boden„satz. — Heirathe die Frau, die Dein edler Vater „für Dich gewählt hat; sie wird Deiner nicht un„würdig sein. Unter andern Verhältnissen wär' „auch ich es nicht gewesen; jetzt müßt' ich die Un„würdigkeit begehen ein beklagenswerthes, harmloses „Geschöpf hülflos in die kalte eigensüchtige Welt zu „stoßen, wenn ich Dir folgen wollte. Das hab' „ich Dir vor drei Jahren gesagt, und das werd' „ich Dir sagen, so lange ich Herr meiner Besin„nung bin. Aber es wird mir schwer; denn das „Herz ist sophistisch in der Vertheidigung seiner „Wünsche. Mit Deiner Heirath fällt für mich die „Möglichkeit Ja sagen zu können, und der pein„liche Zwang Nein sagen zu müssen, fort und Du „ersparst mir die Qual der Unentschiedenheit. Du „wirst mir sagen, Du liebtest Jene nicht. Das „ist kein Grund. Zu einer Ehe ist gar keine ex„clusive Liebe nöthig; nur Menschenliebe. Weil „man jene sucht, und sich um diese gar nicht be„kümmert, darum mißrathen so viele Ehen. Zwei „verständige Menschen, die aufrichtig das Gute „wollen, und folglich Wohlwollen für, und Nach„sicht mit einander haben, können sich sehr gut

„heirathen. Du wirst fragen: wohin mit der flammenden Glut in der Seele, die alsdann keine „Nahrung in den irdischen Verhältnissen findet? „dahin, wohin auch die meine geht — zu Gott, „Emmerich! zu Gott, der einen Stral seiner Liebe „in unsre zwei Herzen vertheilt hat."

Renata war ruhig als sie diese Zeilen schrieb, fortschickte, die Stunde berechnete in der Emmerich sie lesen würde — denn sie war nun fertig mit Allem, was ihr zu thun oblag. Sie hielt es für gewissenlos einen Menschen an sich zu fesseln, seine Gegenwart trübe und seine Zukunft öde zu machen, weil sie ihn liebte; dann wäre die Liebe ja mehr ein Fluch als ein Segen! — so meinte sie. Einmal kam ihr wol der Gedanke: aber wenn Egon jetzt stürbe? — Sie schauderte und ließ unter einem nichtigen Vorwand den Arzt rufen, um sich von ihm die Versicherung geben zu lassen, daß Egon es zu grauen Jahren bringen könne, weil man Beispiele gehabt habe, daß die fallende Sucht im späteren Alter aufhöre. — Nur so hat meine Handlungsweise einen Sinn, sprach Renata zu sich selbst.

Emmerich ballte Renata's Brief in der Hand zusammen, und antwortete ihr auf der Stelle:

„Aber Sie sind verständig! Mit der kühlen

„Überlegung eines Mathematikers oder eines Philo-
„sophen behandeln Sie einen Gegenstand, der
„Ihnen das Herz zerschneidet .... da Sie mich
„lieben; und daß Sie mich trotz Ihres kalten Rä-
„sonnements dennoch lieben, glaube ich, weil ich
„nun einmal an Dich glaube. Sie sehen, ich ver-
„stehe mich ganz und gar nicht auf ein gründliches
„Räsonnement. Jeder liebt auf seine Weise. Ich
„auch. Ich bin ein exclusiver Mensch und ein
„vehementer Mensch. Seit ich Dich kenne bin ich
„ganz und ausschließlich Dein, ohne Blick und
„Gedanken rechts oder links zu haben, bin ge-
„fesselt an Dich wie der Planet an seine Sonne.
„Erlischt mir diese Sonne, weisest Du mich fort
„aus Deiner Bahn, so tritt eine Revolution
„für mich ein, und ich verlasse Deine Sphäre,
„aber ganz, ganz und gar. Ich werde heirathen
„die kleine Pélagie, oder eine von ihren Schwe-
„stern; ich werde sie glücklich machen so sehr ich
„kann; ich werde keine Pflicht versäumen und ihr
„keine Liebe entziehen; ja, ich werde sogar ver-
„suchen sie mit dem Herzen zu lieben. Ja, aus
„diesem Herzen will ich Dein Götterbild, o Dein
„heiliges Bild reißen, und das eines alltäglichen
„Weibes hineinstellen. Du wirst meinen: „mit

„den Gedanken wird er dennoch bei mir sein!“
„Das ist Frauenart! in Gedanken seid Ihr Alle
„mehr oder minder treulos, und bringt das wenig
„in Anschlag. Aber ich sage Dir, Renata: der
„Emmerich wird auch nicht einen einzigen Gedan-
„ken mehr für Dich haben; denn wenn er ihn
„hätte, so wär' er wieder Dein eigen. O, gieb
„mir Hoffnung! laß mich warten, fünf Jahre,
„zehn Jahre, ohne Dich zu sehen, wenn Du es
„so befiehlst. Ich bin bereit. Aber Hoffnung will
„ich, nur die schwache, die geringe Hoffnung, die
„ich bisher mit meiner glühenden Liebe zu einer
„mächtigen Flamme aufgenährt habe. Siehst Du
„denn nicht, daß ich in Verzweiflung bin? — Gieb
„mir Hoffnung, Renata.“

Renata an Emmerich.

Ebernbach, Mai.

„Keine Hoffnung, Emmerich!“

Emmerich an Renata.

Pesth, Junius 4.

„Dein Wille geschehe!“

Vier Wochen nach dem Tode seines Vaters trat Emmerich eines Morgens in das Kabinet seiner Mutter, und sagte unbeschreiblich kalt:

„Eine von den fünf Töchtern des Grafen Hra-

dick wird ja wohl noch unvermält sein, Mama? ich bin bereit sie zu heirathen."

„Emmerich! ... ist es möglich? bist Du denn wirklich frei? O sprich! sprich, lieber Sohn!" ... —

„Um Gotteswillen, keine Szene, Mama! unterbrach Emmerich sie mit blassen zitternden Lippen. Ich sage Dir, daß ich sehr gern eine von den Hradick'schen Töchtern heirathen werde, weil es der Lieblingswunsch des seligen Vaters war; und zwar sobald wie möglich, nämlich nach Beendigung des ersten Trauervierteljahrs."

Die Mutter war mit dieser großen Eilfertigkeit zufrieden, aus Furcht daß Emmerich wieder wanken mögte. Daher sagte sie: „Das trifft sich ja recht glücklich! Hradick ist für den Sommer in Prag und auf den böhmischen Herrschaften; im Herbst muß er nach Mailand zurück; da kann vorher Alles geschehen. Er hat noch zwei ledige Töchter, die älteste und die jüngste, 25 Jahr, und 15 Jahr alt. Die jüngste soll einzig schön sein."

„Aber 15 Jahr! rief Emmerich; da könnt' ich ja ihr Großvater sein, und müßte mit ihren Puppen vielleicht spielen lernen! — — Nein! welche von ihnen heißt Pélagie?"

„Die älteste, lieber Emmerich."

„Gut! so sei es denn Pélagie! sie hatte dem se-

ligen Vater so gut gefallen. Du kennst die Eltern genau, Mama, sei mein Freiwerber, ich bitte Dich! ich gebe Dir unumschränkte Vollmacht.“

Wer war seliger als die Mutter! Emmerich heirathete, und sie durfte die Partie arrangiren! Das machte sich sehr leicht, denn beide Theile waren eines Sinnes. Zehn Tage vor der Hochzeit folgte Emmerich seiner Mutter, die schon früher dahin gereist war, nach Böhmen, und stellte sich seiner erwartungsvollen Braut vor.

Später erhielt Renata einen von den Paar hundert gedruckten Briefen, durch die man dergleichen Ereignisse den Bekannten anzuzeigen pflegt. Am 6. August war Emmerichs Vermälung zu Prag vollzogen. Die Adresse des Briefes war von der Hand seiner Mutter.

Am Weihnachtstag desselben Jahres hatte Egon einen ungewöhnlich heftigen Anfall seines Uebels — und mitten darin traf ihn ein Nervenschlag. Renata war Wittwe.

Ähnliche Ereignisse sind höchst alltäglich. Gott endet die Prüfung zu ihrer Zeit; aber der Mensch hat selten Geduld, Kraft oder Vertrauen genug um ruhig das Ende abzuwarten. Zuweilen aus Großmuth, zuweilen aus Unruh, führt er in einem Moment der Erhebung oder der Entmuthigung

eine Wendung herbei, die er hernach zu spät durch tausend Thränen und Gebete ungeschehen zu machen wünscht.

Frau von Werden eilte nach Ebernbach und fand Renata von tödtlicher Krankheit befallen. Sie hatte nie wieder nach Emmerichs und Renata's Verhältniß gefragt; jetzt fiel ihr ein, daß er ja vielleicht noch unvermält sein könne, daß sie ihm diese wichtige Nachricht in jedem Fall mittheilen dürfe. Sie that es; sie wußte seine Adresse in Pesth. Dort blieb der Brief mit andern liegen; denn Emmerich war mit seiner Frau nach Mailand gereist, weil sie ihren Vater noch einmal sehen wollte, der heftig erkrankt und von den Aerzten aufgegeben war. Doch er genas wieder. Nach Prag zurückgekehrt fand Emmerich zwischen einem Stoß von Briefen, die er aus Pesth dahin beordert hatte, auch den von Frau von Werden. Der eiserne Mann wurde ohnmächtig als er ihn las, und veränderte sich von dem Augenblicke an so fürchterlich, daß Pélagie in die heftigste Angst gerieth, und ihn beschwor auf seine Gesundheit zu achten. Sie machte sich Vorwürfe ihn zur Mailändischen Reise bewogen zu haben. Die Heimkehr über den Stelvio und den Finstermünz-Paß war unerhört beschwerlich gewesen, und Emmerich hatte

aus Sorgfalt für sie nie Zeit gehabt für sich selbst zu sorgen. Sie erwartete ihre Niederkunft, war nervenschwach, reizbar, immer in Thränen, und daher fürchterlich ermüdend für Emmerich in seiner gegenwärtigen Stimmung. All' die schmerzliche Bitterkeit, die ihn zernagte, sprach er in dem Brief aus, den Renata in Frankfurt von ihm erhielt.

Als Renata in Ebernbach all' ihre Geschäfte so geordnet hatte, daß sie sich für längere Zeit sorglos entfernen durfte, trat sie ihre Reise zu Eusebien an; aber freilich — mit einem Umweg. Statt über den Thüringerwald zu gehen, ging sie erst nach Prag. Die zwei Worte in Emmerichs Brief: „ich bin krank; die Ärzte sprechen gefährlich!" — ließen ihr nicht Ruh noch Rast. Nur Einmal noch ihn sehen, wissen daß er lebt, daß er mich nicht haßt ... und haßte er mich gar — o! daß er nur lebt: davon muß und muß ich mich überzeugen! — Dieser Gedanke dominirte seitdem all' ihr Thun, und die Möglichkeit ihn vielleicht nur aus der Ferne, oder zu Pferde, oder an ihrem Fenster vorübergehend zu erblicken, schien ihr eine so unermeßliche Seligkeit, daß sie Gott auf den Knieen für ihre Unabhängigkeit dankte, die ihr erlaubte nach Prag zu gehen. Ihre Gesundheit war hergestellt, der Frühling gekommen; sie fuhr Tag

und Nacht, warf kaum einen Blick auf das freundliche und gesegnete Franken; kaum einen auf die alten Bischofsitze Würzburg und Bamberg; gar keinen auf Böhmen — bis Prag. Das gefiel ihr. Gewiß wird er hier sein, in dieser schönen melancholischen edlen Stadt! dachte sie; ist er aber nicht hier, sondern auf einem der Güter, so gehe ich auch da hin; denn sehen — muß ich ihn.

Sie ließ einen Lohndiener rufen, und fragte auf's Gerathewohl, ob diese und jene Familie mit einem bekannten Namen noch in der Stadt wären. Mit der breiten Wichtigthuerei dieser Leute gab der Lohndiener ihr eine Auskunft, die sie nur begehrt hatte um über Emmerich Einiges erfahren zu können. Endlich fragte sie auch nach Graf Hradick und seinen Töchtern, und erfuhr, daß drei von ihnen zur Zeit in Prag waren; — auch Pélagie mit ihrem Mann, und daß diese im Hradickschen Hause drüben auf dem Radschin wohne. Renata konnte nichts mehr fragen; sie wußte Alles — Emmerich war da! und was sie außerdem etwa nicht wußte — war ihr gleichgültig. Sie schrieb ihm:

„Ich weiß wol, daß Ihnen mein Anblick nicht „lieb ist, daß Sie Sich Selbst Ihr Wort gegeben „haben mich nicht zu sehen. Ich verstehe das recht „gut; aber ich verstehe auch mich, daß ich das

„Gegentheil begehre. Sie sind krank, leidend, sterbend — was weiß ich! ich muß sehen wie Sie sind. Dann gehe ich fort. Ja, ich gehe! nach Süd oder Nord — mir einerlei! ich gehe und komme nimmer hieher zurück. Ich bitte Sie, gehen Sie morgen früh um 9 Uhr über die Moldaubrücke. Wär' ich eine Unbekannte, eine Bettlerin, die Sie zu sprechen wünscht — Sie kämen! Sie werden auch für mich kommen, nicht wahr? Dann will ich ruhig leben und sterben; ganz ruhig — gewiß."

Sie schickte ihren eigenen Diener mit diesem Billet nach dem Hradickschen Hause, und trug ihm auf es sicher abzugeben. Dann ging sie zu Bett; es war nicht spät, aber sie so müde, daß sie sich nicht halten konnte. Und doch kam der Schlaf nicht. Nach einer Stunde schellte sie der Kammerfrau und fragte, ob der Diener das Billet richtig abgegeben habe. Froh eine interessante Neuigkeit auf der Stelle mittheilen zu dürfen, entgegnete das Mädchen:

„Ja wol, gnädige Gräfin! der Portier wollte es im ersten ruhigen Augenblick dem Herrn Grafen einhändigen. Aber es ist freilich jetzt sehr unruhig im Hause dort . . ." —

„Weshalb denn? ist der Graf krank?“ rief Renata in Todesangst und richtete sich hastig auf.

„Nein! die Frau Gräfin sollte eben niederkommen,“ sagte die Kammerfrau, wie Jemand der überzeugt ist die allerangenehmste Nachricht gebracht zu haben.

„Gut, gut!“ sagte Renata, und warf sich in die Kissen zurück mit einem Gefühl, als hätte sie den Sargdeckel über sich zuschließen mögen. O, wie bin ich müde! murmelte sie; müde zum Nimmererwachen! — — —

Gegen Morgen genas Pélagie einer Tochter. Mutter und Kind waren sehr wohl, und Emmerich herzlich erfreut. Pélagie sagte zu ihm:

„Nicht wahr, jetzt versprichst Du mir Deine Gesundheit zu schonen... des Kindes wegen...“ —

Emmerich küßte ihre Hände, und versprach ihr Alles, was sie wollte, Homöopathie, Wasserkur, Seebäder 2c. 2c. zu brauchen. Er war ihr dankbar für das Kind, gerührt durch das Kind, froh daß seinem Leben ein neuer Zweck gegeben war; aber er konnte nicht der fürchterlichen Traurigkeit Herr werden, die ihm ganz heimlich mit Geierkrallen das Herz zerfleischte seit dem Augenblick, wo er erfuhr, daß Renata Wittwe war. Beide gefesselt an andre Gegenstände, und dadurch für's

Leben getrennt: darauf hatte er sein Leben gleichsam eingerichtet; und wie sie ihre Pflicht immer sanft und ernst that, so war auch er der beste Gatte für Pélagie, ohne Launen, ohne Härte, auch ohne gleichgültige Nachgiebigkeit, und immer herzlich und theilnehmend, freilich ohne berauschende Leidenschaft. Pélagie war ganz glücklich an seiner Seite, wie das gute Frauen bei einem solchen Benehmen des Gemals immer sind; und Emmerich war ruhig und fast zufrieden in dem Gedanken, daß er eines Weges mit Renata ginge. Sie war seinen Wünschen und seiner Sehnsucht entrückt, doch nicht wie eine todte Geliebte, sondern wie ein Genius, der segnend über der Welt steht. Zwei Zeilen von Frau von Werden, die nichts enthielten als die kahle Todesanzeige des armen Egon — und die alte Welt war für Emmerich aus ihren Angeln gerissen. Auf Renata's Kette blickte er um die seine zu tragen; jene fiel — konnte denn diese nicht gesprengt werden? Er hatte Augenblicke von Verzweiflung, Zorn und Grimm, von trostloser Niedergeschlagenheit und unüberwindlichem Trübsinn und — die allerbittersten! — von rasender Eifersucht. Heirathet sie wieder, so verlier' ich den Verstand! dachte er zuweilen und hielt den Kopf mit beiden Händen; und sie ist die Frau

dazu in höchster Gelassenheit, weil sie es für die menschliche Bestimmung hält, irgend einen verständigen Mann zu heirathen, wie sie mich zur Heirath mit Pélagie bewogen hat. — Diese Aufwallungen der heftigsten Leidenschaften, die er immer zu bezwingen und zu verheimlichen suchte, mit denen er rang wie mit überlegenen Kämpfern, zerstörten ihn. Pélagie hatte allen Grund besorgt zu sein, und der Arzt seine Kunst zu versuchen. Da aber immer nur von Erkältung und Anstrengung auf der Reise die Rede war, und nie von Gemüthsbewegung, so blieb die Wurzel des Übels verborgen.

Emmerich wollte den Rest der Nacht bei Pélagie wachen. Er setzte sich zu Füßen ihres Bettes in einen großen Lehnstuhl und verfiel in wache Träume. Es herrschte tiefe Stille im Zimmer, das matt durch eine Nachtlampe erhellt war, so matt, daß er nicht Pélagie's Züge erkennen konnte. Der eintönige Perpendikelschlag der Uhr war ein unzerstreuendes Accompagnement seiner Gedanken, die allmälig immer bunter und krauser wurden und in Phantasien übergingen. Der Rahmen des Bildes blieb, doch andre Gestalten traten hinein. Es war nicht Pélagie, die da so weiß und friedlich schlummerte; Renata war's! Renata .... mein Engel!

Du Wiedergeborne in meinen Armen zum Leben der Liebe! Du zum zweitenmal Wiedergeborne in meinem Kinde! Du, als Weib, als Geliebte, als Mutter, immer gleich schön, gleich vollkommen, gleich anbetungswürdig! Ah! Du bist es? .... O, bleib' es auch nur! — Und es blieb Renata, die da so weiß und friedlich schlummerte; nur aber er war nicht mehr er. Der Mann, der da zu Füßen ihres Bettes saß, war nicht er, war ein Fremder, ein Unbekannter, ein Verhaßter! er sah das deutlich. Und Renata hub ihre großen Augenlieder so eigenthümlich langsam auf, und blickte den Verhaßten so eigenthümlich tief an, daß er, Emmerich, seine Seele in ihre Seele hinüberschmelzen fühlte; und sie .... sah ihn nicht an! —

Emmerich sprang auf; er glaubte einen Schrei ausgestoßen zu haben, aber seine Zähne waren übereinander gepreßt, und kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Ich muß schlafen! murmelte er; solche Hallucinationen können wahnwitzig machen. Pélagie erwachte und bat ihn schlafen zu gehen.

„Es beruhigt mich!“ sagte sie liebreich.

In seinem Schlafzimmer reichte ihm der Kammerdiener Renata's Billet. — Bin ich nicht etwa schon wahnwitzig, fragte er sich, als er aus dem

kleinen weißen Triangel Renata's Billetform, und folglich ihre Anwesenheit in Prag errieth. — Er ging nicht zu Bett. Ihm war zu Sinn, als solle er über die zukünftigen Geschicke der Welt entscheiden. Als er ihre Bitte las, ihn nur ein einziges Mal sehen zu dürfen, wollte ihm das Herz brechen vor Entzücken und Weh. Seh' ich denn krank aus? fragte er sich, und trat vor den Spiegel; ja, ja! allerdings! — Noch vor drei Tagen hatte Pélagie ihn vor den Spiegel geführt und gesagt: „Gesteh' es doch ein, daß Du krank aussiehst!" und lachend hatte er geantwortet: „Bah! häßlich seh' ich aus, meine arme Pélagie! doch nicht im geringsten krank." Jetzt fiel es ihm beklemmend auf. Ich muß doch versuchen zu schlafen, trotz meiner Aufregung! rief er. Es war fünf Uhr. Er warf sich auf's Bett und schlief wirklich zwei Stunden. Dann kleidete er sich mit einer Sorgfalt an, die sein erstaunter Kammerdiener auf Rechnung stolzer Vaterfreude brachte. Dann ging er zu Pélagie, bei der er schon ihre Schwestern fand, und das Kind, das bewundert und schön gefunden aus einer Hand in die andere ging, und kläglich dazu schrie, während die eine Tante behauptete, es sähe frappant aus wie Emmerich, und die andere, frappant wie Pélagie.

Der Arzt bat um Gotteswillen man möge der Wöchnerin Ruhe und Stille gönnen. Die eine Schwester etablirte sich als Krankenwärterin bei ihr; die andere ging ab und zu. Um neun Uhr eilte Emmerich auf die Brücke, als er sich bei Pélagie vollkommen überflüssig fand.

Neben der Statue des St. Johannes von Nepomuk, mit dem Rücken an das Geländer gelehnt, stand Renata dicht verschleiert, in ihren Trauerkleidern, schwarz, regungslos. Sie hatte nicht die Kraft rechts hinauf, und Emmerich gleichsam entgegen zu blicken; sie wagte nicht zu hoffen, daß er kommen würde. Sie sah starr gradeaus, auf den Fluß, der vom Frühlingsregen und geschmolzenen Gebirgschnee geschwellt, volle hastige Wellen durch die Brückenbogen trieb. Sie dachte gar nichts; sie fühlte auch nichts, weder Schmerz noch Qual, dazu war sie zu betäubt. Mit einer Art von stupidem Wohlgefallen betrachtete sie die behenden Wellen, bis Emmerichs Schritt, der wohlbekannte, energische, leichte Schritt, so heftig in ihr Ohr klang, daß sie meinte, die Brücke bebe. Aber schnell entschlossen, im Bewußtsein nur über Sekunden gebieten zu können, hob sie die Hände gefalten zu ihm auf, und fragte:

„Ist's denn wahr? sind Sie krank zum Tode? und hassen Sie mich wirklich?“

Als diese Fragen heraus waren, die ihr seit so langer Zeit das Herz beklemmt hatten, schöpfte sie Athem, und heftete hinter ihrem dichten, doppelten Schleier leuchtende Blicke auf Emmerich. War es die frische sonnige Morgenluft, war es der Abglanz ihrer eigenen Freude, war es seine innige Emotion, welche ein leidenschaftliches Antlitz immer verklärt: genug, Emmerich erschien ihr prächtiger, gebietender denn je, und ehe er ein Wort finden konnte, rief sie entzückt:

„Aber das ist ja Beides nicht wahr!"

Immer noch ohne zu antworten warf Emmerich einen Blick rund um sich her, der ihn erinnerte, daß sie freilich unter Gottes schönem Himmel, aber auch auf offener Straße standen, und er bot Renaten den Arm. Sie nahm ihn zitternd, und fragte ängstlich:

„Sie sagen kein Wort! .... zürnen Sie mir?"

„Renata!" rief er und drückte ihre Hand an sein Herz.

Sie gingen langsam, ganz ganz langsam, fast träumerisch, wie das Glück denn immer in eine traumhafte Seligkeit zu versetzen pflegt. Sie waren glücklich, denn sie waren beisammen. Das ist für die Liebe das höchste Glück.

„Schlage den Schleier zurück," bat Emmerich.

„Darf ich wirklich? aber Sie wollten mich nicht sehen,“ sagte sie ängstlich und hob den Schleier.

„Wie Du schön bist! sagte er fast feierlich und blieb einen Augenblick stehen um sie zu betrachten. Kein Mensch sieht aus wie Du!“

„O, sagte sie gerührt, die Leute finden mich ja häßlich! nur für Dich bin ich schön.“

Er schüttelte heftig den Kopf und rief mit schnellem Gedankensprung: „Du bist frei, Renata!“

„Nein! unterbrach sie ihn; ich bleibe Dein, wie ich es immer gewesen bin.“

„Du bist sublim, Renata! . . . . Aber weißt Du denn auch was Du sagst? fragte er beklommen. Weißt Du daß es schwer ist das lange Leben nur mit einem Gedanken auszufüllen?“

„Es ist fürchterlich schwer, entgegnete sie gelassen, ich weiß das seit zehn Jahren.“

„Und dennoch, Renata?“

„Dennoch!“

„Was ich Dir einst in Ischl sagte, Renata: nicht mir wirst Du gehören, aber auch keinem Andern! — das wird wahr bleiben?“

„Thor! rief sie mit einem bezaubernden Lächeln, ich gehöre ja Dir, und darum keinem Andern!“

Er drückte ihre Hand an seine brennenden Lippen, und fühlte dabei durch den Handschuh ihren

Trauring. Geschickt streifte er ihr Handschuh und Ring ab, und sah sie fragend an. Jenen nahm sie zurück; dann neigte sie sanft bejahend das Haupt.

„O Du Meine!“ rief er beseligt.

„Heut ist der vierte Jahrestag unsrer Trennung,“ sprach sie schwer, denn sie waren jetzt ganz nah beim Gasthof zum schwarzen Roß, und Renata sah ihren Wagen und ihre Leute reisefertig vor der Thür auf sie warten. Emmerich folgte ihrem Blick. Er blieb wie eingewurzelt stehen, und hielt ihren Arm so fest unter dem seinen, daß sie nicht von der Stelle konnte.

„Bleib', Renata! um Gotteswillen!“ bat er.

„Du hassest mich nicht, Emmerich?“ fragte sie mit dem eindringlichen Ton, der immer sein Herz vibriren machte.

Aber er sagte nur: „Renata!“

Da legte sie leicht die Hand an seine Brust. Er trat zurück; sie ging die zehn Schritt allein bis zu ihrem Wagen. Der Diener hob sie hinein, sprang auf seinen Sitz — und fort rollte sie, an Emmerich vorbei, den sie mit der Hand noch einmal grüßte, und dem zu Muth war, als habe ein Engel ihm aus den Wolken als Pfand einer unvergänglichen Liebe und Treue den goldnen Ring herabgeworfen. Mechanisch ging er heimwärts.

Auf der Brücke stand er still und sah sich um.... nach ihr! statt ihrer sah er gleichgültige Menschen, gemeines Volk über die Stelle fortgehen, auf der sie gestanden. Es war doch grausam zu kommen, wenn sie nicht bleiben wollte, und unsinnig nicht zu bleiben, da sie frei ist! sprach er zu sich selbst mit einer aus Schmerz und Zorn gemischten bitterbrennenden Aufwallung. Sie hat mich meinen Vorsatz aufgeben, mein Wort brechen lassen. Als sie winkte .... war ich da! O, jämmerlich! Sie hat ihren Zweck erreicht, auf meine Kosten! So sind die Frauen: sie rechnen auf unsre Schwäche und triumphiren über sie zur Befriedigung ihrer Eitelkeit. — Aber eine andre Stimme, vielleicht Renata's, flüsterte ihm zu: O Emmerich! wenn ich dereinst in den Himmel komme, wirst Du auch dann noch mir vorwerfen, ich hätte meinen Zweck erreicht? und wollte ich denn jetzt etwas Andres als mich durch einen Blick in den offnen Himmel stärken für meine lange, einsame Pilgerfahrt, die ich Dir zu Liebe Dir angelobt habe, Dir! der zu Frau und Kind heimkehrt! sei nicht ungerecht, Emmerich! — — Ja, ungerecht! das bin ich! rief er mit trostloser Bewegung; denn die Frau, die sich von meinem Herzen reißt, lieb' ich; und die Frau, die mir mein Haus mit Liebe, mit Zu-

friedenheit, mit Kindern schmückt — lieb' ich nicht! — Der fürchterliche Herzkrampf, der ihn seit einiger Zeit bei heftiger Emotion zu ergreifen pflegte, packte ihn, und in tiefer Ohnmacht trugen ihn Leute, die ihn kannten, nach seinem Hause, wo Alles in die verzweifeltste Unruh gerieth, weil man ihn todt glaubte, und es der armen Pélagie verbergen wollte. Aber ihre Schwestern waren allzu bestürzt um es ganz verheimlichen zu können. Pélagie glaubte ihr Kind sei todt, und in Thränen rief sie nach Emmerich. Man brachte ihr das Kind; aber Emmerich kam nicht, und man mußte ihr sagen er sei plötzlich erkrankt, was allerdings höchst überraschend war, da sie ihn vor einer Stunde gesund an ihrem Bett gesehen. Sie verfiel in die heftigste Agitation, und als Emmerich nach einigen Stunden sich erholt hatte und zu ihr kam, lag sie bereits in einem so starken Fieber, daß sie ihn nicht erkannte.

„Liebe thut weh! sprach Emmerich stumpf, als er sich wieder wie in der gestrigen Nacht zu Füßen ihres Bettes in den Lehnstuhl warf. O Jesus Maria! weshalb ist es nur so unglückselig eingerichtet, daß die Menschen, die sich lieben, gleichsam immer mit dem Rücken einander zugekehrt sind und sich nie Beide mit freiem und gleichen Blick in's Antlitz schauen?" — — —

5. Nizza.

An einem Dezembermorgen, mehr als anderthalb Jahr nach jenen Begebenheiten, hielt ein großer, unerhört bepackter, englischer Reisewagen mit sechs Postpferden bespannt am Var, dem Grenzfluß zwischen der Provence und Italien. Die Paßbeamten und Douaniers thaten ihre Schuldigkeit, und in möglichster Eile, denn es regnete, wie es seit vier Wochen fast ununterbrochen im südlichen Frankreich geregnet, und dadurch das Vergnügen der Reisenden beträchtlich gestört hatte. Diese Reisenden waren Renata, ihre Schwester Eusebie, deren Gemal Graf Sternfels und deren sechsjähriges Töchterchen. Die ganze Gesellschaft sah ziemlich gelangweilt und ermüdet aus. Eusebie lag bleich und fatiguirt in der einen Wagenecke, mit geschlossenen Augen, als ob sie schliefe; Renata in der andern, unbeweglich auf's Meer hinblickend; Sternfels seiner Frau ge-

genüber wirklich und gründlich schlafend, und die kleine Mimi allein munter und aufgeweckt wie ein Vögelchen.

„Ach! rief sie plötzlich, die Sonne kommt! sie kommt, Papa.“

„Was kommt!“ rief er, aus dem Schlaf auffahrend.

„Blauer Himmel und Sonne, Papa.“

Der Papa machte zu dieser Eröffnung ein ziemlich gleichgültiges Gesicht; Renata aber ließ das Wagenfenster herunter, sah heraus und rief:

„Mimi hat Recht! der Regen hört auf, es ist windstill, der Himmel blau, die Luft mild. So sind wir denn wol nach der Sündflut auf dem Ararat angelangt, und Du bist das Täubchen mit dem Oelblatte, Mimi.“

„Ach wären wir doch erst in Nizza!“ seufzte Eusebie schläfrig und kläglich.

„Ich hoffe, wir sind es bald, entgegnete Renata. Da sehe ich schon zurückgeschlagene Kaleschen mit Damen in Federhüten, also Spazierenfahrende, uns entgegen kommen.“

Und so war es wirklich; sie befanden sich auf der Chaussée, auf der die tägliche Corsofahrt von Nizza bis zum Var gemacht wird, weil es die längste Strecke ebenen Weges, etwa eine Stunde lang ist.

Bei dem herrlichsten Sonnenschein, der fast beständig sein goldenes Zelt über diesen kleinen, wundersam begünstigten Fleck der Erde ausspannt, fuhren sie in die Vorstadt der Croix de marbre hinein, über die Brücke des Taglione und vor das Hôtel des Etrangers, das sie denn auch aufnahm.

Eusebie ging zu Bett und begehrte einen Arzt.

„Halten Sie Ihre Frau für krank oder für reisemüde?“ fragte Renata ihren Schwager.

„O, für müde ... nichts weiter!“ entgegnete er zuversichtlich.

„Und sind Sie es auch?“

„Ich? rief er lachend; liebe Schwägerin, ich habe noch eine von den altmodischen Constitutionen des vorigen Jahrhunderts! Ich bin nie müde, sobald ich mich amüsire, und nur zuweilen schläfrig aus heller Langerweile. Dann schlaf' ich, und bin hinterdrein munter und aufgeweckt — wie Figura zeigt. Ich dächte, wir frühstückten, oder äßen einmal nach guter norddeutscher Sitte um 3 Uhr zu Mittag.“

Renata war es zufrieden. Nach dem Diner kam der Arzt; Sternfels führte ihn zu seiner Frau, und Renata sagte zu ihrer Nichte:

„Komm, Mimi! wir wollen spazieren gehen.“

Sie gingen wieder in die Croix de marbre-Vorstadt, aber nicht in die Straße hinein, sondern den

Weg an der Rückseite der Häuser, zwischen ihren Gärten und dem Meer. All' diese Gärten glichen Blumenkörben voll Rosen und Orangeblüten. Rosen tapezirten die Mauern, bildeten Bogengänge und Lauben, schmiegten sich um einzelne dunkle Cypressen, während Alleen von Orangen- und Citronenbäumen mit dem Schnee ihrer duftenden Blüten und dem Gold ihrer duftigen Früchte abwechselten. Renata war ganz entzückt. Die Gitterthore der meisten Gärten standen weit und gastfrei geöffnet. Sie trat in den einen und sah sich behaglich darin um. Ein Mann war im Begriff, an ihr vorüber zu gehen.

„Gräfin Dobenegg!" rief er sehr erfreut, nachdem er einen flüchtigen Blick auf sie geworfen. Es war Cecil.

„Gott! sagte sie ebenso erfreut; wie lange bin ich keinem Deutschen begegnet! Sein Sie herzlich gegrüßt!"

„Und woher kommen Sie jetzt, gnädige Gräfin?"

„Direct aus dem südlichen Frankreich, indirect aus Spanien, Portugal, England."

„In jedem Fall aus dem Himmel."

„Das versteht sich! und mit ganz besonderer Rücksicht auf und für Sie."

„Und immer noch Dieselbe"... —

„In meinem Alter muß ich das für ein Compliment ansehen.“

„Ich freue mich unbeschreiblich, daß Sie heiter genug geworden sind, Gräfin, um scherzen zu mögen.“

„Muß man unter diesem Himmel nicht heiter werden?... Und was machen Sie hier?“

„Ich bin nach Turin und von dort hieher gekommen. Turin ist langweilig, wenn es je einen langweiligen Ort gab!“

„Sind Sie vielleicht verheirathet, seitdem wir uns nicht gesehen haben?“ fragte sie, weil es ihr eben einfiel.

„Ich? verheirathet? ... Nein, Gräfin!“

„Sie machen ein Gesicht, als ob Sie es für ein Verbrechen hielten, und ich muß Ihnen demnach mit einiger Sorge gestehen, daß ich so zu sagen verheirathet, und noch dazu mit einer ganzen Familie bin ... denn ich reise mit meiner Schwester.“

„Das weiß ich; mit Frau von Werden bin ich in Gedanken Ihren Reisen gefolgt. Erst nach der Schweiz, dann nach Paris, wo Sie den ganzen vorigen Winter zugebracht haben; im Frühling nach London. Damals verließ ich Frankfurt, und seitdem sind die Nachrichten, die Frau von Werden mir gnädigst von Ihren Reisen mitgetheilt hat, so

spärlich gewesen, daß ich nur erfuhr, Sie wollten über Nizza nach Rom."

Renata sah ihn plötzlich scharf an. Sie wollte schon fragen, ob er absichtlich gekommen sei, um sie wiederzusehen; aber ihr fiel ein, daß es besser sein möge, nicht zu fragen. Cecil antwortete jedoch, als habe sie gefragt.

„Allerdings, ich habe sehr auf das Glück gerechnet, Sie hier zu sehen."

Renata erröthete fast unwillig, weil sie sich errathen fand, und sagte, sie müsse heimkehren.

„Wahrscheinlich in's Hôtel des Etrangers; und da ich dort speise, so erlauben Sie mir, Sie zu begleiten."

Er erzählte ihr von den wunderhübschen Promenaden, die man machen könne, von der Gesellschaft, die recht belebt, von der Oper, die gräßlich sei; und dabei verlor sie ein gewisses beängstigendes Gefühl, das sie schon zuweilen in Frankfurt Cecil gegenüber beschlichen hatte, und das unterging, sobald er nur von Äußerlichkeiten sprach. Sie trennten sich freundlich.

Sternfels saß im Salon am Kaminfeuer, das zu dieser Jahreszeit Abends auch in Nizza, wenn nicht nothwendig, doch behaglich ist. Er saß da sehr bequem, und sah äußerst vergnügt aus. Als

Renata eintrat, lächelte er halb verlegen, halb wie Jemand, der in seinem Recht, aber gefaßt auf einen kleinen Krieg ist. Er wußte, daß Renata nicht sehr den Widerspruch liebte. Weil sie so entschlossen, so hoch und imponirend war, pflegte er sie „Infantin" zu nennen, und gewöhnlich diesen Namen bei den kleinen Differenzen zu brauchen, die sich zuweilen zwischen ihnen erhoben. Als er jetzt sagte:

„Theure Infantin! es hat sich in Ihrer Abwesenheit ein freudiges Ereigniß zugetragen."

Da rief sie: „Ich wette, es ist für mich nicht freudig."

„Was Sie für eine kluge Frau sind! Aber ich hoffe denn doch das Gegentheil von Ihrem guten Herzen. Eusebie ist guter Hoffnung, und der Arzt hat erklärt, sie müsse sich hier wenigstens sechs Wochen ausruhen."

„O Himmel! rief Renata sehr ungeduldig, das verdirbt all' unsere Winterprojecte! Auf Reisen sollte man sich doch wenigstens nicht mit Wochenbetten befassen."

„O, sagte er mit unverwüstlich guter Laune, auf dergleichen kleine Intermezzo's müssen denn doch die Frauen immer gefaßt sein, zu Haus wie auf Reisen."

„Ja, ja, unterbrach ihn Renata unwillig, das gehört nun einmal zum Handwerk der Frauen.“

„Zum Handwerk? Nein, Infantin! Handwerk habe ich gewiß nie gesagt.“

„Wenn nicht gesagt, doch gedacht! Und haben Sie es nicht gedacht, so denken es tausend andre Männer“.... —

„Und ich soll für Alle Ihren Zorn hinnehmen?“

„Ja, nun müssen wir hier anderthalb Monate mindestens verlieren, und können Italien gar nicht, oder dermaßen im Fluge nur sehen, daß es uns kein Vergnügen macht, da ich Anfang Mai in Ebernbach sein will; und am Ende kann Eusebie gar sterben.“

„Bah, sterben! sagte er ein wenig verdrießlich, davon stirbt man nicht, und das verstehen Sie nicht.“

Das letzte Argument war so schlagend, daß Renata auf der Stelle ihren kleinen Zorn fahren ließ und lachend sagte:

„Da haben Sie einmal zu gründlich Recht, als daß ich noch länger mit Ihnen zanken dürfte. Also abgemacht: sechs Wochen bleiben wir hier.... nur nicht im Gasthof. Ich habe schon da draußen reizende Wohnungen bemerkt, Orangen ringsum“.... —

„Und wo die Orangen blühen, da ist Italien — sagt Göthe.“

„Ungefähr dergleichen mag er wol gesagt haben, entgegnete Renata belustigt, und so wollen wir uns denn damit trösten, daß wir auch ungefähr in Italien sind.“

Als sie am nächsten Morgen an's Fenster trat, und Himmel und Sonne sie so hell und warm anstralten, und das Blumengärtchen vor dem Hôtel des Etrangers so farbenreich und freundlich zu ihren Füßen lag, da nahm sie Hut und Shawl, und ging in's Freie. Das ist so wunderangenehm in Nizza, daß man wirklich gleich im Freien und nicht blos auf der Straße ist, daß man, gleichviel wo man wohne, binnen fünf Minuten am Meer sich befindet, und zu manchen Stunden, z. B. in der Frühe, einsam dort ist. Renata gerieth auf die Terasse, und ging dann weiter um den Felsen von Reuba capeu herum, und hinauf zu der Ruine des alten Castel's, unstreitig der schönste Punkt bei Nizza. Es wehte ein frischer Ostwind und färbte das Meer himmelblau; der Sonnenstral brach sich in Millionen hüpfender Goldflittern auf den sanftgekräuselten Wellen. Es war friedlich wie ein Bassin, und dehnte sich doch unübersehbar bis zum fernsten Horizont aus. Renata setzte sich auf das Gemäuer

und athmete die erquickende Luft ein, die nicht die Lunge allein, sondern das Herz selbst erfrischt, so daß es vermeint, recht leicht mit dem Leben fertig zu werden .... da oben. Aber dieser Gedanke: fertig zu werden mit dem Leben; — hat er nicht etwas unsäglich Melancholisches in sich, weil er der unwillkürliche Ausdruck eines schmerzerfüllten Lebens ist. Der Glückliche hat noch nie daran gedacht damit fertig zu werden! Wie hätte Renata aber auch glücklich sein können? der Trauerflor ihres ganzen Lebens war nicht abgelegt: sie war einsam. Nichts ist wol interessanter, als die verschiedenen Existenzen zu beobachten, was sie für eine bestimmte Färbung oder Stempel — wie man's nennen will! — tragen, von dem sie sich durchaus nicht losmachen. Es liegt etwas Fatalistisches darin, und je bestimmter der Character ausgeprägt ist, um desto mehr tritt es hervor, weil alsdann die Bestrebungen in diesem Sinn um desto mächtiger sind. Es sind nicht widrige Verhältnisse noch Schicksale in der gewöhnlichen Bedeutung voll Lust und Leid, die wechselnd durch das Leben der Menschen ziehen, und bei dem Einen etwas länger, bei dem Andern etwas kürzer verweilen; es sind so zu sagen innere Schicksale, zu denen der Mensch nun grade berufen ist. Es ist ein Wort

über ihm ausgesprochen, das heißt: Zu spät! — oder: Umsonst! — oder: Glückauf! — oder: Einsam! — oder: Hüte dich! — und ich meine oft: die größte Lebensweisheit würde darin bestehen, daß der Mensch gleich bei seinem Eintritt ins Leben zum Verständniß darüber käme. Die großen Menschen finden auch schnell das Wort, das ihr Leben regiert, versuchen nicht diese Magnetnadel nach allen Seiten der Windrose zu drehen, sondern folgen ihr zuversichtlich. Aber die Übrigen, auch sehr begabte, auch sehr kluge, finden es dennoch nicht, rathen und tappen herum, sträuben sich dagegen, legen die Hände in den Schooß oder überanstrengen sich — und machen trotz Urtheil und Scharfblick, trotz Kraft und Willen, die Sachen verkehrt. Das kommt daher, weil sie ihr Bestimmungswort nicht gefunden haben. Dies klingt bizarr, ich weiß es wol, aber unwahr ist es nicht.

Was Renata auch beginnen, in welche Verhältnisse sie treten, wo sie ein Band knüpfen mogte: sie blieb einsam. Vermält und einsam — liebend und geliebt, und einsam — in einer großen Familie und einsam! Nie hatte sie etwas Andres zu Stütze, Schutz und Schwungkraft, als sich selbst unter Gottes Obhut. Das ist genug für die großen Menschen, die sich als unmittelbare Werkzeuge

Gottes zu irgend einem großen Zweck fühlen; aber nicht für den Menschen des täglichen Lebens, der gewöhnlichen Verhältnisse, des engen Wirkungskreises, der immer wünschen und suchen wird auf gleichem Fuß mit Seinesgleichen zu leben, seine Gedanken von einem Andern ergänzt, seine Gefühle von einem Andern verstanden zu wissen, eine liebe Hand zu drücken, auf ein treues Herz sich zu verlassen; — wenigstens nicht genug um glücklich zu sein, d. h. um sich klar in der Welt umzuschauen und aus voller Seele zu sprechen: „Wenn es doch so bliebe wie es eben ist.“ Dies ist auch einer von den verschiedenen Probirsteinen des Glücks. — Der Mann kann es im Allgemeinen leichter entbehren, denn er hat nicht das Sensitivenherz einer Frau, und dann hat er seinen Beruf. Sein Beruf! das ist das Schwarzbrot seines Lebens, welches ihn dermaßen mit reichlicher, grober Kost sättigt, daß er an die Ambrosia nur zu denken pflegt, um darüber mitleidig die Achseln zu zucken. Ein Mann von gewöhnlichem Schlag braucht nicht Weib noch Kind, nicht Bruder noch Freund, sondern nur seinen Beruf, um damit recht zufrieden, wenn auch nicht grade überglücklich zu leben. In irgend einer der vier Facultäten findet er sein Plätzchen; in den Lehr-, Nähr- oder Wehrstand schlüpft

er hinein; überall hat er Kameraden, Kollegen Vorgesetzte, Untergebene; überall kann er vorwärts kommen, etwas leisten, etwas vor sich bringen. Man stelle aber einsam eine Frau in die Welt, und möge sie so gewöhnlich oder so ungewöhnlich sein als sie wolle: sie wird sich innerlich unglücklich fühlen, sobald sie nicht mit dem vollen Herzen leben kann. Ich weiß nicht einmal ob es ihr etwas nützen würde ihr einen Beruf zu schaffen oder zu ermitteln; denn ich zweifle an ihrer Fähigkeit, sich abstrakt in denselben zu vertiefen. Wenn ich sehe wie viel tausend Mittel den Männern in der Welt zu Gebot stehen, um sich recht gut, sehr bequem und einigermaßen befriedigend in ihr fest zu setzen, wie das den allerunbedeutendsten sogar gelingt: so gerathe ich auf den Glauben der Muhamedaner, nur grade umgekehrt! und glaube nämlich, daß nur die Frauen durch ihre unerhört unvollkommene Existenz auf Erden zu einem Leben jenseits des Grabes befähigt werden.

Solche Gedanken gingen ungefähr durch Renatas Sinn, als sie da oben saß. „Was soll ich anfangen um nicht zu sterben vor Langerweile?“ fragte sie sich selbst ganz laut mit schmerzlich gerungenen Händen. Aber durch ihre eigene Stimme in die Wirklichkeit zurückgerufen, und aus alter

Gewohnheit immer das Nächstliegende vor Augen haltend, setzte sie sogleich hinzu: Aber ich war ja in der Absicht ausgegangen um Wohnungen zu besehen! — Von dem Felsen herab hatte sie sich vollkommen in dem kleinen, leicht zu überblickenden Nizza orientirt. Sie ging nach der Croix de marbre, und nach dem Garten, in dem sie gestern Cecil begegnete; denn sie hatte bemerkt, daß sämmtliche Jalousien des Hauses geschlossen gewesen waren — folglich unbewohnt. Und so war es wirklich. Es stand ihr ganz oder in Stockwerken zu Gebot und war hübsch und bequem eingerichtet. Um im ungestörten Besitz des Gartens zu sein, nahm sie auf der Stelle das ganze Haus und kehrte äußerst befriedigt nach ihrem Gasthof zurück. In der Thür traf sie auf Cecil.

„Gottlob, daß Sie da sind! rief er; ich wollte Ihnen meine Aufwartung machen, aber man sagte mir, Sie wären verschwunden."

„Ich habe meine Geschäfte besorgt, entgegnete sie, und zwar, da wir des Uebelbefindens meiner Schwester wegen eine Zeitlang hier bleiben müssen, ein Haus gemiethet."

„In dieser äußersten Geschwindigkeit?"

„Ja, und das erste, das mir gefiel."

„Sie sind von foudroyanter Entschiedenheit,

gnädige Gräfin! und darf ich fragen, welches Haus?"

„Das Haus Sue, wo ich Sie gestern traf."

„O, das macht mich außerordentlich glücklich, denn da wohne ich auch."

„Nein! ich habe das ganze leere Haus genommen."

„Gnädige Gräfin, ich wohne bereits in dem Pavillon, der auf der andern Seite des Gartens liegt, und durch die Terrasse, die Sie bemerkt haben werden mit dem Haupthause zusammenhängt, jedoch eine ganz getrennte Wohnung bildet."

„So? nun, dann wollen wir gute friedfertige Nachbarn sein," sagte Renata freundlich, aber innerlich ein wenig verstimmt — sie wußte selbst nicht warum und machte sich heimliche Vorwürfe darüber. Ein artiger und kluger Mann, von dem ich nichts als Gutes gehört habe, den Charlotte sehr gern hat, mit dem ich in Frankfurt täglich umgegangen bin, gegen den ich mich verpflichtet fühle, um an ihm gut zu machen, was Ignaz gegen seinen Bruder schlecht gemacht hat: da sollt' ich mich doch lieber von Herzen freuen, daß er hier ist, und ich thät' es auch, wenn mir nur nicht schiene, daß er sich zu sehr freut! — Und ganz gedankenvoll ging sie zu Eusebien, die äußerst verstimmt über ihren Zustand war, Gott und ihren Mann und

ihre Bestimmung, und Alles was ihr eben einfiel deshalb anklagte, und sich in allerlei Lamentationen ergoß. Renata war ohnehin schon ihrer Reisegesellschaft tödtlich müde. Sie hatte die Reise in Vorschlag gebracht, als ein schlichtes Mittel, um Sternfels und Eusebie aus peinlichen Verhältnissen zu reißen, und sie der Heimat zu entführen, bis ihre Angelegenheiten entwirrt und geordnet waren, und Beide hatten es gern angenommen. Sternfels war insofern äußerst bequem zum beständigen Umgang, als er sich immer amüsirte, ohne doch je eine ernste Beschäftigung dazu nöthig zu haben. Diese Fähigkeit besitzen heutzutag nur noch die Männer, deren erste Jugend in die letzten Tage des vorigen und in die ersten unsers Jahrhunderts fiel. Sie sind also ziemlich bejahrt, aber trotz ihrer Runzeln und weißen Haare so leichtblütig organisirt, daß sie mehr Freude an der Welt als unsre Jünglinge — und nebenbei einen gesunden Menschenverstand ohne den Ballast des Wissens haben. Aber auf der andern Seite sind sie unerquicklich, weil ihnen die Glorie des Alters, Ernst, Ruhe und Erfahrung fehlt, und weil ihr Verstand sich in keiner andern Sphäre der Gedanken, als in einer untergeordneten bewegt, und weil ihnen eine gewisse leichtfertige Genußsucht anklebt, die sie

ganz widerwärtig macht. Trotz seiner bequemen Eigenschaften, vielleicht durch dieselben, war Sternfels eine schlechte Gesellschaft für Frauen. Renata konnte das nicht gleich erkennen; das tritt erst in der Intimität hervor. Sie sagte ihm zuweilen harte Sachen, die er mit jovialer Gelassenheit hinnahm. Half ihm sein natürlicher Verstand zu einer treffenden Antwort, so war sie denn wieder entwaffnet. Mit Eusebien war sie noch weniger harmonisch gestimmt! zu dieser kühlen, nur auf die Oberfläche der Dinge Werth legenden Seele hatte ihre warme und tiefe den Schlüssel nicht. Renata war ein ganz großmüthiger Character, mit all dessen Schroffheiten, war ein hohes, edles, weites, unverschlossnes Herz. Eusebie war ein ganz enges, verschrumpftes Herz und ein serviler Character, nämlich zugleich kriechend und hochmüthig. Sie war die ächte Tochter ihrer Mutter, die Armuth für Schmach hielt! und sie war arm! und diese Qual verfolgte sie im Elternhause wie im Hause ihres Gatten. Immer war es die ewige Noth: sie brauchten mehr Geld als sie hatten! brauchten es nicht um einer gegründeten Unbequemlichkeit abzuhelfen, sondern um mit Andern zu rivalisiren — folglich war es ein Bedürfniß ohne Ende. Eusebie hatte sich mit Entzücken in die Arme ihrer

Schwester, der Retterin aus martervoller Lage, geworfen, und bei sich selbst beschlossen, sich Renaten unentbehrlich zu machen. In ihrer Nähe, in Frankfurt oder München, wollte sie sich nach ihrer Heimkehr in Deutschland mit ihrer Familie niederlassen, und dann, durch Renatas großmüthige Güte, in Glanz und Herrlichkeit leben. Aus der Zärtlichkeit, die Renata für Mimi faßte, zog sie den Schluß, daß dies Kind bestimmt sein müsse, wenigstens die Hälfte von Renatas Vermögen dereinst zu besitzen, wo nicht gar deren Universalerbin zu sein. Heirathen freilich durfte Renata nicht wieder! Eusebie hielt es nach ihrer Denkungsart für unmöglich, daß sie es je wünschen könne. Ganz unabhängig, enorm reich, mit einem guten Namen — was braucht man mehr um in der Welt die allerangenehmste Stellung zu behaupten? und hat man die — braucht man überhaupt dann noch etwas? Eine kleine Neigung vielleicht, eine kokette Spielerei, um in der Gesellschaft einer exclusiven und brillanten Unterhaltung gewiß zu sein; das begriff Eusebie. Ja sogar eine kleine Intrigue begriff und gestattete sie. Wozu aber Liebe? und vollends gar große, heftige, leidenschaftliche Liebe, die zu Thorheiten verleitet und Scandal bewirken kann — die war ihr undenkbar! „Dazu bin ich zu vernünftig und

zu tugendhaft," sprach sie zu sich selbst und gab sie Anderen zu verstehen. Indessen, um nicht ungerecht gegen Eusebie zu sein, muß man ihr das Verdienst lassen, daß sie bei ihrer Jugend, ihrer Schönheit und dem schlechten Beispiel ihres Mannes, sehr tugendhaft in der banalen Bedeutung des Wortes blieb, und sich lieber von zehn Männern als von Einem den Hof machen ließ. Ihr ganzes Bestreben war darauf gerichtet, nicht sowol etwas zu sein, als etwas zu gelten, und so galt sie denn auch für ein Muster der Frauen. Es war ihr eine tiefe Kränkung, daß Renata gar nicht verstand für etwas zu gelten.

„Was man nur in der Welt haben kann, um damit piaf zu machen, hast Du — sagte sie ihr oft, Schmeichelei und Vorwurf verschmelzend — aber aus unbegreiflicher Laune thust Du es nicht. Bedenke doch, was Du zu vertreten hast: zwei Namen wie Adlercron und Dobenegg."

„Bah! sagte Renata, keinen Kreuzer für Dobenegg, keinen Augenwimperwink für Adlercron! mich habe ich zu vertreten, die Renata mit ihrer Gesinnung, mit ihrer Handlungsweise. Mein Name muß sich nach mir schicken, nicht ich mich nach meinem Namen. Er muß mir gut stehen, wie ein Kleid von selbst einem graden und wohlgebildeten

Körper wohl steht; und ich muß dafür sorgen, daß mein geistiger Leib nicht krumm und schief werde, damit ihm sein Namenshabit, gleichviel ob von Purpursammet oder von weißer Leinwand, glatt und sauber sitze.“

„Du bist doch eitler als ich glaubte, erwiderte Eusebie mit schlauer Absichtlichkeit, Du wirfst Dich in den Liberalismus, der hier an der Tagesordnung ist — (dies Gespräch fiel grade in Paris, aber überhaupt im ähnlichen Styl ziemlich häufig vor). — Dadurch willst Du etwas gelten, willst den ungeheuern Effect machen einer deutschen Gräfin, die mit einer Million und mit zwei und dreißig Ahnen als eine vollendete Liberale aus ihrem Waldschloß im Spessart nach Paris kommt.“

„Ich? durch meine Gesinnung etwas gelten wollen bei Leuten, die ich keiner wahren Gesinnung für fähig halte: das kann nur Jemand von mir denken, der mich nicht kennt und daher ins Blaue hinein über mich phantasirt; denn wer mich kennt, glaubt es nicht, und Du sagst es nur um mich zu necken, liebe Eusebie. Nennst Du mich jedoch liberal, weil ich mich selbst höher stelle als meinen Namen — gut! so lass' ich es mir gern gefallen, und segne mein Waldschloß im Spessart, in welchem es mir leicht gewesen ist zu einer so natürlichen Ansicht zu kommen.“

Aber Renata konnte sich nicht befreunden mit Schwager und Schwester! die Charactere waren so ursprünglich verschieden, daß Jeder von ihnen, gleichsam in seiner Muttersprache redend, nie von dem Andern verstanden wurde. Renaten that es weh, sie meinte, wenn man aus vollem Herzen mit einander umginge, so müsse man sich verstehen, und es beklemmte sie, daß sie in sich selbst kein ganzes Herz für ihre Verwandten finden konnte, kein Vertrauen, keine Gleichartigkeit der Gesinnung, des Geschmacks, keine unwillkürliche Hingebung der Seele. Eusebien war es auch schmerzlich, denn sie sah, es würde ihr schwer werden, gewichtigen Einfluß über Renata zu erlangen, und den wünschte sie doch so sehr, um jeder Heirath derselben vorzubeugen.

Jetzt war sie wol wirklich niedergeschlagen über ihren Zustand — theils weil sie zwei schwere Wochenbette gehabt und zwei Kinder verloren; theils aber auch, weil sie auf einen sehr glänzenden Winter in Neapel sich gefreut hatte; — allein sie übertrieb diese Niedergeschlagenheit, und spielte eine kleine Komödie, um die Plagen des Ehestandes ins grellste Licht zu stellen. Renata fand diese Lamentationen heimlich ein wenig albern, und es war nur halber Scherz, wenn sie zu Eusebien sagte:

„Liebes Kind, beklage Dich bei Deinem Mann.“

„O, der! rief Eusebie, der macht einen Spaß daraus.“

„Desto besser! so kommst Du auf fröhlichere Gedanken.“

„Im Gegentheil! es macht mich ganz trübsinnig ihn immer lustig, munter und wohlgemuth zu finden, wenn ich nichts als traurige Ahnungen und schwere Besorgnisse habe. So sind aber die Männer — wahre Ungeheuer von Theilnahmlosigkeit, nur an das denkend, was ihnen Vergnügen und Spaß macht, immer bereit die Frau zu opfern, leichtsinnig bis in's hohe Alter! — Ich mögte Dich beneiden um Deinen Wittwenstand.“

„So geht's in der Welt! entgegnete Renata. Einer hat nicht Alles! Ich beneide Dich um die Mimi — nun sind wir quitt.“

Eusebie erschrack. Diese Gesinnung schien ihr höchst gefährlich für ihre Projecte. „Ich schenke Dir die Mimi, Du sollst sie erziehen,“ antwortete sie eilig.

„Ein fremdes Kind muß schwerer als ein eigenes zu erziehen sein,“ erwiderte Renata gelassen und ohne das Geschenk anzunehmen. Sie war eine zu kräftige unverkünstelte Natur um sich auf Sentimentalitäten irgend einer Art einzulassen,

und nach einer Pause setzte sie hinzu: „Überdas hab' ich gar keine besondere Neigung für das Erziehen, ich wollte nur das Kind lieben.“

„Ja, sagte Eusebie boshaft, Talent für die Erziehung hast Du wenigstens gar nicht: Du verziehst die Mimi auf eine erschreckende Weise.“

„Das kommt daher, entgegnete Renata lachend, daß ich mich für die Fehler eines fremden Kindes nicht verantwortlich fühle; und ich verziehe es wahrscheinlich deshalb, weil ich es nicht mit dem wahren Mutterherzen lieben kann.“

„Du behältst immer Recht, Renata! Du bist wirklich enorm gescheut,“ sagte Eusebie, die in letzter Instanz stets zu dem Mittel ihre Zuflucht nahm, das bei allen Menschen wirkt: zur Schmeichelei, in die richtige, der Persönlichkeit angemessene Dosis eingetheilt.

Am Abend war die ganze Familie im Hause Sue übergesiedelt, und als sie es war, schickte Renata ihren Diener zu Cecil und ließ ihn herüberbitten. Er war aber nicht daheim. Da recognoscirte sie ihre Nachbarschaft und fand denn allerdings, daß es die möglichst nahe war. Aus ihrem Salon trat sie auf eine Terrasse, die fünfzig Schritt lang sein mogte, und geradeswegs in den kleinen Salon seines Pavillons führte. Sie zählte genau die

Mitte ab, ließ sie durch eine Reihe von Blumentöpfen bezeichnen, und erzählte darauf Eusebien wer der Nachbar sei.

„Ach welch ein unangenehmes Zusammentreffen! rief diese. Der Mann wird gewiß einen Groll gegen uns haben.“

„Nein, sagte Renata, er hat sich in Frankfurt sehr liebenswürdig für mich benommen — wie ich Dir damals schon sagte ....“ —

„Ah! ist es der! rief Eusebie; den Du täglich bei Deiner Schwägerin sahest und der so ganz außerordentlich bei ihr in Gunst stand, daß ihr Interesse für ihn sich auch Dir mitgetheilt hatte?“

„Ganz und gar nicht! erwiderte Renata äußerst trocken; mein Interesse für die Menschen kommt mir durch die Person selbst, und nicht durch Andere, und ich würde mich für Forster interessirt haben auch ohne Charlotte und auch ohne das tragische Ende seines Bruders durch unsern Bruder.“

„Aus welchem Hause ist er?“ forschte Eusebie.

„Er ist nicht von Adel! weißt Du nicht mehr, daß Ignaz sich berufen fühlte der mésalliance der armen Tosca durch ein Duell vorzubeugen?“ fragte Renata spöttisch.

„Wie kommt er denn in die diplomatische Car-

riere? ich habe gestern auf seinem Visitenbillet gesehen „Legationsrath.““

„So wie alle brauchbare Menschen in die Carriere gelangen, für die sie Talent haben.“ Ohne im Geringsten Neigung und Lust dafür zu haben, mußte Renata eine Lanze über die andre zu Cecils Gunsten brechen, nur um ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die Eusebie ihm zu entziehen strebte. Eusebie war eifersüchtig wie ein Liebhaber, und obendrein nicht des Herzens, sondern des Vermögens wegen. Kann nun Eifersucht in der Liebe zu halber Verzweiflung bringen, so treibt die der habsüchtigen Freundschaft unfehlbar zur ganzen; denn nur die Liebe ist verzaubernd genug um das Joch des Despotismus nicht vollkommen unerträglich zu machen. Renata erkannte sehr deutlich Eusebiens Absicht über sie zu dominiren, doch ohne den eigentlichen Zweck zu ahnen, denn wie alle Menschen, die Alles besitzen was man durch das Geld erreichen kann, und die sich nach etwas Anderem sehnen, legte sie keinen Werth auf das Geld. Sie glaubte nur Eusebie sei herrschsüchtig wie die Mutter, und wolle in allen Dingen Regel und Gesetz vorschreiben. Dagegen sträubte sie sich aus aller Kraft; sie war entschlossen in keinem Fall ihre innere Selbständigkeit aufzugeben — am we-

nigsten für Eusebiens Vorurtheile. Aber deren Widerspruch reizte sie häufig zu längerem und ernsthafterem Widerstand, als sie ihn eigentlich beabsichtigte, und hundertmal war ihr Charlottens Warnung vor Eusebien, nur leider zu spät! eingefallen.

Als Cecil an diesem Abend heimkehrte geschah es mit einem ganz seligen Gefühl. Frau von Werden hatte ihm ausführlicher als er es zu sagen für gut fand, Renata's Reiseprojecte mitgetheilt. Seit vierzehn Tagen wartete er in Nizza auf sie. Nun war sie da, und zu einem längeren Aufenthalt entschlossen! Das schien ihm die höchste Gunst des Schicksals, und eine günstige Vorbedeutung für seine Wünsche zu sein. Ja, diese Wünsche fingen jetzt an, sich zu Hoffnungen zu verdichten. — So schlief er ein, so wachte er auf! und wie gestern Abend die Sterne — so stralte heute früh die Sonne ihm eine ganz besondere Freudigkeit in's Herz.

Renata war bereits im Garten mit Mimi. Er wollte sie nicht stören, nicht um die Welt zudringlich erscheinen; aber es that ihm bitter weh, daß er diese unbequemen Rücksichten bei ihr zu nehmen hatte. Denn in Gedanken hatte er sich so lange, so tief, so innerlich mit ihr beschäftigt, durch Frau

von Werden so viel von ihr und über sie gehört, daß er sich, trotz ihrer Abwesenheit und des Mangels an directer Verbindung, ihr näher gerückt und vertrauter, und nicht im mindesten entfremdet fühlte. Und nun zog die Wirklichkeit dennoch Schranken des Herkommens und der Rücksicht auf banale Höflichkeit zwischen sie! Indessen — was konnte denn weiter erfolgen, als daß sie ihn fortschickte, sobald er ihr lästig war? — Er brachte die Zeit so lange mit Überlegung hin, bis Renata den Garten verließ, und auf den Weg hinausging, der längs dem Meer fortläuft. Aber statt denselben zu verfolgen, ging sie mit Mimi über das Kieselgeröll hinweg, welches die Wogen in großer Masse wie Wälle am Gestade auswerfen, und setzte sich dort ganz nah am Ufer nieder, während Mimi hübsche bunte Steine sammelte — das größte Vergnügen für alle Kinder der Fremden in Nizza, nächst dem Hauptvergnügen auf Eseln zu reiten. — Ihre einsamen Allüren hat sie also noch immer! dachte Cecil; ist es Liebhaberei oder Gewohnheit? Mag sie Niemand um sich haben oder hat sie Niemand? und was mögen Schwester und Schwager wol eigentlich für Menschen sein? man muß doch suchen auch die kennen zu lernen! Dieser Wunsch sollte bald erfüllt werden! Nachdem Cecil ein Paar

Briefe geschrieben hatte, und an's Fenster getreten war um nach Renata auszuschauen, gewahrte er sie immer auf derselben Stelle, und im Garten einen ältlichen Herrn, der mit einer Cigarre im Munde und mit halb jovialer und halb gravitätischer Miene auf und ab spazierte. Aha! der Schwager! dachte Cecil, und ging in den Garten.

Sternfels erblickte ihn und ging ihm sogleich zuvorkommend entgegen, als sei er der Herr des Hauses, der Cecil die Honneurs machen müsse. Er nannte sich selbst als Renata's Schwager, er nannte Cecil als einen alten Bekannten Renata's, und nach zehn Minuten war er intim mit Cecil. Oberflächliche Menschen haben die Gabe sich leicht mit aller Welt in oberflächliche Verbindung zu bringen. Sternfels erzählte in einer Stunde mehr Anekdoten und Reiseabentheuer, wahre und erfundene, als ein Andrer in einem Jahr hätte liefern können, so daß Cecil endlich mit ungeheucheltem Erstaunen sagen durfte:

„Ich habe nie Jemand gefunden, der durch Empfänglichkeit für fremde Eindrücke so für das Reiseleben geschaffen wäre wie Sie, Herr Graf."

„Ja, ich habe ein frisches Herz und offne Augen, das muß wahr sein! sonst wäre ich wol nicht im Stande mich in jede Lage mit Leichtigkeit zu finden

und ihr die rosenrothe Seite abzugewinnen. Aber, Herr Legationsrath, rosenroth ist nun einmal meine Lieblingsfarbe! bei der Bewunderung für rosenrothe Wangen und Lippen hab' ich mir das angewöhnt und immer gesucht meine Laune und Gesinnung in übereinstimmender Färbung zu erhalten, so daß es mir noch jetzt gelingt .... trotz meiner sechszig Jahr." — (Bei dieser Rechnung fehlten ungefähr sechs Jahr in seinem Leben. Aber Sternfels hatte nun einmal den Entschluß gefaßt nicht über sechszig Jahr alt zu werden, so wie manche Frauen eine besondere Anhänglichkeit an neunundzwanzig bewahren.)

Cecil machte ihm ein Compliment über sein frisches Aussehen, und Sternfels sagte:

„Darauf weiß ich Ihnen nichts Besseres zu sagen, als den Rath: folgen Sie meinem Beispiel und schonen Sie das Leben nicht. Es ist ein Vorurtheil daß das sogenannte solide Leben uns conserviren soll! Ja, conserviren um bei sechszig Jährchen hinter dem Ofen zu sitzen, und zur strengsten Diät verdammt zu sein! das nenn' ich nicht conserviren, sondern einrosten. Von meinem sechszehnten Jahr bis zu dieser Stunde hab' ich nie auch nur im Traum daran gedacht mich zu schonen, und Sie sehen wie mir das vortrefflich bekommen

ist. Aber wissen Sie wol, daß der Wein hier matt genug ist, ohne Feuer, ohne Glut!.... Und wie ist's mit den Frauenzimmern beschaffen? sind die erträglich hübsch?.... Stellen Sie Sich vor! Ich komme vorhin die Treppe hinab. Kauert da auf dem Hausflur eine Person zwischen zwei hohen Gefäßen, wie um sich auszuruhen. Unter dem ungeheuern flachen Hut — Cappeline nennen sie ja wol die Maschine — kann kein Mensch das Gesicht gewahr werden. Aber so ein Hut sieht nicht übel aus, gewissermaßen kokett, weil er verbirgt um zu locken. Und so frag' ich denn, wahrhaftig sehr freundlich frag' ich: wer sie ist. Die Milchfrau! sagt sie, und sieht mich an mit einem Gesicht, das sie Macbeths Hexen gestohlen haben muß. Ich fahre zurück und aus der Thür, und pralle gegen eine zweite Hexe, die sich mir als Wäscherin vorstellt. Ist das erlaubt? an andern Orten giebts unter dieser Sorte von Weibern recht amöne Gesichter, und hier sind es Scheusale, die einem den Morgen verbittern, wenn man wie ich den kleinen Aberglauben hat, daß der Anblick eines garstigen Weibes Unglück bringt. Ah! die Spanierinnen! die kleinen behenden Andalusierinnen mit den trippelnden Füßchen und den feurigen Augen, die verderben einem für immer die Freude

an allen andern Weibern. Sie sind so göttlich kokett! so gewiß natürlich bei ihrer Koketterie, nicht geziert, nicht pretiös, nicht sentimental, wie die Koketterie der französischen, der englischen und der deutschen Frauen ist — sondern natürlich, und folglich anbetungswürdig und unübertrefflich schön. Denn Schönheit ohne Koketterie lass' ich nicht gelten, existirt für mich gar nicht. Ich hoffe Sie sind meiner Meinung."

Cecil kam gar nicht zu sich vor Erstaunen! nicht über Sternfels — er kannte ähnliche Leute — aber über diese Gesellschaft für Renata. „Ich trete nie unbedingt einer fremden Meinung bei" antwortete er lächelnd.

„Diplomat! das hätte ich voraussetzen und mir die Frage sparen dürfen!" rief Sternfels lachend. Dann sagte er: „Ah, da kommt meine Schwägerin, die Infantin, wie ich sie nenne, weil sie so eine gewisse Grandezza hat, welche man in Büchern der Spanier mehr als in ihrem Leben findet."

Cecils Blick glitt von dem frivolen alten Mann auf die ernste Renata. Sie trug ein dunkelbraunes Kleid und ein weißes Mäntelchen von Cachemir; — das sind die Ordensfarben der Carmeliter. Der Schnitt war auch so seriös, so einfach, in großen Falten, ohne Ausputz; und der kleine schlichte

Strohhut mit weißem Band harmonirte mit dem übrigen Anzug. Cecil sagte:

„Infantin ist freilich eine edle Bezeichnung. Wollte ich indessen der Gräfin Dobenegg einen spanischen Character unterlegen, so würde es kein andrer sein, als der der heiligen Theresia; denn in ihrer Erscheinung tritt der innere Adel noch mehr hervor als die äußere Würde.“

„Wahrhaftig, da mögen Sie Recht haben! ich will es aber doch lieber bei der Infantin bewenden lassen, die Heilige wäre allzu unbequem!“ rief Sternfels.

„Keiner von den Herren kommt zu mir — da muß ich wol zu Ihnen kommen,“ sagte Renata.

„Wir begnügten uns Sie aus der Ferne zu bewundern,“ erwiderte Sternfels verbindlich.

Zu einer solchen Phrase hatte Renata damals in Frankfurt immer ein verdrießliches Gesicht gemacht. Jetzt antwortete sie ganz munter:

„Nun das ist mir doch lieb, daß Sie dieser großartigen und wunderschönen Natur gegenüber, Blick und Gedanken für mich behalten haben.“

„Warum ist es Ihnen lieb, gnädige Gräfin?“ fragte Cecil.

„O, mein Herr, das gilt nicht! rief sie. Ich habe Phrase um Phrase gegeben — so weit hab'

ich's durch den Umgang mit der Welt gebracht. Aber nach dem Grund, weshalb man diese Phrasen wechselt, müssen Sie nicht forschen. Ja ja! sehen Sie mich immerhin mit fragenden Blicken an! Ich rede und weiß nicht was ich sage: das ist das Einzige, was ich seit Frankfurt gelernt habe. Ein brillanter Erfolg für achtzehnmonatliche Reisen durch halb Europa!"

„Immer noch mehr als ich aufweisen kann, sagte Sternfels, denn ich habe gar nichts gelernt."

„Sie haben es auch nicht nöthig, erwiderte Renata, Sie sind vollkommen .... für die Welt."

„Was Ihre kleine Bosheit betrifft, meine Infantin, so sind Sie es auch."

„Ob es ein Gewinn für Sie ist, Gräfin, weiß ich nicht, aber für uns Andre ist es ein großer, daß Sie unserer Sphäre zugänglicher geworden sind, sagte Cecil, denn wir werden Sie nun besser verstehen lernen."

„Sie haben mich immer verstanden," sagte sie freundlich.

Eusebie kam gleichfalls in den Garten. Renata stellte ihr Cecil vor. Sie empfing ihn kühl, aber heimlich überrascht durch seine Schönheit. Dieser Adel der Züge und diese Kraft des Ausdrucks mag

selten in einem Antlitz vereint gefunden werden. Das geistige Leben im Auge und hinter der Stirn verlieh der Regelmäßigkeit der Züge eine feine und geistreiche Bewegung; die Unruh der Jugend war in ihnen gedämpft. Ohnehin waren sie nie zerarbeitet gewesen von irgend einer Leidenschaft, die am Herzen rastlos und scharf wie ein Geier nagt; aber die inneren Erfahrungen waren auch nicht spurlos vorübergegangen, nur hatten sie das Antlitz gereift, ohne es vorher zu zerwühlen und ihm einen Schmelz gegeben, den man auch an Gemälden gern hat — so daß man ein Bild mehr liebt, nachdem es von der Zeit einen gewissen ernsten Hauch empfangen hat, als wenn es frisch von der Staffelei des Malers kommt.

Cecil war fast unangenehm durch Eusebiens Erscheinung berührt. Sie glich auffallend Dianen, aber mit einem abwechselnd harten und schlauen Ausdruck. Ihre Haltung war gut, ihre Toilette noch besser, von schönen Stoffen und gewählten Farben; dennoch sah sie neben der unschönen und unscheinbar gekleideten Renata nur wie eine Elegante neben einer vornehmen Frau aus — ohne jedoch eine Ahnung davon zu haben. Atlas, Sammet, Spitzen, Federn, und das Alles nach der letzten Mode, allein ohne Übertreibung, hing für

sie auf die allernatürlichste Weise mit der Vornehmheit zusammen.

„Denn wer soll das tragen, wenn nicht wir?“ sagte sie oft zu Renata, die wenig Sinn für dies Attribut ihres Standes hatte. Indessen bewirkte diese Überzeugung denn doch, daß Eusebie wenigstens gelassen ihre schönen Toiletten trug, und den Atlas-Schlafrock für eben so nothwendig als die Atlasrobe hielt. Auf die Finanzen ihres Mannes hatte diese Gesinnung einen ziemlich ungünstigen Einfluß; da er ihr aber mit gutem Beispiel voranging und nie die Rechnung eines Kaufmanns und Handwerkers bezahlte, d. h. nie eher, als bis seine Schuldenlast dermaßen angeschwollen war, daß sie ein Arrangement mit seinen Gläubigern erheischte: so setzte sie ihrer Neigung keine Schranken, und trug ihr Scherflein zur Verschwendung bei. Dies Alles war ein Greuel für die pünktliche, ordnungsliebende Renata, die jede Rechnung nach gelassener Durchsicht in dem Augenblick bezahlte, wo sie ihr eingereicht wurde, und die bei jedem Schritt, in kleinen wie in großen Dingen, auf eine Disharmonie mit Eusebien stieß.

Cecil fühlte sich innerlich so sehr durch Eusebie gelähmt, daß er fast wünschte Renata lieber gar nicht, als beständig in der Gesellschaft der Schwester

zu sehen, weil es doch ganz unmöglich für ihn sei, sich anders als steif und frostig unter ihren frostigen Blicken zu benehmen. Aber es gestaltete sich Alles sehr bald ganz anders. Cecil mußte gleich am ersten Tage Sternfels zu dem Gouverneur von Nizza führen, der den Fremden sein Haus öffnen und ihnen etwas die Honneurs machen muß; und dann in die Oper, wo Sternfels ebenfalls verschiedene Bekanntschaften anknüpfte.

„Aber welch' eine charmante Gesellschaft ist hier versammelt! berichtete er am nächsten Morgen beim Frühstück seinen Damen; eine crême der Elegance! ein wahres Baden=Baden des Südens ist dies kleine Nizza. Eusebie, mein Kind, ich sage Dir Du kannst Dich trösten über Neapel, denn Du wirst Dich hier eben so gut, und in eben so guter Gesellschaft amüsiren. Alle Tage regelmäßige Spazierfahrt am Meer, dann Oper, Bälle, Routs — überdies himmlische Gegend und göttliches Clima .... Infantin, was wollen Sie mehr?"

„Mir ist's recht, entgegnete Renata, wenn wir den ganzen Winter ruhig hier bleiben und die italienische Reise völlig aufgeben. Im Frühling, bei der Heimkehr nach Deutschland, können wir allenfalls Genua und die Lombardei sehen. Hier gefällt es mir, weil der Aufenthalt etwas Stilles und Länd=

liches hat, das mich in dieser schönen frischen Natur doppelt anspricht.“

„Das muß ein wunderbarer Ort sein, der Jeden von Euch auf seine eigenthümliche Weise fesselt, sagte Eusebie. Da ich durch und durch reisemüde bin, so brauche ich keinen andern Grund zu haben um gern hier zu bleiben; — höchstens den, daß ich hoffe, das Clima werde mir die Nerven ermuntern.“

„Abgemacht! rief Sternfels, wir bleiben also hier! Jetzt aber sogleich das Allerwichtigste und Unentbehrliche: eine Loge in der Oper! heut' Abend hingegangen, der Gemalin des Gouverneurs einen Besuch in der ihren gemacht, und fertig seid Ihr, brillant eingeführt! Nur hübsch gekleidet, das bitt' ich mir aus! ich will Ehre von meinen zwei schönen Damen haben! ich habe Pariser Toiletten bemerkt. Nicht wahr, Infantin, auch Sie werden mir Freude machen?“

Renata versprach ihr Bestes zu thun, und Alles geschah genau wie Sternfels es angeordnet. Aber nach dem zweiten Act, nachdem Renata die üblichen Ceremonien vollzogen hatte, sagte sie zu Eusebien:

„Bleibe hier, wenn's Dich freut! mein Ohr leidet zu sehr von dieser kläglichen Musik; ich fahre heim.“

Das that sie, und fortan blieb Eusebie diejenige der Schwestern, der sich die Huldigungen zuwendeten, umsomehr, da man sie für die Besitzerin des Vermögens hielt, von dessen Größe denn doch sehr bald in der Gesellschaft die Rede war. Sie war immer die elegantere, sie wußte sich den Schein der Domination zu geben und sie war stets umringt. Renata ging ihrer Wege, einsam, ungeschmückt, still. Man bemerkte sie kaum. Es hieß sie lebe ganz von der Gnade ihres großmüthigen Schwagers. Cecil hörte wol diese Fabeln, aber er widersprach ihnen nicht, weil er gar keine Lust verspürte, Renata als eine finanzielle Sommität in die Gesellschaft hinein zu drängen. Er war am liebsten mit ihr allein — nicht sowol weil er eine Rivalität mit Anderen fürchtete, als weil seine Erinnerung immer an den Momenten haften blieb, wo sie ihm ungestört in ihrer Eigenthümlichkeit, einsam entgegen getreten war, so frisch, so gut, so unbefangen, daß all der Wust von Welt, den Jeder mit sich schleppt, der in und mit ihr lebt, wie Nebel aus seinem Kopf schwand. Cecil war der Einzige hier, den sie lange kannte, den sie zu allen Epochen ihres Lebens gesehen hatte, mit dem sie in schmerzliche Berührung, aber eben dadurch ihm näher gekommen war; denn es

giebt Ereignisse, die entweder ganz auseinander reißen oder, wenn das nicht statt findet, enger verbinden. Renaten war immer zu Sinn, als müsse sie ihm etwas zu Liebe thun dafür, daß Ignaz ihm etwas zu Leide gethan; während Eusebie, die keine eigene Schuld, viel weniger eine fremde abtragen mogte, sich durch seine bloße Existenz beeinträchtigt fühlte. Überdies kränkte die vollkommene Gleichgültigkeit sie, die er für sie an den Tag legte. Ihre Eitelkeit war unersättlich in Triumphen, und wenn zehn Männer sie umgaben, so bemerkte sie mit Verdruß, daß Einer in dem Kreise fehlte.

„Findest Du denn wirklich Forster liebenswürdig? fragte sie nach einigen Tagen Renata; — mir kommt er unerhört süffisant vor.“

„Seine Dosis Selbstgefühl wird er wol haben, entgegnete Renata, und liebenswürdig ist ein großes Wort; aber ja! mir gefällt er — wenigstens insofern, daß ich eben Niemand sehe, der mir besser gefiele.“

„Schwesterchen! Schwesterchen! rief Sternfels, das ist ja eine Art von Declaration. Aha! hab' ich's nicht immer prophezeiht, daß Ihr kühles Herz sich erwärmen würde? nun geschieht es. Aber was bei Ihnen nicht Alles dazu gehört! Rosen-

duft, Orangeblüten, ewiger Sonnenschein, italienischer Himmel und — ein deutsches Herz! kein französisches, englisches, spanisches, nein! ein deutsches Herz. Das gefällt mir! im Namen aller deutschen Männerherzen bedank' ich mich ganz unterthänig."

„Welche Faselei!" unterbrach Eusebie ihn trocken.

„Faselei! Kind, Du weißt nicht was Du sagst. Herzensangelegenheiten sind die wichtigsten und einflußreichsten auf das ganze Menschengeschlecht, weil ohne sie an ein freudiges Fortblühen desselben gar nicht zu denken ist, indem es alsdann in stupide, brutale Allüren verfallen muß; und nach meiner Ansicht ist Stupidität das Übelste, was die Nachkommenschaft von uns zu erben hat. Ist aber das Herz dabei im Spiel — ade die Stupidität! Eya, wie fröhlich, wie lustig, wie frisch geht das Leben vorwärts! das schwärzeste Blut wird rosenfarben, das dickste fließt leicht durch die Adern! Außerdem daß die Liebe sehr angenehm ist, ist sie auch sehr gesund ...." —

„Ich bitte Dich mit medizinischen Ansichten über die Liebe uns zu verschonen," unterbrach ihn Eusebie.

„Kind, laß mich ausreden!' wer denkt an Medizin? ich gewiß nicht, denn mir sind alle Ärzte

mit ihrem Unwesen von Pillen und Pulvern dermaßen ein Greuel, daß, wär' ich ein Gesetzgeber, ich ein Botany-Bay am Nordpol für sie stiftete, wo sie die Eisbären und sich selbst untereinander zu Tode kuriren könnten. Es giebt nur eine Sorte von Creaturen auf der Welt die ich hasse, und das sind die Katzen; aber dennoch würd' ich nie die Grausamkeit haben, eine kranke Katze in die Hände eines Arztes zu liefern. Aber sieh, wie Du mich aus dem Concept gebracht hast! .... Verzeihung, Infantin! wir wollen mit einander reden! wir wollen die Eusebie von unsrer Unterhaltung ausschließen, weil sie ein prosaisches Frauenzimmer ist, das Herzensangelegenheiten — Faseleien nennt. Wir wollen bei unsrer wundervollen Ansicht von der Liebe verbleiben, daß sie gesund für Leib und Seele ist, insofern sie dem ganzen Menschen eine Elastizität, eine Schwung- und Spannkraft verleiht, die ihn höchst wohlthätig aus dem Schlendrian seiner alltäglichen Existenz aufrüttelt. Wer liebt hat Flügel, Springfedern, oder dergleichen, an Leib und Seele; daher ist einem zu Muth als müsse man gen Himmel fliegen, und diesen Zustand haben die alten blinden Heiden sehr passend dadurch symbolisirt, daß sie den Amor zu einem geflügelten Bübchen machten."

„Wer liebt, hat Flügel, sagte Renata nachdenklich; ja, aber sie tragen doch nicht hoch genug, nicht weit genug.“

„Genau dahin, wohin sie tragen sollen, entgegnete Sternfels; nämlich .... in ein Nest, oder — da wir Menschen und keine Vögel sind — in eine Häuslichkeit.“

„Das ist dann freilich sehr glücklich!“ erwiderte sie zerstreut.

„Nun? was hält Sie denn ab, dies Glück zu genießen, wenn Sie es doch dafür erkennen?“ fragte er befremdet.

„Liebe war dessen unerläßliche Bedingung, wenn ich Sie recht verstanden habe, und wo wäre denn die?“

„In Ihrem Herzen, ganz heimlich, tief versteckt, erröthend, verschämt! .... O Schwesterchen, ein Andrer muß Ihnen das erklären, ein Beneidenswerther, ein seliger Sterblicher ....“ —

„Lieber Sternfels! unterbrach ihn diesmal Renata, jetzt muß auch ich sagen: Sie faseln.“

„Weil ich in Ihr Herzchen geschaut habe?“

„Weil Sie mein armes stilles graues Herz mit himmelblauen, rosenrothen und maigrünen Brillen betrachten.“

„Das ist ja eine mit allen Farben des Regen=

bogens brillantirte Verleumdung! Nein nein! die lasse ich nicht auf mir sitzen! und wenn Sie wirklich so unerfahren in dem Buch der Liebe sind, wie Sie es uns scherzhafter Weise vorgaukeln, so will ich Ihnen das Abc vorbuchstabiren, damit Sie auf Ihre eigene Hand weiter lesen mögen. Sie haben uns gestanden, daß der Legationsrath Forster Ihnen gefiele."

„Gestanden? Nein! — ich hab' es gesagt."

„Nicht doch! Sie haben es nicht aus freien Stücken, sondern auf Eusebiens Frage gesagt; und das nennt man gestanden."

„Ja, vor Gericht."

„Eben darum! denn wir constituiren hier einen Liebeshof, der nachbarlichen Provence und ihren erotischen und poetischen Erinnerungen zu Ehren, dessen Präsident ich bin. — Also: er gefällt Ihnen."

„Ja."

„Sie sehen Niemand, der Ihnen besser gefiele."

„Ja."

„Sie haben also ein ausschließliches Gefallen an ihm, denn alle Anderen gefallen Ihnen weniger oder gar nicht."

„Ja," sagte Renata lächelnd.

„Ein ausschließliches Wohlgefallen zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts nennt man Liebe.

Ergo: Sie lieben ihn. — Inculpat hat eingestanden; das Protokoll wird geschlossen. Sie sind überführt des Majestätsverbrechens, das Abc der Liebe zu kennen und verleugnet zu haben. Die Strafe dafür mag Ihnen der Gekränkte selbst auferlegen."

„O mein Gott! rief Eusebie in der heftigsten Ungeduld; Scherze läßt man sich gefallen, selbst von der frivolsten Art. Nur, find' ich, müssen sie nicht so entsetzlich mal à propos bei der ersten besten Person angebracht werden, lieber Sternfels."

„Nennst Du Forster den Ersten Besten? fragte er. Kennt Renata ihn nicht seit zehn Jahren fast? hat er nicht immer ausschließlich in der crême der Gesellschaft gelebt? geht er nicht als Hausfreund aus und ein bei ihrer Schwägerin Werden, die wahrlich exclusiv genug ist? nimmt er nicht eine sehr gute unabhängige Stellung ein und zwar in der allerersten Reihe?"

„Ja ja ja ja! das Alles ist er, hat er, thut er! Dennoch fehlt ihm Eines: der Name! um ihn meiner Schwester auch nur im Scherz nahe zu bringen."

„Fürchte nichts! sagte Renata spöttisch und kalt. Er hat das Licht und ihm fehlt nur der Schatten. Umgekehrt würd' es bedenklicher sein! da liefe ich Gefahr in die Dunkelheit hinein gezogen zu werden. Jetzt nicht!"

„Liebe Renata! sagte Eusebie hochfahrend, Deine liberalen Gesinnungen sind gewiß im Spessart vollkommen in der Ordnung, um Dich bei Deinen Bauern beliebt zu machen; aber sie sind es nicht, sobald von Verhältnissen geredet wird, bei denen die ganze Familie betheiligt ist, die Deinen Namen trägt. Übrigens fällt es mir nicht ein das für Ernst zu nehmen, was Du eben sagtest. Du hast Einsicht genug um zu erkennen, daß der Legationsrath Forster für uns nicht paßt.“

„Da ich seit meinem sechszehnten Jahr die Gewohnheit habe selbständig zu erkennen, zu handeln, zu entscheiden, erwiderte Renata stolz, und da ich ferner gewohnt bin höhere und edlere Rücksichten zu erwägen, als die eines Familiennamens: so könnte es sich denn doch recht leicht ereignen, daß irgend Jemand für Euch nicht paßte — wol aber für mich. Mir gefällt Forster; ich habe mit ihm in der Intimität gelebt und habe keinen Grund, um es nicht ferner zu thun.“

„Im Gegentheil! sagte Sternfels begütigend; sie wird immer größer werden.“

„Das glaub' ich auch nicht,“ entgegnete sie und verließ das Zimmer.

Sie ging auf die Terrasse ihres Hauses, und zwar auf und nieder innerhalb ihrer Blumengrenze,

die sie nie überschritt, auch wenn Cecil nicht daheim war, und obgleich er ihr vorgeschlagen hatte, seine Terrassenthür ganz zu schließen.

„Der gemeinschaftliche Besitz stört mich gar nicht, hatte sie ihm geantwortet; aber Ihr Opfer, diese allerliebste Terrasse nie zu betreten, würde mich drücken.“ — Und so hatten sie denn die Übereinkunft getroffen, auf der Terrasse allemal Einer für den Andern gleichsam unsichtbar zu sein. Doch Renata war heute kaum erschienen, als Cecil nicht nur augenblicklich aus seinem Salon — sondern auch bis zur Blumengrenze heran trat und Renata um Erlaubniß bat, sie gar überschreiten zu dürfen. Er hielt einen Brief in der Hand, und ganz gespannt hieß sie ihn näher kommen.

„Dieser Brief meiner Schwester Auguste wird Sie gewiß interessiren, gnädige Gräfin, sagte er, da Sie an den Verhältnissen meines verstorbenen Bruders solchen lebhaften Antheil nehmen, und mit Frau von Beiron gar verwandt sind.“

„Und was ist's mit Frau von Beiron?“ fragte Renata.

„Es heißt, sie werde sich verheirathen; von Fräulein Agathe Gertner aber ist es gewiß! sie hat sich mit einem Dragoneroffizier verlobt. Es sind noch nicht zwei Jahr seit Sigismunds Tode ver-

flossen, und die beiden Frauen, die ihn geliebt und ihn das Leben gekostet haben, öffnen ihr Herz einer neuen Liebe."

„Für Agathe find' ich das höchst natürlich. Er ist todt, Ihr armer Bruder, und das sind bevorzugte Menschen, denen das Schicksal ihr Unrecht nicht hingehen läßt; aber Unrecht hatte er doch gegen die arme Agathe. Die Liebe ist das Paradies vor dessen Thür Niemand stehen bleiben will, wer einmal so weit gekommen ist. Da heirathet sie nun einen Dragoneroffizier, und vielleicht nicht aus Liebe, sondern um der früheren unvollständigen Liebe willen."

„Genug, sie heirathet! und im Allgemeinen ist denn doch wol anzunehmen, daß das eine Sache ist, die Niemand aus Gram thut, sondern nachdem der Gram gewichen ist, anfangs der Wehmuth, dann der Ruhe, endlich dem Bedürfniß nach neuem Glück."

„Und das tadeln Sie? mir scheint das wirklich in der Ordnung!"

„Ja, gleichsam in untergeordneter Ordnung."

„O nein! zu rechter Zeit erkennen, daß wir unser Herz nicht wie eine Sandscholle über dem Sarg einer Erinnerung steril zerbröckeln, sondern es zu einem Blumengarten umschaffen sollen: darin

liegt keine niedrige und oberflächliche Gesinnung. Denn .... einmal wird die Seele doch ruhig! .... nicht gleichgültig, nein! gleichgültig gewiß nicht, aber doch ruhig."

„Wird die Seele ruhig aus müder Verzweiflung oder aus hoher tiefsinniger Weisheit? in letzterem Fall, Gräfin, gehört der Schritt, den Sie in der Ordnung nennen, wahrhaft einer höheren Ordnung der Gesinnung; doch im ersteren find' ich ihn wirklich nur alltäglich."

„Und wer berechtigt Sie etwas Andres als das Alltägliche in unsrer Zeit und unsrer Welt zu erwarten? die arme Agathe ist wahrlich sehr gegen ihren Wunsch und Willen zu einer Hauptperson in jener Tragödie geworden; sie begiebt sich wieder in das kleine bürgerliche Drama zurück, für welches sie bestimmt ist, und dazu gratulire ich ihr von Herzen."

„Nun? und Frau von Beiron? fragte Cecil lächelnd, erfreut auch deren Handlungsweise sich Ihres Beifalls?"

„Darüber giebt Ihre Frau Schwester noch keine bestimmte Nachricht; sie beschränkt sich auf „man sagt;" da müssen wir doch erst die Gewißheit abwarten, um sie zu loben oder zu tadeln."

„Nicht wahr, Gräfin, Sie sprechen genau wie Sie denken?" fragte Cecil schnell.

„Ja," erwiderte sie und sah ihn überrascht an.

„Und wie Sie denken, so handeln Sie auch?" fragte er weiter, und sah ihr so fest in's Auge, daß sie es nicht abwenden konnte.

Ein heißes flüchtiges Roth flammte über ihr Antlitz, und mit einem Anflug von Verlegenheit antwortete sie:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich für durch und durch wahr halten."

„So handeln Sie auch, Gräfin?" wiederholte er bestimmt.

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich dazu consequent und charakterfest genug bin, entgegnete sie lächelnd und mit mehr Fassung Wenn Sie übrigens einen bestimmten Fall bei Ihren Fragen im Auge haben, so muß ich Ihnen sagen, daß meine Urtheile und Ansichten entweder immer ganz allgemein, und folglich dann auf keinen bestimmten Fall anzuwenden sind; — oder daß sie speziell über ein Individuum, mit Berücksichtigung der äußern und innern Verhältnisse, und folglich dann nicht auf's Allgemeine anzuwenden sind. Was dem Einen gut steht, kann dem Andern sehr übel stehen."

„Gräfin, sagte Cecil nach einer kleinen Pause,

wissen Sie wol, daß Sie Sich sehr verändert haben, seit wir uns nicht gesehen? Es war früher in Ihnen eine Entschiedenheit quand même; wo ist die geblieben? Sie waren unerschütterlich wie eine Gottheit“.... —

Renata unterbrach Cecil, indem sie Schweigen gebietend lebhaft mit der Hand winkte.

„Auch mir waren Sie wie eine Gottheit,“ fuhr er langsam und leise fort.

Mit einer Bewegung voll unaussprechlichem Schmerz drückte sie die Hände vor's Gesicht, blickte zum Himmel, als sie sie fallen ließ, und sagte: „Ja, damals!“

„O beklagen Sie doch nicht das eisige Damals!“ rief er.

„Damals war ich glücklich im Vergleich zu jetzt, sagte sie. Sehen Sie, mitten auf hohem Meer und im Sturm mit einer Seele voll Schmerz zu stehen, das ist wahrlich kein unerträgliches Leid! Da ist Kampf, Drangsal, Verzweiflung; da tröstet man sich mit dem Gedanken: aber wenn ich's gar nicht mehr ertragen kann, so lege ich mich hin und sterbe. Da ist man so betäubt, so umbraust, daß man nicht dazu kommt, das Weh zu ermessen. Allein wenn der Sturm sich legt und die Windstille einer sogenannten angenehmen Existenz eintritt, wo wir nichts

zu bekämpfen noch zu überwinden haben, wo das Leben sich in leichter goldner Freiheit vor uns ausbreitet, wo keine gewichtig bestimmenden Pflichten die Gedanken zügeln, die Handlungen beherrschen, wo wir so recht Zeit und Muße haben, unser Leid um und um, und durch und durch zu fühlen, zu denken, zu ermessen: sehen Sie, da hört der Schmerz auf und da beginnt das Elend; und die elendeste Seite des Elends ist vielleicht die, daß es den Menschen matt macht, matt — wie ich jetzt bin."

„Sie sind nicht matt! entgegnete Cecil; nur gesänftigt, zugänglich und weich, den Menschen besser verstehend, seine allseitigen Forderungen berücksichtigend" .... —

„Auf Kosten meines Herzens! unterbrach sie ihn. Mein Herz ist matt, denn es fühlt sich arm und elend, und das that es damals nicht, obgleich sich die Verhältnisse auch nicht um ein Haar breit geändert haben. Ich bin so matt, daß ich nicht mehr weiß, was ich will; ich sehne mich nach Einsamkeit, und sie kräftigt mich nicht; — nach Gesellschaft, und sie zerstreut mich nicht; — nach meinem stillen Ebernbach, und mir grauet vor seiner Abgeschiedenheit; — nach neuen Reisen, Erscheinungen, Eindrücken und Bildern, und die im Voraus

gewisse Ueberzeugung, daß sie mir doch keine innere Freude machen, keinen Trost, keinen Aufschwung geben werden, läßt mich fast mit Ekel auf sie blicken. So erbärmlich bin ich geworden, und Sie wundern Sich, daß ich nicht mehr meine frühere Entschiedenheit besitze! ... O lieber Forster! die erste Bedingung unsers Daseins ist ein ganzes Leben, d. h. ein Leben, welches übervoll durch unsre Pflichten in Anspruch genommen wird, zu denen, wie sich von selbst versteht, Kämpfe, Bitterkeiten und Sorgen aller Art gehören. Aber dies leere Leben ist es, welches ich vorhin durch die zerbröckelnde Sandscholle bezeichnete, und welches, wie kein anderes, elend macht."

Sie sprach mit einer flammenden Lebendigkeit. Blitze und Thränen wechselten in ihrem Auge. Erstarb hier eine alte Liebe, oder zernagte sie ein leidenschaftliches Herz, oder machte eine neue sich Bahn? Cecil wußte es nicht; er war erschüttert durch diesen Ausbruch von Trostlosigkeit und von Vertrauen, denn er fühlte wol, wie übervoll und wie schmerzlich einsam dies Herz sein mußte, das sich bei einer so linden Berührung dem Zauber der Hingebung und des Verstandenseins ergab. Aber er fühlte auch, daß Renata ihm dadurch das Recht ertheilte, ihr als Freund näher zu treten, und schnell es

benutzend, sagte er, ohne auf ihre Klagen einzugehen:

„Sie sind müde von den mancherlei Schmerzen, Gräfin, welche kein Leben verschonen, welche aber nur auf ernste und denkende Menschen ergreifende Wirkung haben. Vielleicht sind Sie auch jetzt ein wenig nervenkrank, ein wenig überreizt durch dies ewige Reisen, das so scharf mit Ihren früheren Gewohnheiten kontrastirt, und das durch die Umstände weniger erfrischend und anregend auf Sie wirkt, als Sie es wol gehofft haben mögen. Dies voraussehend, hat Frau von Werden Ihnen früher gerathen, sich nicht blindlings diesen Umständen in die Arme zu werfen; — aber Rath ist nun etwas, das keine Frau liebt, und wovon Ihr Schicksal Sie auch dadurch entwöhnt hat, daß es Sie von der Kinderstube an zur Selbständigkeit anwies."

„Und was wollen Sie mir denn rathen?" fragte Renata gespannt.

„Ich werde mich wol hüten, mich Ihnen als ein langweiliger und unbequemer Rathgeber zu nähern, rief Cecil lachend. Ich wünschte nur, daß Sie mir erlaubten, etwas mehr mich Ihres Umgangs erfreuen zu dürfen. Sie lieben nicht die Gesellschaft; ich begreife das. Dazu gehört eine andere Seele,

als die Ihre ist. Aber Sie sind so fürchterlich einsam — denn die Menschen, die Sie am nächsten umgeben, sind nicht im Gleichgewicht mit Ihnen — daß Sie in einen brütenden Zustand verfallen, in dem sich Ihre Kräfte zersetzen. Mich kennen Sie! Sie wissen, was an mir ist; in einer sehr trüben Epoche meines Lebens haben Sie Sich mit beglückender Huld und Freundlichkeit mir genähert, und sind, ohne es zu ahnen — geschweige es zu wollen — wie ein Magnet für mich gewesen, der dem Eisen seine Kraft mittheilt. Dafür bin ich Ihnen mehr als dankbar, so lange ich lebe: ich bin Ihnen ergeben, Gräfin! Weil Sie im Stande waren, Einfluß auf mich zu üben, muß ich doch nicht ganz außerhalb Ihrer Sphäre stehen, und darum gönnen Sie mir Ihren Umgang, der Ihnen weniger lästig als jeder andre sein muß, weil ich Sie kenne, und Sie mich."

„Sie wissen nicht, um was Sie mich bitten, sprach Renata trübe; ich habe die Mittheilsamkeit ganz verlernt. Ich plaudere hohl und oberflächlich, wie Sie das bemerkt haben; ich kann Scherze anhören, erwidern; allein ich — ich selbst, ich bin verstummt, wie die Nachtigall im Käfig, dem man den schützenden grünen Schleier abgenommen hat, und die sich nun von lautem unharmonischen, dis-

fordenten Geräusch so beängstigend umringt sieht, daß sie keinen Ton in ihrer Kehle findet."

„Aber was thut man Ihnen denn?" rief Cecil schmerzlich.

„O nichts! Man thut mir nur weh, und auch das nur, weil wir uns nun einmal gar nicht verstehen, und weil die Gemüther nicht auf denselben Ton gestimmt sind — was natürlich ebensowol meine Schuld, als fremde ist, wenn da überhaupt von Schuld die Rede sein darf. — Gut! setzte sie plötzlich mit ihrer alten Entschiedenheit hinzu; also Sie wollen mit mir spazieren reiten?"

„Wie gern!" rief Cecil freudig.

„Ich sage Ihnen vorher, es wird Sie nicht amüsiren. Täglich, Punkt zwölf Uhr, nach dem Frühstück, reiten wir aus, ich zu Pferd, Mimi zu Esel, und fast immer nach dem Château de St. André; und gegen sechs, zur Speisestunde, kehren wir heim."

„Und was machen Sie dort während der ganzen Zeit? lesen Sie? zeichnen Sie? botanisiren Sie?"

„Nein, ich thue nichts."

„Und das langweilt Sie nicht?"

„O ja, sehr! Aber zeichnen kann ich nicht, und lesen, nur um die Zeit hinzubringen, mag ich nicht; denn in den meisten Büchern find' ich wahrlich noch

weniger gute und gescheute Gedanken, als in meinem eignen Kopf."

„Dagegen ist es schwer, etwas einzuwenden. Indessen erlauben Sie mir gewiß, mein Album mitzunehmen und zu zeichnen. Vielleicht finden Sie selbst Geschmack daran."

Zu ihrem lebhaftesten Mißvergnügen sah Eusebie Cecil mit Renata von dannen reiten. Sie sagte zu ihrem Mann:

„Aber weshalb begleitest Du nicht Renata? Jetzt drängt sich ihr dieser fremde süffisante Mensch auf, der mir ganz so aussieht, als lägen ihm die hochfliegendsten Projecte am nächsten, und der sich mit Frau von Werden's Freundschaft und Renata's langer Bekanntschaft gewisse Airs von Intimität giebt, die ich unerträglich finde."

„Wenn es bloße Airs sind, entgegnete Sternfels gelassen, so ist Renata ganz die Frau, um ihn ad absurdum zu führen, mein gutes Kind. Ermuntert sie ihn aber dazu" .... —

„Das ist unmöglich!" brach Eusebie aus.

„Ermuntert sie ihn dazu, fuhr er fort, wie das aus dieser Promenade hervorzugehen scheint, und wie ich es auch sehr natürlich finde, so werd' ich mich wol hüten, Deiner Schwester lästig zu fallen, wie ein Spion, oder gar sie in ihren kleinen un-

schuldigen Freuden zu stören, wie ein grimmiger Haremswächter. Laß ihr doch den Spaß! Du hast ein halbes Dutzend Patitos — weshalb soll sie nicht einen haben?"

„Weil mit einem halben Dutzend nie — jedoch mit Einem sehr leicht die Sache ernsthaft werden, und sich mit einer Heirath endigen kann. Ich finde überhaupt eine Heirath für Renata ganz unpassend."

„Und warum das, mein Schätzchen?"

„Weil man sie doch nur um des Geldes willen heirathen würde."

„Da würde man sehr Unrecht haben."

„Nun ja! aber die Männer sind so."

„Vorurtheil der Frauen!"

„Und dann ist Renata allerdings von starrem und ungefügigem Charakter."

„O mein Kind, den sänftigt die Liebe. Ist sie nur erst gründlich in ihren Mann, oder überhaupt in einen Mann verliebt, so kann er sie um den Finger wickeln."

„Da thust Du ihr himmelschreiendes Unrecht!"

„Unrecht! tatatata! Das ist die größte Liebenswürdigkeit der Frau. Ernst, schroff, unnahbar, abweisend, und dann plötzlich schmeichelnd und ver-

liebt wie ein Kätzchen — das sind unwiderstehliche Frauen.“

Eusebie stampfte leise aber sehr ungeduldig mit dem Fuße, und sagte, die Achseln zuckend: „Renata verliebt und schmeichelnd! Du hast von den Frauen nur eine Gesammtvorstellung“ .... —

„Die auf Alle paßt, mehr oder minder, mein Schatz! unterbrach sie Sternfels. Glaube Du mir, ich bin ein alter Praktikus, der seit fast fünfzig Jahren Dein Geschlecht mit Eifer und Geduld studirt. Einen weichen Augenblick hat Jede: da spricht sie Ja! und es ist sehr glücklich für sie, wenn sie es nur vor dem Altar spricht. — — Aergere Dich nicht! Renata wird es nur da sprechen! die Überzeugung hab' ich.“

„Es bleibt eine Thorheit für sie! rief Eusebie immer ungeduldiger. Sie ist ganz verblüht! sie ist häßlich.“

„Die südliche Luft bekommt ihr. Sie hat etwas Embonpoint gewonnen, so daß ihre Büste noch einmal recht schön werden mag; ihr Nacken war es immer! Dann hat sie ein gutes und sehr lebhaftes Lächeln, das ihr lieblich über's ganze Gesicht blitzt, und hier bekommt sie gar etwas frische Farbe! Dazu ihre leichte vornehme Haltung! das

ist genug, um große Passionen zu erregen. Diese unregelmäßigen Gesichter, welche nur der Neid häßlich nennt, haben, ich weiß nicht was für unsichtbare Häkchen, an denen das Herz unwiderstehlich hängen bleibt. Hat einmal eine sogenannte Häßliche eine Leidenschaft eingeflößt, so ist es auf Tod und Leben. Weshalb sollte es Deiner armen Schwester nicht gelingen, der ich aus voller Seele Ersatz für ihre verlorne Jugend wünsche."

„Nur nicht durch diesen Herrn Forster! Eine zweite Mesalliance in unsrer Familie wäre ein allzu arger Scandal."

„Es giebt freilich noch keinen Dienstadel in Deutschland, wie in Rußland, wo ein gewisser Grad im Militär- und Civildienst den Adel verleiht; dennoch finde ich, daß die diplomatische Carriere überall etwas Ähnliches bewirkt, sobald sie durch die Persönlichkeit so gewichtig unterstützt wird, wie bei Forster. Also tröste Dich! ... und hüte Dich, Deine Schwester durch Widerspruch zu reizen. Ich bin kein Gelegenheitsmacher; allein ich will Renata doch lieber in freundlicher als in unfreundlicher Stimmung für uns sehen — wenigstens so lange diese Reise dauert, und bis wir in Deutschland uns definitiv wieder auf eigene Hand etablirt haben. Brouilliren dürfen wir uns ohnehin nie mit ihr!

denn .... Schulden zu machen ist sehr leicht; sie zu zahlen — sehr schwer.“

Trällernd verließ er Eusebie, die ihm verächtlich nachblickte, und: „Frivole, gemeine Gesinnung!“ vor sich hin murmelte, ganz vergessend, daß die ihre nicht edler war. Aber nebenbei war sie herrisch, und aus Selbstverblendung nannte sie das edel. Sie wähnte sich Renaten an Menschenkenntniß und Welterfahrung weit überlegen, und dadurch berechtigt, sie zu dominiren. Auch als Renata heimkehrte, gab es eine kleine Szene zwischen den Schwestern, denn Eusebie wollte ihr begreiflich machen, daß solche Promenaden unpassend wären, und Renata antwortete darauf nur starr und kalt:

„Für Euch vielleicht; nicht für mich.“

„Du lebst in der Welt, folglich mußt Du ihren Schicklichkeitsgesetzen gehorchen, so gut wie wir.“

„Schicklichkeitsgesetze? fragte Renata spöttisch. Es ist sehr schicklich, in der Gesellschaft sich von Männern Dinge erzählen zu lassen, welche das natürliche Anstandsgefühl auf die impertinenteste Weise verletzen, und für welche Zweideutigkeit ein mildes Wort ist. Es ist sehr schicklich, sich in einer Art zu kleiden, die ich ebensowol als jene Conversation frech nennen würde, wenn sie nicht durch die Firma: Mode! geheiligt wäre. Es ist sehr schick-

lich, mit den albernsten und flachsten Gecken zu kokettiren, um in seiner Loge oder hinter seinem Stuhl zwei oder drei solcher Menschennullen mehr als die intime Freundin zu haben. Nein, liebe Eusebie! die Schicklichkeitsgesetze der Gesellschaft sind nicht die meinen! Ich gehorche ihnen nicht, ich vortheile nicht von ihnen; aber ich bin auch nicht gesonnen, mich durch sie beeinträchtigen zu lassen, und was Du mir in dieser Hinsicht sagen mögest, wird nie überzeugend genug sein, um mich wanken zu machen. Daher dächte ich, Du spartest Dir die Mühe."

Eusebie schwieg für den Augenblick; doch wo sie nur irgend konnte, ließ sie es nicht an Zurechtweisungen und Stichelreden fehlen, die Renata mit kühler Schweigsamkeit an sich vorbeigleiten ließ.

Cecil war glücklich. Bisher hatte er immer nur ein Ziel vor Augen gehabt, wohin — jetzt hatte er eins, für welches er streben wollte, für Renata's Besitz! Da waren die Mittel nicht mehr gleichgültig; da galt es nicht mehr, nur zu blenden, nur festen Fuß zu fassen, nur irgend eine Schwierigkeit zu besiegen. Nein, er wollte sie lieben, weil schon die Zuversicht der Liebe ihn überkam, daß die Erwiderung ihm dann nicht fehlen würde. Sonst hatte er immer gewartet, bis er geliebt wurde, um

dann der Neigung zu begegnen; doch jetzt durfte er sich sagen, daß die Liebe zu Renata ihm ohne Berechnung und ohne Hoffnung, überraschend wie ein neues Sternbild, belebend wie ein frischer Quell in der Seele aufgegangen sei — ohne sein Zuthun, ja ohne seinen Wunsch; nur durch himmlische Fügung. In dieser Liebe fühlte er seines Daseins Kulminationspunkt und Grenze. Sie umschloß und gewährte Alles; über sie hinaus lag nichts. Mit dieser Liebe wehte die Siegesfahne über dem gewonnenen Schlachtfeld des Lebens; ohne sie — mogte die Schlacht zwar gewonnen, aber der jubelnde Triumph des Sieges in Blut und Wunden erstorben sein. Die erste, allgewaltige, den ganzen Menschen erfassende und beherrschende Leidenschaft empfand er für eine Frau, die nichts von dem Allen war, was er sich sonst als unerläßliche Bedingung geträumt: nicht schön, nicht gefeiert, nicht dominirend, nicht glänzend, nichts, was der Eitelkeit eines Mannes schmeicheln konnte, nichts, was die Gesellschaft in eclatantes Erstaunen über sein Glück versetzt hätte — wenn er glücklich wurde. — Er ließ jetzt in seinen einsamen Stunden die Momente an sich vorübergleiten, wo Renata ihm erschienen war, und immer, immer hatte sie ihm den gleichen, den unräsonirten Eindruck gemacht, als tauche ein

Meerwunder, eine Seejungfrau aus dem Ozean des Lebens zwischen all' den kleinen buntbewimpelten Nachen befremdlich empor. Es wäre kindisch, zu behaupten — so schloß er eins seiner Selbstgespräche — daß ich Renata geliebt hätte, sobald ich sie gesehen; aber es ist ganz gewiß, daß sie sich mit dem ersten Blick einer Region meiner Seele bemächtigt hat, die jedem andern Weibe unzugänglich geblieben ist, und in der sie gewohnt hat wie ein Heiligenbild im Tabernakel. Es gehört viel dazu an Schmerz, Überdruß, Entmuthigung und Enttäuschung, bis der Mensch von seinen falschen Götzen zu seiner Gottheit sich hinwendet; aber der Himmel weiß, daß mir die falschen Götzen, denen ich gehuldigt, wenig Segen und gar keine Befriedigung gebracht haben. Ich bin nicht verweichlicht noch ermattet in ihrem Dienst, und meine besten Kräfte gehören dem geliebten Heiligenbild.

Renata war mit nichten so glücklich, sondern wirklich elend — wie sie es ihm gesagt hatte. „Ich bin wie ein einsamer Vogel auf dem Dach." Dieses traurige Bild, welches der Sänger der Psalmen in einer seiner tiefen Melancholieen auf sich anwendet, wich ihr nicht aus der Seele; und dazwischen fragte sie sich zuweilen mit einer Aufwallung von stolzem Selbstgefühl und von zerschmetternder

Trostlosigkeit: Ich habe mein Leben lang nur das gethan, was gut oder recht war; weshalb bin ich denn so wenig glücklich? — Und Bilder dämmerten in ihr auf, um ihr zu zeigen, daß sie jetzt glücklich an Emmerichs Seite sein würde, wenn sie ihn damals nicht zurückgewiesen, sondern gefesselt hätte, als er frei, und sie nur scheinbar gebunden war. Dann, wenn ihre Seele stark war, verhüllte sie den innern Blick vor diesen verführerischen Bildern, und wendete ihn zu Emmerich wie er jetzt war, dem Gemal einer Andern, dem Vater; und das machte sie still. Mit dem Emmerich, das empfand sie deutlich, hatte sie auf Erden nichts mehr zu theilen. Aber nicht immer war die arme Seele stark genug zu dieser Erhebung über Wunsch und Sehnsucht. Die Sehnsucht, diese fürchterliche Fee, die mit ihrem Zauberstab alle Kräfte zur Unthätigkeit paralysirt, die Gedanken in ein stumpfes und dennoch grausam intenses Wollen verwandelt, und durch das ganze Sein die langsam zerbrechenden, jeden Widerstand ermattenden Wogen eines Meeres ohne Ufer rollen läßt; — diese Sehnsucht, die sich zu Zeiten der stärksten Naturen bemeistert, ja vielleicht untrennbar von ihnen ist, zerknickte Renata. Sie hatte sie auch früher gekannt, o längst! aber damals gemildert durch die Verhältnisse, die ihr

die Nothwendigkeit aufdrängten, sich zu ermannen, zu besinnen, Egon zu vertreten. Sie durfte sich damals doch sagen: Ich nütze ihm, ich diene ihm; bei ihm ist mein Platz, denn seine Existenz hängt an mir. Aber jetzt? wem nützte und diente sie? für wen lebte sie? wer hatte Freude an ihrer kläglichen Existenz ohne Nerv zum Guten? — Ja, auch früher war es schwer, auszuharren in Geduld und Kraft; aber es gab ein Wort, das leuchtete wie ein Sonnenstral in die dunkle Wildniß hinein: Gott hat es gewollt, hat mich gerade auf diesen und keinen andern Platz, für diese und keine andre Pflicht bestimmt; und dadurch fühlte sie sich in einer gewissen Unmittelbarkeit zu seinem Willen, die ihr ein stärkendes Bewußtsein gab. Auch jetzt allerdings hielt nichts sie ab, diese Überzeugung fest zu halten; nur war es unendlich viel schwerer. Der Mensch hat ein unerschöpfliches Bedürfniß, aus fremder Existenz die Zufriedenheit der eigenen zu schöpfen; das ist zugleich seine Stralen- und seine Dornenkrone. Er hat eine so glorwürdige Meinung vom Menschen, daß er nur das leben nennt, inwiefern er für Andere und in Anderen lebt. Wer inmitten eines Kreises von Pflichten steht, mag diese zu Zeiten drückend, lästig, ja fast unaushaltbar finden; dennoch wird es ihm leichter sein, sie zu

erfüllen, als wenn er sich einen solchen Kreis erfinden und sich Pflichten machen, Aufgaben wählen soll, nur um einen Lebenszweck zu haben, nur um dem Drange nach verbrauchender Beschäftigung Folge zu leisten. Denn das ist bitter: die Kräfte von nichts verbraucht zu fühlen, als von der Zeit! Dagegen sind Schmerzen, Sorgen, Überanstrengungen willkommen. Um dem zu entgehen, werfen sich so Manche in's Meer der Thorheiten und Leidenschaften hinein. Nichts vergißt der Mensch so leicht als das Eine, daß Gott ihn nach seinem Bilde schuf, damit er gottähnlich werde; und es ist sehr gottähnlich, aus dem Nichts, aus den äußern indifferenten Elementen durch Erkenntniß und Willen eine Welt zu schaffen, in die man die Resultate seines innern Lebens niederlegt, und Äußeres fortbildend, innerlich sich entwickelt. Und weil es sehr gottähnlich ist, darum wird es dem Menschen sehr schwer. Er tappt umher, verirrt sich, greift und schreitet fehl; und aus der Wüstenfreiheit seiner ungebundenen Existenz sehnt er sich zu der eng begrenzten Stelle zurück, die er früher Kerker genannt hat.

So ging es Renaten. Sie wußte nicht wohin mit ihrer Zeit, ihren Gedanken, ihrem Interesse. Um das Leben mit einer Wissenschaft oder einer

Kunst auszufüllen, dazu gehört Vocation, dazu muß der Genius befähigen, nicht die Langeweile. Sie hatte ihr wunderschönes Talent für Musik; das war allerdings als Schmuck und Erholung ihrer Tage unendlich viel, aber sehr ungenügend als Fundament eines Lebensberufs; herrlich in Ebernbach nach vollbrachten Geschäften, gleichgültig in Nizza, wo sie, wenn sie sonst Lust gehabt hätte, vom Morgen bis zum Abend spielen durfte. Sie sagte einmal zu Cecil:

„Gott, wenn ich bedenke, was es für verschiedene Sorten von glücklichen Menschen auf der Welt giebt, so bin ich immer geneigt, mein Schicksal anzuklagen, das mich zu keiner gesellt hat.“

„Versuchen Sie es, dem Schicksal zum Trotz, auf Ihre eigene Hand! sagte er halb scherzhaft, halb ermuthigend; es ist nur die Frage, zu welcher Sorte Sie passen.“

„Ach leider nein! das ist gar nicht mehr die Frage, denn ich passe zu keiner. Die glücklichen Menschen, von denen ich rede, sind nicht sowol glücklich durch die Verhältnisse — was immer ein schwankendes und unsichres Glück ist — sondern unabhängig von denselben durch ihre seltsamen Fähigkeiten. Da giebt es Einige, die setzen sich hin in ihrem Zimmer, greifen aus dem Chaos von

Gedanken, das sich ihnen im Kopfe bewegt, einen heraus, steigen zu seinem Ursprung hinab, zu seinem Ende hinauf, verknüpfen ihn rechts und links mit allen Consequenzen, welche er nach sich zieht, scheiden ihn links und rechts von den Widersprüchen, auf die er stößt, und siehe da! nach einiger Zeit offenbaren sich wundervolle Ergebnisse, wirksam, folgenschwer für die ganze Welt! Dieser hat ein philosophisches System begründet; der — eine neue Konstruktion eines Dampfkessels oder eines Webstuhls erfunden; jener — ein wichtiges Problem in der Wissenschaft gelöst. Und das hat sich so gemacht, während sie friedlich mit ihren höchst unterhaltenden Grübeleien in irgend einem stillen Winkelchen saßen, und von der Welt nichts nöthig hatten, als das Material zu ihren Experimenten. Sind das nicht beneidenswerthe Menschen?"

„Um das zu würdigen, muß man eben vom Fach sein — dächte ich, entgegnete Cecil. Mein ganzes Leben der Beobachtung des Lebens der Infusionsthiere gewidmet, würde mir höchst unerquicklich erscheinen, sogar wenn die Wissenschaftsmänner über meine Resultate staunten."

„Dann giebt es noch Andere, fuhr Renata fort; Kunstmenschen, oder wie soll ich sie nennen, die bemächtigen sich nicht des brütenden und grübeln-

den, sondern des bildenden und schaffenden Gedankens: der Ideen! und ihre Werke setzen der Welt zwar keine neuen Räder an, aber sie werfen kleine Sonnen in sie hinein, Sonnen der Schönheit im Rahmen der Kunst, als Buch, als Bild, als Composition die Poesie ausathmend, welche ihr Schöpfer eingeathmet hat. Nun, wollen Sie selbstzufrieden auch diese bevorzugten Kreaturen nicht beneidenswerth nennen?“ fragte sie lächelnd, als Cecil schwieg.

„Die nun gar nicht! rief er. Sie kommen mir vor wie die Matrosen im Mastkorb, die früher Land sehen und rufen, als die übrige Schiffsmannschaft, und die der Sturm auch leichter in's Meer schleudert; — oder wie die Schieferdecker, die das Kreuz auf die Spitze des Kirchthurms pflanzen, während sie sich mühsam gegen den Schwindel vertheidigen, der in ihnen aufdämmert und sie herabzureißen droht. Nein, Gräfin! alle diese Existenzen leben im Thun, und das hat zwei Seiten; eine lichte, durch Gebrauch und Anwendung der Fähigkeiten, und eine sehr, sehr trübe, durch den zweifelhaften, oft verkehrten und schädlichen, oft beneideten Erfolg. Die Existenz scheint mir am vollkommensten, wo das ruhige Sein waltet, ohne vorherrschende einseitige Richtung der Gedanken oder Ideen. Sein,

ohne viel durch Denken, Thun, Bilden, Schaffen, Arbeiten sich zu manifestiren, ist die schönste Bestimmung des Weibes, und ich begreife nicht, wie Sie, Gräfin, auf die Verblendung kommen können, eine andere der Ihren vorzuziehen."

„Wir haben nicht denselben Standpunkt, um mich zu betrachten, antwortete Renata, folglich können wir nicht zu demselben Urtheil gelangen. Sie sehen in mich hinein — etwa wie in einen Palast. Ach, was für Köstlichkeiten pflegt der zu enthalten! Schätze, Kunstwerke, herrliche, freie, große Säle, voll Licht, voll Glanz! so geschmackvoll, prächtig und großartig Alles! — Ich aber, ich bin im Palast drinnen, und kenne dessen Leere und dessen Wust! .... und weder wohlmeinende Freundschaft, noch flache Schmeichelei können mich zu anderer Ansicht bringen."

„Da haben Sie vollkommen Recht! entgegnete Cecil, und ich bewundere Sie, weil Sie so unbestechlich den Dingen ihren Platz anweisen. Eine solche Umwälzung der Ansicht zu fremder Überzeugung kann nur die Liebe geben, denn sie lehrt nicht fragen: Was halte ich von mir? sondern: Was hältst Du von mir? — und das ist entscheidend, das macht zufrieden, weil man immer im Geliebten das Organ einer höheren Offenbarung sieht."

Dies Gespräch fiel vor während sie langsam den Rücken des Berges hinaufritten, der den Golf von Nizza von dem von Villafranca scheidet. Oben übersieht man beide von einem gewissen Punkt aus, und Cecil nahm sein Skizzenbuch, wie er es häufig zu thun pflegte, und suchte einen Platz, der ein vortheilhaftes Bildchen für dasselbe liefern dürfte. Er überließ dann Renata sich selbst. Zuweilen ging sie umher und suchte ihrerseits ein Plätzchen, das ihrem Auge gefiel; zuweilen setzte sie sich zu Cecil und sah seiner Arbeit zu; und zuweilen plauderte sie mit Mimi, die immer noch ganz extraordinäre Streifzüge mit der kleinen Miß anstellte. Heute setzte Renata sich unter einen mächtigen uralten Oelbaum in weiter Ferne von Cecil, und blickte nachdenklich in die große blaue Meeresebene hinaus. Sie dachte an Cecils Worte, oder vielmehr klangen sie ihr so lebhaft in der Seele, daß sie davon ganz nachdenklich wurde. Was hältst Du von mir? fragte sie vor sich hin, ohne sich an einen bestimmten Gegenstand zu wenden; — ja, das mag eine süße Frage sein! aber mir antwortet Niemand darauf! — — Sie verfiel in tiefe Melancholie. In einen Baum hätte sie sich verwandeln mögen, in eine Blume, in einen Fels gar, um die Last der Existenz von sich

abzuschütteln und dennoch nicht aus der Schöpfung zu verschwinden. Dann empfand sie wieder bitter die Feigheit dieses Wunsches. Der Mensch gehört einer andern Ordnung in der Schöpfung an, als die Distel, sprach sie zu sich selbst; folglich entspricht es seiner Bestimmung am meisten, wenn sein Leben sich in möglichster Unähnlichkeit von dem pflanzlichen hält, und die Verhältnisse müßten ihm willkommen sein, die ihn darin unterstützen, ja, die ihn hineinzwingen, wenn er zu matt ist, um es freiwillig zu thun.

Cecil hatte sich ihr genähert. „Ich fürchte, sagte er, daß Sie Sich zu sehr langweilen, wenn Sie durch mich veranlaßt werden, so ungebührlich lange hier zu verweilen.“

„Gott behüte! rief Renata, von mehr oder minder Langerweile ist bei mir nie die Rede, denn seit zwei Jahren, seit ich durch Egons Tod meinen Lebenszweck verloren habe, ist sie meine treue Gefährtin! und wenn Sie mich veranlassen, hier grade auf diesem Fleck zu verweilen, so ist mir das wahrlich höchst angenehm, denn nun habe ich doch einen Grund meines Verweilens, während ich mich so eben noch fragte, weshalb ich nicht in Grönland sei, oder auf dem Pic von Teneriffa, oder — im Grabe.“

„Sie sind finstrer Laune, theure Gräfin, wie ich Sie in Frankfurt vor zwei Jahren fast immer, doch hier selten gesehen habe. Lassen Sie den unheimlichen Gast nicht Wurzel fassen an Ihrem Heerde. Was damals zu begreifen war — ist es jetzt nicht mehr. Ein Abschnitt Ihres Lebens liegt hinter Ihnen; Sie haben darin Ihre Aufgabe nicht abgethan, sondern vollbracht; dies Bewußtsein genügt, um muthig in einen neuen zu treten.“

„Sie sprechen wie ein Mann!“ unterbrach ihn Renata.

„Und Sie sind eigensinnig wie eine Frau! entgegnete Cecil scherzend. Sie wollen Sich nicht zerstreuen noch zerstreuen lassen; Sie verschmähen kleine unterhaltende Beschäftigungen, womit man die Stunden ausfüllt; die Gesellschaft ist Ihnen ein Greuel; Sie reisen durch die schönsten Länder von Europa, ohne dem wechselnden Reichthum der Eindrücke Ihre Seele zu öffnen; statt sich zu bereichern, verarmen Sie, denn Sie verlieren die Fähigkeit, angeregt zu werden, weil Sie Sich dagegen verhärten. Ist das recht? gut? vernünftig?“

„Nein! o nein! sagte Renata wehmüthig. Es ist nur unvermeidlich. Sie stellen sich nicht vor, wie mein ganzes Leben auf und für Egons Leben eingerichtet war. Er war der Schlußstein des Ge=

bäudes, an dem ich zehn Jahre gearbeitet habe; Gott nimmt ihn heraus — und es zerfällt. Liebe war nicht dabei im Spiel; aber grade deshalb mußte mein Eifer um so größer sein, war es auch wirklich, befähigte mich zu Opfer, zu Entsagung, zu Ueberwindung, zu Allem was dem Herzen schwer fällt und wogegen es sich sträubt. Ja, ich vollendete es! Ja, ich betrachtete mich als das Werkzeug in einer höheren Hand! Aber nun ist mein Tagewerk vollbracht, und der unnütze Knecht darf seiner Wege gehen .... Niemand braucht mich mehr."

Sie ließ mit einer trostlosen Bewegung die Hand in den Schooß sinken. Cecil hätte sich gern zu ihr niedergekniet; aber er nahm sich zusammen, lehnte sich ihr gegenüber an einen Baum und sagte ernst:

„Niemand, Gräfin? besinnen Sie Sich doch ernstlich, ob wirklich Niemand Ihrer bedarf?"

„Sprechen Sie mir nur nicht von Armen, Hülfsbedürftigen u. s. w.! rief Renata ungeduldig, denn die bedürfen mehr meiner Hand als meines Herzens, oder — um Ihre Ausdrücke zu brauchen — mehr des Thuns als des Seins."

„So sehen Sie Sich im Kreise Ihrer Freunde um."

„Ich habe keine Freunde! ich habe immer iso-

lirt und fern von der Welt oder, wenn auf einige Zeit in ihr, theils für einen gewissen Zweck und theils . . . . in einer Art von Träumerei des Herzens gelebt, die mich wiederum isolirte, so daß mir die zahlreichen freundschaftlichen Verbindungen fehlen, welche manches einsame Leben erheitern."

„Ihre Familie ist so groß" . . . . —

„Und eben durch ihre Größe in sich selbst zerfallend! Zwischen so vielen Menschen walten verschiedene Elemente, die leicht zersetzende werden können. Was die zahlreichen Glieder einer Familie zusammenhält, trotz der verschiedenartigsten Charaktere, Lebenswege, Ziele, trotz Entfernung und Trennung, ist: eine überwiegende Anhänglichkeit an das Elternhaus, und sie fehlt uns Allen. Wir Alle haben es so früh verlassen und sind, jung und unreif wie wir waren, in Lagen gekommen, die solche Selbständigkeit erheischten, daß das Elternhaus nicht mit der Glorie von Schutz, Zuflucht, Heimat umgeben ist, die es für andere Augen tragen mag. Den meisten von uns erscheint es wie eine Schulstube, an die man nicht mit besonders zärtlichen Gefühlen denkt. Durch die edle Gesinnung der Tosca Beiron hat meine Mutter die Hälfte vom Vermögen des verstorbenen Generals geerbt, ist dadurch wohlhabend und in

den Stand gesetzt worden, für die jüngeren Geschwister bequem zu sorgen. Ignaz hat in Rußland eine sehr reiche Heirath gemacht. Eusebie ist die Einzige, die vor der Hand auf mich sich stützt, und Sie kennen uns Beide gut genug, um zu wissen .... was ich nicht sagen mag. — Ah! rief Renata plötzlich sich selbst unterbrechend, was wissen Sie von Diane?"

„Nichts! aber gar nichts!" entgegnete Cecil fast erschreckt.

„Haben Sie nicht etwa meine Gedanken auf diesen Weg geführt, um mir irgend eine Mittheilung über Diane zu machen?" fragte sie ängstlich und lebhaft spähend.

„Was könnte der Fremde Wichtiges mittheilen, welches die Schwester nicht längst wüßte!" entgegnete Cecil.

„Das Leben hat uns auseinander gerissen, sagte Renata, aber Eusebie versichert mich, daß Diane glücklich sei — und was braucht sie mehr?"

„Sie vertrauen blindlings der Gräfin Sternfels?" fragte Cecil nachdrücklich.

Renata sprang blitzschnell auf und rief: „Nein! nein! ich vertraue ihr gar nicht! und daß ich es in diesem Punkte thun konnte, ist nicht zu entschuldigen, ist frevelhaft! wer weiß ob die arme

Diane glücklich ist? ob sie nicht eines Liebeszeichens, einer Ermunterung bedarf, sich danach sehnt, aber nicht darum bitten mag! O der Schmerz! ich hasse ihn, weil er egoistisch bis zur Grausamkeit macht! man leidet; — und ob nun die ganze Welt leidet, das ist uns gleichgültig, wir sehen nicht hin, wir denken nicht daran, wir werden geradezu stupid und schlecht. Heute Abend schreibe ich an Dianen. Ich danke Ihnen tausendmal für Ihren Rath."

„Ich habe Ihnen nichts gerathen, gnädige Gräfin."

„Nun, wenn es kein Rath war, der mir von Ihnen kam, so war es eine gute Anregung; und die ist mir noch lieber," antwortete Renata, und ihr Blick legte sich wieder mit einem unwiderstehlichen Ausdruck von Güte, wie ein grüner friedlicher Schatten über sein Auge.

„O! rief Cecil, es ist Seligkeit mit Ihnen zu leben! Sie sind so gut, daß Sie uns glauben machen, wir wären es auch, und dadurch wecken Sie uns zum edelsten Selbstbewußtsein auf und machen uns wahrhaft glücklich! denn nur der niedrige Egoist will für sich glücklich sein, der bessere Mensch in sich; — und so fühle ich mich immer neben Ihnen."

„Dafür verstehe ich nicht mehr zu danken," sagte Renata mit einem Anfluge von Verlegenheit.

„Dankten die Götter für die Opfer, die man auf ihren Altären niederlegte?" entgegnete er.

Renata schüttelte lebhaft den Kopf.

„Das müssen Sie mir zu gut halten! rief er sehr heiter. Der südliche Himmel über dem blauen Meer, den heißen phantastischen Felsenküsten und dem Oelbaum ausgespannt — stimmt mich heidnisch oder — wie ich's lieber nenne — mythologisch-poetisch. Das hab' ich mir in Griechenland, oder vielleicht noch früher beim Studium der alten Classiker so angewöhnt. Der Oelbaum ist der Hain der Götter, der ihre Tempel, Altäre und Orakel überwacht, und ihre Weisheit, ihren Frieden, ihre Ruhe mild beschattet. Warum wandeln Sie wie eine Priesterin in diesem heiligen Hain? das ist nicht meine Schuld!"

„Doch, doch! rief sie, in seinen Ton eingehend, ganz und gar Ihre Schuld! Ihrer Aufforderung folgte ich hieher, sonst wäre ich im Château de St. André, wo die Mühle sehr unmythologisch klappert und rauscht. Aber Sie wollten ja etwas ganz Extraordinäres zeichnen! nun, was ist es denn geworden?"

Sie nahm sein Zeichenbuch und rief überrascht: „O Himmel! wie kommt das hierher?"

Sie hatte zufällig das Blatt mit dem Intérieur ihres Salons aufgeschlagen.

„Wie alles Andere hineinkommt, entgegnete Cecil; ich hab' es gezeichnet und, wie Sie hoffentlich bemerken, sehr sauber ausgeführt.“

„Und mein Kabinet! und mein Schlafzimmer! o du liebes stilles Ebernbach, wie traulich ist es bei dir!“ rief Renata ganz freudig und beglückt. „Waren Sie vielleicht mit meiner Schwägerin in meiner Abwesenheit dort?“ setzte sie hinzu.

Cecil wies stumm auf Tag und Jahreszahl.

„Wie? rief sie, ich war in Ebernbach, Sie waren da — und Sie kamen nicht zu mir? Da ist meiner Gastfreiheit eine bittere Kränkung geschehen.“

„Ich glaube nicht, daß Sie damals in der Stimmung waren, um Sie gern zu üben,“ entgegnete Cecil.

„Das ist wahr, sagte sie mild, aber ich verspreche Ihnen, daß Sie mir künftig nicht mehr diesen Vorwurf machen sollen, sobald Sie mir jetzt ebenfalls aufrichtig sagen, wodurch meine Zimmer Sie genug frappirt haben, um sich diesen Platz zu erobern.“

„Weil sie die einzigen so zu sagen lebendigen im ganzen Schloß, und hauptsächlich — weil es die Ihrigen sind.“

Renata betrachtete noch lange die drei Blätter, und erzählte dabei Manches von Ebernbach und ihrem dortigen Leben.

„Ich wundre mich, daß Sie nicht längst dahin zurückgekehrt sind,“ antwortete Cecil.

„Ich dachte immer, daß mir die Reiselust, diese Wonne unserer Zeit, plötzlich irgendwo aufgehen würde, sagte Renata; und weil das gar nicht geschah, so beschloß ich ein für alle Mal die Reisen in einer großen Tour durch die schönsten Länder Europa's abzumachen. Ich wollte mir auch diesen Anflug von oberflächlicher moderner Bildung aneignen, um mit gehöriger Wichtigthuerei Lissabon! Sevilla! Interlachen! Brighton! Brügge! kreuz und quer durch einander nennen zu dürfen. Das kann ich jetzt. Den negativen Nutzen, zu wissen, daß Reisen mir kein inneres wirkliches Bedürfniß wie für so manche fein und regsam organisirte Leute sind — hab' ich auch gewonnen. Ich bin schwerfällig, hänge an meinen Gewohnheiten, liebe meine täglich wiederkehrenden Beschäftigungen, verstehe nicht mich mit einem Blick in die Schönheit einer Naturszene oder eines Kunstwerks zu versenken, und genug von den Umgebungen zu abstrahiren, um mich im Gasthofzimmer behaglich zu fühlen; — folglich habe ich auf Reisen eine Masse

von täglich sich erneuernden Plagen und Unbequemlichkeiten, und ohne Ersatz! auszustehen. So bin ich hier mit wahrem Wohlgefallen, auf dem grünen Zweig Nizza, wie ein müder Wandervogel zusammengesunken, und da ich jetzt den kleinen Verdruß, Rom und Neapel nicht zu sehen, überwunden habe, so bleib' ich gern den Winter hier, da Eusebie jetzt doch nicht über die Gebirge kann."

So erzählte Renata ihm die gewöhnlichsten und einfachsten Dinge; aber sie klangen ihm lieblich. Er lebte und dachte sich so in ihre Eigenthümlichkeit hinein, daß sie allmälig zu ihm wie zu sich selbst sprach, nur mit dem süßen Gefühl, das untrennbar vom Vertrauen ist. Als Renata an diesem Abend heimkehrte, fühlte sie ihr Herz wundersam erleichtert und erheitert. Das verdanke ich Forster! sprach sie zu sich selbst mit ihrer gewohnten Aufrichtigkeit. Er macht mich reden von Innen heraus, weckt gute Gedanken in mir, regt mich zum Nachdenken an über das was ich soll, erinnert mich an meine arme Diane; — er hat sich sehr ausgebildet seit Frankfurt! oder vielleicht beachte ich ihn mehr. — — Dann setzte sie sich hin und schrieb an Diane, mit vollem Herzen, wie sie es nur bei dieser Schwester gewohnt war. Sie stellte sich deren enge Häuslichkeit recht idyllisch

beglückend vor, wie das die Menschen fast immer thun, die nie im Kampf mit den Realitäten der Häuslichkeit gewesen sind und ungefähr im Styl jener französischen Königin sagen: „Ach, die Armen haben kein Brot! da müssen sie Kuchen essen.“ Ihr ward ganz warm und sehnsüchtig um's Herz bei den Bildern bescheidenen, friedlichen Glücks, die ihre Phantasie ihr vormalte, und sie bat Diane dringend, ihr doch recht ausführlich ihre ganze häusliche, mütterliche, eheliche Seligkeit zu beschreiben. — Eusebien sagte sie nichts darüber. Sie wußte, daß dieser jede Erinnerung an Diane peinlich war.

Nach und nach machte es sich ganz von selbst, daß Cecil den Einfluß auf Renata bekam, den sie längst über ihn gehabt. Es waren scheinbar nur Kleinigkeiten, aber aus feinen kleinen Fasern ziehen die Blumen Leben ein. Er vermogte sie, wieder regelmäßig Musik zu treiben.

„Das ist doch wenigstens eine Beschäftigung, sagte er, und obenein eine solche, die Ihnen durch Ueberwindung von Schwierigkeiten Reiz bietet, und hernach in der Ausübung Andern unsäglichen Genuß bereitet.“

„Ich will es versuchen!“ sagte Renata. Aber es ward ihr unmäßig schwer. An die Musik

knüpften sich ihre liebsten und traurigsten Erinnerungen. Aus den Tönen stieg Emmerich's Bild so unabweislich empor, wie in den Märchen, durch gewisse Zaubersprüche hervorgerufen, aus magischen goldnen oder krystallenen Schaalen, geliebte Gestalten herauf beschworen werden. Was sie zusammen gesprochen, wie er sie angesehen, wo er gestanden, jede seiner Mienen und Geberden, ach Alles! Alles was hinter dem langen Schleier der Jahre verborgen lag, tauchte auf, klopfte an ihr Herz, schmiegte sich wie mit warmen weichen Flügeln um ihre Seele, und versenkte sie in jenen Zustand träumerischer Extase, wo das ganze Empfindungsvermögen nach Innen gekehrt, sich zu einem Sonnenpunkt konzentrirt, der das Wesen zugleich durchglüht und vernichtet. Dieser Zustand hat seine unaussprechlichen und unbeschreiblichen Süßigkeiten, verschlingt die Zeit, hebt über den Raum hinweg, füllt die gähnenden Klüfte der Wirklichkeit ich weiß nicht mit welchen unirdischen Elementen, und ist vielleicht Vorschmack, Ahnung, von einer künftigen Welten angehörenden Seligkeit. Schon jetzt wäre es Seligkeit, wenn kein Erwachen darauf folgte! aber jetzt machen Ahnungen den armen, dumpfen, eingekerkerten Menschengeist nicht klar, sondern verwirrt, und die Hand,

die ihm aus den Wolken herab seinen Weg zu weisen schien, war eben auch nur eine im weiten Himmelblau verschwimmende Wolke. Um diesen Zustand zu kennen, muß man zugleich sehr glücklich und sehr elend gewesen sein. Das Glück allein, der Schmerz allein genügen nicht. Er ist die Grenze, wo jenes die Unersättlichkeit, und dieser den Stachel verliert, und wo Beide zu einem leuchtenden Sternbild verschmelzen. Es ist schwer, sich aus diesem Zustand aufzuraffen, wenn man, in die Wirklichkeit zurücktretend, in der Nektar-Trunkenheit einen Nachgeschmack des Wermuths zu erwarten hat. Es gehört dazu eine Willenskraft, die nur denen nicht außerordentlich erscheinen wird, welche so glücklich waren, sie für diesen Fall nicht zu brauchen.

Renata hatte in den letzten Jahren wol die Musik sehr vernachlässigt und sie, wenn auch für Andre, doch für sich selbst nie mit rechter Freudigkeit betrieben. Die Abendstunden, die ehedem durch die Musik so lieblich ausgefüllt waren, die ihr durch den Umgang mit dem Genius der Tonkunst Ersatz für ihre Abgeschiedenheit von den Menschen boten, waren jetzt stumm und leer für sie. Ist es aber nicht feig, die Geister der Vergangenheit, die doch keine Eumeniden für mich

sind, dermaßen zu fürchten, daß sie mir gewisse Stunden gleichsam in den Bann thun? fragte sie sich selbst, als sie Cecils Mahnung überdachte. Heute will ich doch versuchen mit ihnen in die Schranken zu treten, um zu sehen was stärker ist: ihre Gewalt oder mein Wille.

Sie setzte sich an den Flügel und, wie immer während der ersten Viertelstunde war ihr zu Muth als steige sie in ein laues erquickendes Bad, als thue sie tiefe Athemzüge in einer frischen Bergluft. Aber sobald sie auf diese Weise gekräftigt und beschwingt war, ging der Geist seine eigenen Wege, verließ den Faden der vorliegenden Composition, erging sich in freien Phantasien, bis er, abermals nach einer Viertelstunde etwa, den Dienst der Hände nicht mehr brauchte. Dann verhallten allmälig die Töne, dann lehnte sie sich leise mit übereinander geschlagenen Armen, mit gesenktem Haupt, mit sinnendem lauschenden Ausdruck zurück, und wenn sie dann nach einer Zeit, von der sie nicht wußte, ob sie durch Minuten oder Stunden gefüllt worden sei, wieder zur Besinnung kam und ihres Flügels gedachte, so war das nur — um ihn zu schließen mit dem halb wehmüthigen und halb bittern Gefühl, daß er ihr fortan ungenügend sei.

Aber heute dämmerte es in ihren bewußtvollen Traumzustand wie ein Streiflicht des Tages hinein: Renata! besinne dich! wach' auf, Renata! laß dich nicht in diese unsichtbaren Fesseln schlagen! — Was thut es? entgegnete eine andere innerliche Stimme, was bringt es mir für Triumph, für Genuß, für Ehre, ob ich meine Finger im Geklimper übe, und was für Schmach, wenn ich es nicht thue? — Nicht die Finger übst du, Renata! lautete die Antwort, sondern den Willen, und den nicht zu beherrschen ist immer eine Schmach.

Renata fuhr auf vor diesem innern Zwiegespräch streitender Gewalten. Sie sah nach der Uhr und sagte ganz laut und nachdrücklich: Wenn diese Uhr eilf schlägt, so wirst du dich ernsthaft und arbeitsam zur Musik setzen, Renata! sonst bist du wahrlich allzu erbärmlich. — Und sie that es. Sie spielte anderthalb Stunden mit einer so unerhörten Anstrengung, daß ihre Stirn brannte und ihre Nerven zuckten. Aber sie spielte, und als sie erschöpft und athemlos aufsprang, sagte sie traurig: O Emmerich, siehst Du wol wie ich gegen Dich kämpfen kann? Allein sie fühlte doch, daß dieser Kampf eine Erhebung über den Schmerz, kein stupides Aufgeben desselben sei.

Als Cecil ihr am andern Morgen sagte, er habe sich recht gefreut, sie bis nach Mitternacht spielen zu hören, lächelte sie melancholisch und antwortete nichts. Aber fortan blieb es dabei; in tiefer Nacht rauschten ihre wundervollen Töne wie fremde entfesselte Geister durch die Stille, und Cecil, der zu der Stunde abgemattet von aushölender Langerweile aus den Soiréen zu kommen pflegte, ging dann auf der Terrasse auf und nieder, um Ohr und Seele wieder harmonisch stimmen zu lassen. Eusebie, die häufig noch später als er, mit ihrem Mann, jedoch ohne dies Gefühl von innerer Leere und nur schläfrig zurückkehrte, bemerkte einst seine nächtliche Promenade und sagte am andern Morgen zu Renata in einem Ton, der Verdruß schlecht hinter Scherz verbarg:

„Ich habe gestern Deinen getreuen Knappen die Waffenwacht halten sehen, also darf er wol bald des Ritterschlages gewärtig sein?“

Renata antwortete schnell gefaßt und gleichmüthig: „Wer den Damen huldigt, ist von Hause aus Ritter.“

„Darin allein besteht die Ritterlichkeit und die besitzen wir von Gottes Gnaden,“ bekräftigte Sternfels.

„Du benimmst Dich gegen Renata mit einer

beispiellosen Schwäche! warf Eusebie später ihrem Mann vor. Du solltest doch die Welt genug kennen, um zu wissen, wie sehr uns eine schlechte Heirath in ihren Augen herabsetzt, und daher Alles thun, um sie vor einer so unsinnigen Handlung zu bewahren."

„Lieber Schatz! entgegnete er mit seinem unveränderlichen jovialen Gleichmuth, eine Heirath, und sei sie auch noch so unsinnig, ist eine Sache, von der sich kein Mensch mit Sanftmuth und Ueberredung abbringen läßt; am wenigsten eine Frau. Die Damen haben in diesem Punkt einen Willen von Erz, den der Widerspruch erst recht zum Widerstand aufreizt. Giebt man ihnen aber nach, so lassen sie häufig von selbst die Sache fallen; — das ist meine Taktik. Du nimmst diese viel zu pathetisch — meines Erachtens! Frauen wie Renata lieben auch ihre Freiheit, mögen gern nach ihrem eigenen Kopf handeln, das hält der Ehelust einigermaßen die Wage, und so mag es denn wol einen kleinen Roman geben, aber schwerlich eine Heirath."

„Deine Frivolität ist wirklich empörend! rief Eusebie. Wie kann ein Mann, ein Greis! einem Verhältniß, das Du Roman zu nennen beliebst, Vorschub leisten wollen!"

„Aus angebornem Interesse für alle Herzensangelegenheiten, mein Kind! entgegnete Sternfels gleichmüthig spottend. Sollte ich die Schwäche haben, darin zu weit zu gehen, so stehen mir Deine strengen Prinzipien schützend zur Seite, denn ohne Erbarmen rotten sie mit Stumpf und Stiel all' die zarten Liebesblüten aus, die ich, das gesteh' ich! mit großem Wohlgefallen keimen sehe."

„Unbegreiflich! rief Eusebie; für dies Gemisch von Sentimentalität und Sinnlichkeit, das die Leute Liebe nennen, hab' ich nicht die geringste Sympathie. Es widert mich an. Man heirathe sich — und damit Punktum! nur nicht viel von Liebe gefaselt! Daß ich für die ernste Renata nicht an solche Faselei denken kann — versteht sich von selbst, und ebenfalls, daß diese Heirath mir unerträglich sein muß."

„Da man aber zu heirathen pflegt — nicht um seine Schwester, sondern um sich selbst glücklich zu machen: so würd' ich Dir doch rathen, Dich auf dies Ereigniß vorzubereiten, mein Schätzchen, sei es mit Forster oder mit einem Andern, der Dir eben so sehr mißfallen dürfte; — denn ich glaub', ich glaube, daß Dir erst der Freier gefallen wird, der sich in zehn Jahren für die Mimi meldet, und daß Du Deiner Schwester höchstens

einen Gemal gestattest, der etwa ein Dutzend Jährchen mehr zählt als Dein unterthänigster Knecht. Spräche ich nicht zu einem Muster aller Tugend, so würd' ich fragen: Sollte Dich der Neid dazu veranlassen? — Jetzt aber finde ich nur ein höchst schmeichelhaftes Compliment für mich darin."

Eusebie erröthete vor Zorn und Ungeduld und sagte mit Indignation: „Statt die guten Grundsätze Deiner Frau zu schätzen, verspottest Du sie. So seid Ihr Männer! Ach, Renata sollte Gott inbrünstig für ihren Wittwenstand danken! sie weiß nicht, welch' Heil ihr damit bescheert ist."

Wenn sich Eusebie in die Sprache der Andacht verlief, so wußte Sternfels, daß es Zeit für ihn sei, zu schweigen. Jeden Widerspruch, den er sich dann noch erlaubte, nannte sie eine Beleidigung Gottes und eine Verspottung der Religion, und die Szene wurde fulminant. Er schwieg gern ehe es dahin kam, natürlich — ohne seine Meinung aufzugeben.

Cecil mußte in der nächsten Woche auf vierzehn Tage nach Turin. Er fürchtete, Renata werde während seiner Abwesenheit wieder ganz in ihre einsamen und schwermüthigen Allüren verfallen, und obwol es ihm eine Befriedigung sein mußte,

daß sie seiner bedurfte um sich dieser Stimmung zu entziehen, so that es ihm doch allzu leid, sie mißbehaglich zu wissen, als daß er nicht einen Versuch zu ihrer Zerstreuung machen sollte. Er malte ihr die Gesellschaft mit äußerst lebhaften und gewinnenden Farben aus, beschrieb einige Personen als wahre Typen von Liebenswürdigkeit; andere, als unvergleichlich ergötzliche Karrikaturen; noch andere, höchst unterhaltend durch ihre Originalität: so daß Renata den Entschluß aussprach, diese amüsanten Menschen kennen zu lernen.

„Aber Sie müssen sie studiren! sagte Cecil. So beim ersten Blick offenbaren sich ihre Eigenthümlichkeiten nicht.“

„Desto besser! entgegnete sie, dann habe ich in der Gesellschaft eine wahre Unterhaltung, der ich nicht leicht überdrüssig werde. Ich will versuchen, den Carneval mitzumachen, und gleich heute auf dem Ball beim Gouverneur debütiren.

Eusebie war sehr zufrieden mit Renata's Entschluß. Sie glaubte darin eine Art von Bruch mit Cecil wahrzunehmen, denn er ging nächstens nach Turin und Renata in die Gesellschaft: aus dieser Trennung ließ sich Hoffnung schöpfen. Ueberdas gefielen ihr einige junge Männer so gut, daß sie nicht zweifelte, sie würden auch Renaten genug

gefallen, um gegen Cecil in die Schranken treten zu dürfen; — und ist ihr Interesse nur erst getheilt, folgerte Eusebie, so wird es auch bald ganz verschwunden sein, wohingegen die Theilnahme für einen einzigen Gegenstand immer etwas gefährlich ist, weil sie zur ausschließlichen Beschäftigung mit ihm auffordert.

Renata erschien auf dem Ball. Cecil war früher hingegangen um sie eintreten zu sehen, hatte auch ihre Ankunft verkündet, die, als eine neue Erscheinung, dann auch sogleich besprochen wurde. Ob sie krank gewesen und hergestellt ist? ob sie eine Erbschaft gemacht hat? ob sie sehr voll Launen stecken mag? ob sie ein Pariser Kleid erhalten hat? ob dies? ob das? — so muthmaßte man nach Herzenslust, und Forster sollte erklären, wie das plötzlich gekommen sei. Er entschied sich, natürlich unter dem Siegel des Geheimnisses, für eine ganz plötzliche, stupende Erbschaft, und belustigte sich außerordentlich über den Eindruck, den diese Nachricht auf die junge Männerwelt hervorbrachte. Sie war kaum eingetreten, als sowol er als Sternfels genug zu thun hatten, um ihr alle Aspiranten vorzustellen. Man fand sie — nicht schön; für ihre Art von Schönheit konnten diese Leute kein Auge haben! aber süperb! aber von

königlicher Haltung! aber von unbegreiflich graziöser Leichtigkeit der Bewegungen! Sie war in weißen Atlas gekleidet, ohne Schmuck von Blumen oder Steinen, nur ihr Haar war mit Nadeln von Türkisen aufgesteckt. Ob im Carmeliterhabit, ob in der Atlasrobe — immer sah sie so wundervoll einfach aus, und immer ganz gleich, als Beweis, daß der Anzug durchaus nebensächlich für sie war. Natürlich konnte nur Cecil, wenigstens nur er mit Freude, dies bemerken; die meisten Männer lieben eine Frau um desto mehr, je brillanter sie ist, und auch er hatte früher seine Huldigungen als schuldigen Tribut für die reichsten Diamanten und die eleganteste Toilette dargebracht.

Als er Renata so sehr umringt sah, tanzend, sprechend, ziemlich lebhaft und freundlich, und als sie sich gar nicht um ihn bekümmerte, überfiel ihn eine Art von Furcht vor seiner möglichen Inferiorität, und er verglich sich mit den übrigen Männern nicht ohne Besorgniß. Er war wol eitel — denn es giebt keinen Mann, der in diesem Punkt nicht mit der eitelsten Frau, und oft siegreich rivalisiren dürfte; — indessen, um seiner Schönheit wegen auf Liebe zu hoffen: dazu muß ein Mann nicht bloß eitel, sondern von beträchtlicher Erbärmlichkeit sein; und dazu war Cecil auch viel zu stolz.

Also blieben ihm nur gewisse äußere Vorzüge der Bildung oder Stellung, die er denn doch zwischen so manchen reichen und eleganten Männern aus großen Familien nicht allzu hoch in Anschlag bringen durfte. Das ist klar, sagte er zu sich selbst, wenn sie nicht verstände in's Innerste der Seelen zu schauen, und noch dazu mit einem ganz divinatorischen Blick: so würde ich in der Masse untergehen! — Er langweilte sich ungewöhnlich, obgleich er wie gewöhnlich tanzte, und auch mit den nämlichen Frauen, den angenehmsten und reizendsten in der Gesellschaft. Er war dermaßen zerstreut, daß er gänzlich eine Fähigkeit verlor, welche alle Männer in einem staunenswerthen Grade besitzen, nämlich die: Möge ihr Herz noch so erfüllt von einer Neigung, Leidenschaft oder Liebe sein, so hindert sie das nicht, sobald sie unter vier Augen mit einer hübschen Frau sind, ihr alle möglichen Schmeicheleien, Fadaisen, Süßigkeiten und Complimente mit wunderbarer Freiheit der Haltung und des Ausdrucks vorzutragen. Und wo ist man mehr unter vier Augen als beim Tanz? Bei Frauen findet man viel seltner dies Talent der — Abstraction. Sie sind immer voller des Gegenstandes, beherrschter durch ihn; daß sie es g a n z sind, ist auch selten genug. Aber der

Mann ist es nie! und wenn er es zu sein scheint, so ist das in Momenten intenser Leidenschaft, um das Geliebte in die eigene Sphäre hinein zu ziehen. Aus der seinen heraus tritt er nie. Er hat immer ein Ich. Die Frau nicht — wenn sie liebt. Ich behaupte nicht, daß dies ein Vorzug für sie sei. Ach nein! es geht ihr oft so übel damit, daß es aussieht wie ein Fehler. Es ist die Beschaffenheit ihrer Natur.

Cecil besaß im höchsten Grade das Talent, in allen Stimmungen bei Frauen die größte Unbefangenheit an den Tag zu legen; doch am heutigen Abend gelang es ihm nicht, weil er beständig durch den Gedanken zerstreut wurde, weshalb Renata kein Wort, keinen Blick für ihn habe. Dazu die ewigen Fragen der Damen: „Wie finden Sie die Gräfin Dobenegg? — Bewundern Sie denn auch die Gräfin Dobenegg so heftig wie Der und wie Jener? — Sie kennen ja wol längst die Gräfin Dobenegg?" — Dies insipide Mühlradgeklapper um denselben Gegenstand in seiner äußersten Oberflächlichkeit sich drehend, schien ihm so absurd und betäubte ihn dermaßen, daß er seine ganze Selbstbeherrschung zusammen nehmen mußte, um keine verdrießlichen oder impertinenten Antworten zu geben. Endlich, um drei Uhr, als die Gesellschaft sich

auflöſ'te, kam er wieder in Renatas Nähe, und ſie ſagte ſcherzend:

„Sie haben während des ganzen Abends ſo übernatürlich maussade ausgeſehen, daß ich die Damen recht bedauert habe, mit denen Sie tanzten.“

„Gott ſei Dank! rief Cecil höchſt erfreut; dies iſt das erſte vernünftige Wort, welches ich im Lauf des Abends höre, und Sie ſehen wie es mich auf der Stelle verklärt.“

„Sie machen geringere Anſprüche, als ich Ihnen zutraute!“ entgegnete ſie lächelnd.

„Gering? .... Und Sie haben mich beachtet? und Sie haben trotz meiner reſpectuöſen Entfernung meine Stimmung bemerkt? .... Und das ſoll mich nicht verklären?“

„Bah! unterbrach ihn Renata ungeduldig. Fangen Sie doch nicht an, wo die Übrigen aufgehört haben! Ich bin ja ſchon halb ertränkt in dem Honig der Fadaiſen, die mir nun einmal ein Greuel ſind. Ich weiß wol, daß ſie halb und halb zur guten Erziehung gehören; aber ich bin in dieſem Punkt etwas bäuriſch. Macht man dem Bauern Complimente, die er nicht verſteht, ſo bildet er ſich ein, man mache ſich über ihn luſtig, und wird grob. Mir geſchah es ehedem wol auch, daß ich ein wenig impertinent wurde, und den

Leuten sehr trocken meine Meinung sagte. Das habe ich mir abgewöhnt am Schleifstein der Gesellschaft; aber die Gesinnung ist dieselbe geblieben. Und zwischen uns muß es durchaus in meinem alten aufrichtigen Ton fortgehen."

Sie grüßte ihn freundlich, und Cecil verließ den Ball doch nicht ganz so gelangweilt, wie er bis dahin gewesen war. Am andern Morgen war Renatas erstes Wort, als sie kaum zu Pferde saß und mit ihm fortritt:

„Mystifikationen sind mir unangenehm! was beabsichtigten Sie denn eigentlich? Wollten Sie sehen, wie ich mich auf einem Ball benehme und ausnehme? Wollten Sie meine Menschenkenntniß prüfen? Wollten Sie mein Vertrauen auf Ihr Urtheil auf die Probe stellen?"

„Nichts von dem Allen! entgegnete Cecil trocken. Ich wünschte, daß Sie nicht von Hause aus mit dem Vorurtheil, nur Langeweile zu finden — sondern mit einer kleinen Spannung, mit dem Glauben an die Möglichkeit der Unterhaltung, in die Gesellschaft treten mögten; denn was man mitbringt regt zuweilen zu einem glücklichen Fund an, ist ein Magnet, woran das Eisen hängen bleibt; ist eine Wünschelruthe, die verborgene Quellen hervorsprudeln läßt."

„Nun, dann hab' ich ganz umsonst Magnet und Wünschelruthe gehandhabt! erwiderte Renata lachend. All' Ihre gepriesenen Sommitäten sind mir, trotz vorgefaßter guter Meinung, so ziemlich wie Nullitäten vorgekommen; — meinetwegen liebe, charmante, glatte Leute; aber wenn Sie nur wüßten wie die charmanten Leute mich langweilen, weil ich, so wie sie nur den Mund öffnen, im Voraus weiß, was sie mir sagen werden: so würden Sie begreifen, daß ich keine Freude an ihnen haben kann."

„Aber, Gräfin! welch' eine unerhörte Prätention, Freude an den Menschen haben zu wollen! der Umgang mit ihnen soll uns in allerlei Fertigkeiten üben, soll uns nachsichtig für Andre, aufmerksam auf uns selbst machen, soll uns hüten schroff absprechend, einseitig befangen, blind eingenommen für unsre Meinungen, Urtheile, Ansichten zu werden, soll uns innerlich klar und fest, äußerlich geschmeidig machen, soll unsre Schule sein, nicht unser Paradies! und in dieser Beziehung finde ich es nicht Recht, daß Sie Sich so sehr isoliren."

„Ich stehe unabhängig und allein in der Welt!" unterbrach ihn Renata.

„Eben darum! fuhr Cecil fort; Ihre Unabhän=

gigkeit reißt ja ohnehin schon eine Kluft zwischen Ihnen und den Menschen. Machen Sie diese nicht absichtlich noch weiter! entfremden Sie Sich nicht ganz der meinethalben! kleinlichen und winzigen Interessen; nehmen Sie daran Theil wie Eltern an den Spielen der Kinder: um deren Charaktere kennen zu lernen. Wenn Sie das nicht thun, wenn Sie fortfahren Sich den Menschen gegenüber immer in einer abwehrenden Stellung zu halten, so wird Ihnen nach und nach ein Unbehagen daraus erwachsen, das zuletzt in Menschenhaß, und sehr leicht in Menschenscheu ausarten kann."

„Ja ja! entgegnete Renata, so sprach Charlotte, so spricht Eusebie, so sprechen Sie! ich soll werden wie Allewelt: dann bin ich Euch weniger unbequem."

Sie trieb ihr Pferd an, und ritt sehr rasch auf der Chaussee unterhalb St. Pons, dem stattlichen Benediktinerkloster, nach dem Château de St. André fort.

„Da Mimi heute ihres kleinen Unwohlseins wegen uns nicht begleitet, sagte Renata, so wollen wir doch endlich einmal die Grotte besuchen, die ich noch nicht gesehen habe, aus Furcht, das wilde Kind könne dabei in's Wasser fallen."

Cecil war sehr damit zufrieden, und so stiegen sie denn in die grottenhafte Felsenhöhle hinab, über die der kleine wilde Gebirgsbach kaskadenartig fortstürzt, der weiter abwärts die Mühle des Schlosses treibt, und noch weiter abwärts, bei St. Pons, in den Paglione sich ergießt. Renata war nicht sehr von dieser Expedition befriedigt, wie das den meisten Fremden bei den Curiositäten von Nizza gehen mag. Sie sagte:

„Die Natur ist hier zu großartig, um durch ihre Spielereien Effekt zu machen.“

Dann schlug sie Cecil vor, von der Cypressen-allee aus, jenseits des kleinen Stromes, das Schloß zu zeichnen, das malerisch genug auf dem Felsen liegt. Sie setzte sich zu ihm und sagte, sie wolle ihm seine Kunst ablauschen. Cecil machte eine wunderhübsche Skizze. Sie sah ihm dabei auf die Hand und meinte, es müsse kinderleicht sein, weil es sich so leicht anschaue. Er bat sie, es zu versuchen; sie nahm auch den Bleistift und das Buch, und zeichnete ein Paar Striche. Dann legte sie es fort und rief:

„Dieses Gekritzel ist eine Schmach für Ihr schönes Album!.... Vergebung! — Aber morgen schaffe ich mir ein eigenes an, und lege darin meine Kunstwerke nieder. Das muß wirklich eine

amüsante Beschäftigung sein, die so leicht aussieht, und doch ihre großen Schwierigkeiten hat."

Als sie nach mehren Stunden wieder zu Pferde stiegen fragte Cecil:

„Darf ich eine Frage thun?"

Renata hielt vor Erstaunen ihr Pferd an und sagte mit großen Augen: „Aber freilich!"

„Glauben Sie — um Ihren Ausdruck zu gebrauchen, daß Sie mir während dieses Morgens unbequem gewesen sind?"

Renata zuckte die Achseln als wollte sie sagen: alberne Frage! — und sagte trocken: „Nein!"

„Glauben Sie, daß ich lieber wie gestern mit Ihnen auf einem Ball — oder wie heute hier bin?"

„Natürlich wie heute!" rief sie ungeduldig.

„Dennoch, Gräfin, würde es mich fast glücklich machen, wenn Sie Ihre einsiedlerischen Gewohnheiten etwas begrenzen wollten."

„Wahrscheinlich damit ich während Ihrer Turiner Reise nicht etwa menschenscheu werde?" fragte sie ein wenig spöttisch.

„Verdenken Sie es mir, daß ich Ja sage?"

„Allerdings! denn Ihnen habe ich nie das allergeringste Zeichen von misanthropischer Gesinnung gegeben. Sie waren mir immer ...." —

„Nun, Gräfin, sein Sie einmal recht aufrichtig! was war ich Ihnen immer?"

„Angenehm, sagte Renata sanft und ritt weiter. Nach einer Pause hub sie wieder an: Alles wohl erwogen, werde ich mich nicht gegen die Menschen absperren! Sie haben ganz Recht: ein Extrem ist so schädlich als das andre. Auf die Gefahr hin, enorm frivol zu werden, — denn man kann leichter aus sich heraus und in die Welt, als wieder in sich hinein — sollen täglich ein Paar Abendstunden der Gesellschaft gehören; und so dürfen Sie, hoffe ich, ohne Furcht vor meiner etwaigen Verwilderung getrost nach Turin gehen, und getrost wiederkehren."

Cecil verbeugte sich dankbar. Ihm wurde ganz leicht und froh zu Muth; — so, als sei etwas besonders Liebliches hinter dieser sanften Versicherung verborgen. Als er abgereis't war, als Eusebie Renata in ganz veränderter Stimmung fand, sagte sie zu ihrem Mann:

„Es ist etwas zwischen den Beiden vorgefallen .... davon bin ich überzeugt! Forster geht fort, und von dem Augenblick an nimmt Renata Theil an der Gesellschaft und zeichnet den ganzen Morgen mit einem Lehrer, und so eifrig, als wolle sie sich recht absichtlich zerstreuen, und vielleicht

auch .... ihre heimliche Verstimmung verbergen. Gottlob, daß diese Gefahr vorüber ist! Ich hoffe, sie nimmt sich künftig mehr in Acht."

„Ah bah! rief Sternfels; was wird denn vorgefallen sein? höchstens eine kleine broullerie, wie das zuweilen kommt, ehe man sich ganz verständigt hat. Das wird bei seiner Rückkehr in der Freude des Wiedersehens geschehen."

„Ach, Sternfels! wie bist Du grausam gegen meine Wünsche und Hoffnungen!" — erwiderte Eusebie etwas zu tragisch.

„Liebes Kind! rief er ungeduldig, Du weißt, daß ich ganz desperat werde, sobald Du Dich in die Sentimentalität wirfst. Katzen und Sentimentalität — das sind die zwei Dinge, die mich in Gottes weiter Welt aus dem Häusel bringen, — wie man bei Euch in Schwaben spricht; — also verschone mich, und sprich mir einfach von Deinen Wünschen und Hoffnungen."

„Ich wünsche, sagte Eusebie äußerst trocken, daß Renata die Mimi an Kindesstatt adoptire und ihr Vermögen, oder wenigstens den größten Theil desselben, dem Kinde vermache. Deshalb bin ich gegen jede zweite Heirath; denn meine Tochter steht mir näher als meine Schwester. Ich hoffe Du

begreifst das genug, um es nicht Sentimentalität zu nennen."

„Allerdings! das ist verzweifelt klar und unumwunden. Nur glaube ich, daß Renata sich selbst näher steht, als ihrer Nichte, und andre Plane hat."

Eusebie zuckte schweigend die Achseln.

6. An der Ostsee.

Während zwei Schwestern an den lauen Küsten des mittelländischen Meeres, in der lieblichsten und reichsten Natur und in der elegantesten Gesellschaft, von Allem umgeben was Luxus und Bequemlichkeit erheischen, den Winter verbrachten: lebte die dritte in durchaus verschiedenen Umgebungen und Verhältnissen in einem winzig kleinen, traurigen Städtchen in Pommern, nicht fern von der nebligen Küste der Ostsee. Dieser fürchterlich dicke übelriechende Nebel machte den trüben und kurzen Februartag noch trüber als er ohnehin schon war, denn es lag kein glänzender, frischer Schnee, sondern eine gewisse graue, tonlose Desolation über die Erde gebreitet. Grau und todtenstill waren die schmalen, schlecht gepflasterten Gassen; grau und todtenstill die kleinen aus Fachwerk schlecht gebauten und schlecht gehaltenen Häuser, die alle nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoß und hohe steile Dächer hatten. Um den First dieser Dächer

flogen Krähen — denn es war Abend-Dämmerung — und setzten sich zum Schlaf darauf zurecht. Die meisten flogen um den Kirchthurm, der sich formlos aus dem dicken Nebel erhob, und ihr monotones rauhes Gekrächz unterbrach kaum die drückende Stille. Zuweilen erscholl ein großer Lärm; das war, wenn eine Hausthür aufging und die schrillende widerliche Schelle in Bewegung setzte, die in den kleinen norddeutschen Städten an ihr angebracht zu sein pflegt — als Maßregel der Vorsicht oder der Neugier, allen Hausbewohnern anzeigend, daß Jemand ihre Schwelle besucht oder verläßt. Dann erschien eine Magd und ging träg und schwerfällig zum Brunnen an der Straßenecke um Wasser zu holen und um den Gefährtinnen zu klagen, wie streng die Frau sei, und wie geizig der Herr, und wie ungezogen die Kinder. Oder eine andre ging etwas eilfertiger zum Bäcker um Zwieback zu holen, denn die Frau Burgemeisterin wollte die Frau Doctorin zum Thee besuchen, wie bei der Gelegenheit die dicke Bäckerin durch die Magd erfuhr — wenn sie es nicht ohnehin schon wußte, was viel wahrscheinlicher ist. Aber sie ließ es sich dennoch mit großem Interesse zum zweiten Mal erzählen; denn dergleichen Leute besprechen lieber hundert Mal die nämliche, die

allergleichgültigste Sache, als daß sie schweigend ihr Geschäft vollzögen. Oder ein ehrsamer Bürger ging mit seiner Pfeife, deren Spitze neugierig aus seiner Rocktasche in die Welt hineinschaute, zu seinem Gevatter; oder eine Gevatterin kehrte beseligt von ihrem Klatschkaffee heim, um den Kindern die Abendsuppe zu kochen, die sie vielleicht versalzte, weil sie den Kopf überfüllt hatte mit den wichtigsten Notizen über Küchen-, Keller-, Geldbeutel-, eheliche und sonstige Verhältnisse sämmtlicher Stadtbewohner. Was aber einen ganz unerhörten Lärm machte war, wenn einige Knaben, nachdem sie die lästigen Schularbeiten beseitigt hatten, aus ihren Häusern sprangen, sich in einen Trupp vereinigten und auf den Marktplatz liefen, um Murmel zu spielen, oder auch zu Zweien vor ihren Thüren mit rothen Nasen und violetten Händen „Kopf oder Schrift“ mit Pfennigen spielten.

Weder Krähen noch Mägde, weder Knaben noch Gevatterinnen zogen den Blick der Frau auf sich, die im Fenster eines Hauses neben der Kirche saß, und starr in den Nebel hinausschaute. Diese Frau war Diane, die schöne, reizende, elegante, fröhliche Diane! Wer es nicht wußte, hätte sie nie erkannt, denn nicht verändert war sie in diesen sieben Jahren, sondern ruinirt. Sie erwartete ihr siebentes

Wochenbett; sie hatte fünf Kinder, das sechste war todt. Aber nicht die vorübergehende Mattigkeit und Abspannung dieses Zustandes bewirkten dies Aussehen, machten ihre Bewegungen so schwer, ihre Züge so welk, ihr Auge so todt, ihr Antlitz so fürchterlich mager und verfallen; sie sah hauptsächlich abgehärmt, vergrämt, und ebenso seelenmüde als körperkrank aus. Ihr Anzug, ihr Zimmer, ihre Kinder, ihr ganzes Haus trugen den Stempel einer an Verwahrlosung streifenden Unordnung. Nichts lag und stand und saß und ging wie es sollte! Sie trug ein Kleid von Mousseline de laine, maigrün mit bunten grellen Blumen übersäet, immer geschmacklos, doch in ihrem gegenwärtigen Zustand, der ein schlichtes dunkles verhüllendes Kleid begehrte, höchst widerlich auffallend. Ihr Mann, der die heitern Farben dermaßen liebte, daß er sein Haus wenigstens aprikosenfarben anstreichen ließ, da sich sämmtliche Nachbaren gegen die projectirte Rosenfarbe erklärten; — ihr Mann hatte ihr dies Kleid geschenkt, das farbenreichste, welches die Modewaarenhandlungen in Stralsund auftreiben konnten, und zwar mit der Bemerkung: es gefalle ihm so, weil es wie eine blumige Wiese aussehe — was denn auch freilich ein sehr passender Vergleich war, und nur

leider nichts zur Schönheit des Kleides beitrug. Ihr kleiner welker Kopf, der fast ganz seinen lieblichen Schmuck einer reichen blonden Lockenfülle verloren hatte, hob sich recht kläglich aus diesen schreienden Farben heraus. Ihr Zimmer offenbarte die Spuren früherer Elegance; ein schöner, aber ganz verbrauchter Teppich bedeckte den Fußboden. Die Kinder krochen darauf herum, Kegel spielend, Butterbrot essend, die Finger am Teppich, den Mund an den Vorhängen abwischend, fünf hübsche rothbackige Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen, so ungezogen, wie verzogene Kinder zu sein pflegen. Mit deren Spielwerk waren Tische und Stühle bedeckt, auch mit verschiedenen Gegenständen, die sie als Spielwerk brauchten, mit den Büchern des Vaters, mit den Schlüsseln der Mutter, mit einer Menge von Kleinigkeiten, die man immer zu gebrauchen pflegt, und die man beständig suchen mußte, weil sie beständig von ihnen verschleppt wurden. In diesem Gewühl, dieser Confusion, diesem Geschrei vegetirte die arme Diane, denn man kann nicht sagen, daß sie wirklich darin lebte. Die Zustände waren ihr dermaßen über den Kopf gewachsen, daß sie gänzlich den Kopf verloren hatte und die Dinge gehen ließ, wie sie wollten. Es entfärbt sich wol das Leben

für Manche, für die Meisten! die Rosenlauben der Jugend verblühen schnell, und wer sich nicht rings umher einen tüchtigen Kraut- und Gemüsegarten angelegt hat, ist sehr zu beklagen! aber ein solches Verblühen und Entfärben, wie in Dianens Existenz, tritt zum Glück für Wenige ein. Dianens schwache, weichliche, unpraktische Natur sträubte sich nicht gegen die gebietende Nothwendigkeit; ach nein! sie hatte den besten Willen, aber ihr fehlten Einsicht, Ausdauer, Überblick. Sie war nicht das, was jede Frau sein sollte, in den glänzendsten wie in den beschränktesten Verhältnissen: sie war keine gute Wirthin. Überdas hatte sie einen dermaßen heftigen Sturz aus dem Himmel ihrer Hoffnungen auf den rauhen Boden der Erfüllungen gethan, daß sie sich nie davon erholen konnte.

Nach ihrer Scheidung ging sie nach Berlin, wo sie sich mit Hellmuth trauen ließ, und besorgte dort ihre ganze Einrichtung, die ihr ein Muster von Einfachheit schien. Sie hatte gar kein Vermögen, aber sie bewerkstelligte dies, indem sie verschiedene Toilettengegenstände und den Theil ihrer Garderobe verkaufte, der ihr zu prächtig für ihre neue Lage vorkam: zwei türkische Shawls, einen Zobelpelz, Kleider und Mantillen von Sammet, Brüsseler Spitzen. Sie bekam dafür 2000 Thaler.

Es hatte mehr als das Doppelte gekostet, und wäre sie nicht nothgedrungen so hastig mit dem Verkauf gewesen, so mögte auch sie mehr bekommen haben. Aber sie war selig, wie im Besitz der Schätze des Crösus, über ihre 2000 Thaler. Sie kannte den Werth des Geldes nicht. Graf Regensberg machte ihr so reichliche Geschenke mit Allem was die Toilette erheischt, und ihr Haus war zu Regensberg so lange auf einem gewissen feststehenden Fuß eingerichtet, der aus der Hauptkasse bestritten wurde, daß sie ihr Nadelgeld nur zu Almosen und zu Geschenken für alle Welt verbrauchte. Nie hatte sie eine solche Summe beisammen gehabt! — Hellmuth, der schon in der Zwischenzeit in seinem neuen Wohnort gewesen war, brachte ihr den Plan des Hauses mit, die Höhe und Breite der Zimmer, der Fenster, die Länge der Wände nach Fuß und Zoll genau berechnet; — und danach machte sie ihre Einrichtung. Als das geschehen, als Meubles, Tapeten, Hauswäsche, Porzellan und etwas Silbergeschirr besorgt war, hatte sie vier Zimmer äußerst nett und geschmackvoll eingerichtet, und noch 240 Thaler in Kasse. Hellmuths Gehalt als Nachmittagsprediger waren runde 500 Thaler. Diane war in der Admiration über sich selbst, daß sie so herrlich mit ihrem Gelde

hausgehalten und alle Einkäufe so wundervoll billig gemacht habe, und Hellmuth, der ebenfalls nichts von dem Werth dieser Dinge verstand, bestärkte sie durch sein Lob in ihrem Wahn.

„Nun muß ich auch für meine Beschäftigung sorgen, damit ich mich nicht langweile wenn Du arbeitest, lieber Philipp," sagte Diane. Nichts war natürlicher! nur waren ihre Beschäftigungen von der überflüssigsten und kostspieligsten Art! sie malte wunderhübsch auf Lindenholz, auf Perlenmutter, auf Sammet; Schachbrett-Tischchen, Arbeitskästchen, Sophapolster; sie stickte auf's Geschmackvollste in Seide und Chenille, sie nähte Tapisserie, sie strickte in Perlen — lauter Beschäftigungen, die sich weit besser für die Gräfin Regensberg, als für die Pastorin Hellmuth schickten.

„Jetzt hab' ich Vorrath an Material für wenigstens zwei Jahr! sagte Diane seelenvergnügt, als sie für 50 Thaler Nothwendigkeiten der Art gekauft. Jetzt wüßte ich aber auch wirklich nicht, was in der Welt wir noch zum Gebrauch wünschen könnten!"

„Ich eben so wenig!" rief Hellmuth. Zum Glück hatte er keine Schulden; das ist selten in diesen Verhältnissen! er hatte sie allmälig von seinem ziemlich bedeutenden Gehalt als Hofmeister bei den Regensbergischen Kindern abgezahlt.

Von dieser Seite wenigstens ganz frei und mit einer hübschen und bequemen Einrichtung versehen, langten sie in ihrem neuen Wohnort an. Ein Tapezier aus Stralsund hatte die Zimmer in Stand gesetzt, die Meubles geordnet, auf seine eigene Hand verschiedene Dinge herstellen lassen, die ihm ganz nothwendig schienen, um Einklang zwischen den vier Zimmern und dem übrigen Hause hervorzubringen, und dazu Maler, Tischler, Schlosser gebraucht. Diane billigte das vollkommen. Nur zuletzt erschrack sie über seine Rechnung. Indessen war ihr Haus jetzt sauber wie ein Puppenschränkchen — wie man zu sagen pflegt — und sie tröstete sich damit, daß dies Einmal und nie wieder nöthig sei. Mit unbeschreiblicher Zufriedenheit nahm sie Besitz von ihrem Hause, besuchte Küche und Keller, Bodenraum und Hühnerstall, Hof und Garten, war nicht im Stande zu beurtheilen, ob denn das Alles auch zweckmäßig eingerichtet, bequem, brauchbar sei, und sagte, nachdem sie dreiviertel Stunden mit Besichtigung ihres kleinen Eigenthums verbracht, sehr ermüdet und äußerst befriedigt zu Hellmuth, indem sie sich auf eine Chaise longue warf:

„Das ist Alles so wundervoll eingerichtet, so nah', so klein, so beisammen, daß ich mich nicht

von diesem Platz zu bewegen brauche, und es mit meinem kleinen Finger dirigiren kann!"

„Herrlich, mein Engel! sagte Hellmuth ebenso erfreut. Aber wann essen wir denn?"

„Ich denke, erwiderte Diane, daß für diese kleine Stadt vier Uhr zu spät sein würde .... doch drei grade Recht. Noch früher zu essen würde mir kaum möglich sein."

„Wozu auch? fragte Hellmuth. Jeder richtet sich ein wie es ihm bequem ist! ich werde bis zum Mittagessen meine Bücher auspacken."

„Und ich all' meine tausend kleinen Sächelchen an ihren bestimmten Platz bringen. Denn Ordnung muß sein, besonders wenn man nicht viel Dienstboten hat — nicht wahr, lieber Philipp?"

„Allerdings! Unordnung ist immer Verschwendung — und wenn auch einzig nur Zeitverschwendung, so ist die wahrlich nicht die mindest kostbare."

„O Philipp! wie glücklich bin ich, daß ich endlich einmal meine Zeit nicht verschwenden, sondern wirklich nützlich verbrauchen, und in meinem Hause thätig sein werde!" rief Diane mit Thränen der Rührung im Auge, umarmte ihren Mann, und Jeder von ihnen ging an seine Geschäfte.

Gegen zwei Uhr kam Diane auf den Einfall, sich doch einmal in der Küche umzusehen — im

Grunde nur aus Neugier, wie sich all' das hübsche blanke Geschirr auf dem Heerd ausnehmen möge. Aber Kessel und Pfannen standen sehr ruhig auf ihren Plätzen, der Heerd war kalt und leer, und die Köchin, ein derbes stämmiges Frauenzimmer mit einer gemeinen und stupiden Physiognomie, saß auf einem Schemel, strickte phlegmatisch einen blauwollenen enormen Strumpf, und starrte gedankenlos durch das Küchenfenster in den Hof.

„Was kochen Sie uns denn zum Mittagbrot, mein liebes Kind?" fragte Diane arglos.

Die Köchin verstand nicht Dianens süddeutsche Mundart, sondern nur ihr eigenes pommersches Plattdeutsch. Sie glotzte sie ganz verblüfft mit weit aufgerissenen Augen an, und fragte endlich:

„Watting, Fru Pastern?" (was meinen Sie, Frau Pastorin?)

Diane lachte hell auf. Sie fand eine frappante Ähnlichkeit zwischen dieser Person und einem Meerungeheuer: strohgelbes Haar, kugelrunde, grünliche Augen, kurze, aufgestülpte Nase, unermeßlich breiter Mund.

„Wir wollen essen! Sie müssen uns etwas kochen! rief sie. Geschwind! geschwind! Suppe, Braten, etwas Gemüse, Fisch ... oder was es sonst giebt."

„Jo!" sagte die Köchin, mit unnachahmlicher

phlegmatischer Breite die sanguinische Hast ihrer Gebieterin erwidernd.

„Aber geschwind doch! ermahnte Diane; gehen Sie auf den Markt, kaufen Sie, was Sie nöthig haben; Sie werden sonst nicht bis drei Uhr fertig werden.“

„Watting?“ fragte das Meerungeheuer mit unerschütterlicher Gelassenheit.

Um ihr nicht wieder grade in's Gesicht zu lachen, sprang Diane mit einer Pirouette aus der Küche und in das Zimmer ihres Mannes, das zu ebner Erde lag. Er hatte seine Bücher ausgepackt und in einen Schrank gestellt, seine Papiere im Schreibtisch geordnet, und erfreut rief er Dianen zu:

„Ist es Essenszeit, lieber Engel? man wird recht hungrig vom Auspacken.“

Sie warf sich lachend in einen Lehnstuhl, und erzählte ihm so viel vom Kauderwelsch des Meerungeheuers, daß er, der eben mehr hungrig als lachlustig war, endlich sagte:

„Das ist gewiß Alles höchst possirlich! Aber hast Du Dich denn endlich mit ihr verständigt? und wann werden wir essen?“

„Dazu ist vor der Hand gar keine Aussicht!“ rief Diane.

„Das ist aber sehr unangenehm, entgegnete Hell-

muth verdrießlich. Hast Du Dich wenigstens mit ihr verständigt?"

„Nicht so recht," entgegnete Diane kleinlaut und folgte ihm, denn Hellmuth fuhr auf und in die Küche. Da war der Heerd nach wie vor leer und kalt, und die Köchin saß bei ihrem blauwollenen Strickstrumpf. Hellmuth war ein Sachse und auch nicht des plattdeutschen Dialekts mächtig; indessen verstand ihn die Köchin doch einigermaßen, und erwiderte auf seine Frage, weshalb sie nicht koche:

„Fru Pastern het mi nix segt."

„Dann kannst Du Dich freilich nicht verwundern, lieber Engel! sagte Hellmuth verdrießlich zu Diane. Wenn man essen will, muß man sich die Mühe nehmen, das Mittagbrod zu bestellen."

Unmuthig verließ er die öde Küche. Diane sagte bittend:

„Lieber, einziger Philipp, verzeih mir! es soll nicht wieder geschehen. Ich sehe wol ein, daß ich noch gar keine hausfrauliche Übung habe. Ich bin daran gewöhnt, am Morgen beim Frühstück den Küchenzettel zu bekommen und zu sagen: Gut! oder: Dies und das soll anders sein. Aber dies Meerungeheuer kommt mir zu stupid vor, um einen Küchenzettel zu machen, und ich werd' es künftig

selbst thun müssen .... alle Morgen, während ich mich ankleide" .... —

„Und zwar mündlich, lieber Engel! unterbrach Hellmuth, denn Meerungeheuer verstehen auch nicht Geschriebenes zu lesen. — Doch was werden wir heute beginnen?"

„Wir wollen in den Gasthof schicken!" rief Diane ganz verklärt von ihrem guten Einfall.

Die Köchin ward dahin entsendet, und kam mit der Nachricht zurück, daß sie in anderthalb Stunden wieder hingehen müsse, denn die Mittagszeit sei vorüber, man wolle aber so geschwind wie möglich etwas herrichten. Aus anderthalb Stunden wurden drittehalb, so daß Hellmuth und Diane sich erst gegen fünf Uhr zu einem elenden Mittagbrod von wäss'riger Suppe, dürrem Kälberbraten und halbverbranntem Pfannkuchen setzen konnten.

„Das ist ein schlechter Restaurant," sagte Diane mit einer kleinen verächtlichen Grimasse, und legte Gabel und Messer nieder.

„Ei was! rief Hellmuth, und ließ Gabel und Messer tüchtig arbeiten; Hunger ist der beste Koch."

„Es freut mich, daß es Dir schmeckt, armer Philipp! morgen soll es besser sein," sagte Diane lieblich.

Aber morgen war es nicht besser. Die Küche

rauchte; Diane wurde unwohl, so wie sie dieselbe betrat. Die Köchin war langsam und schläfrig, wie der gemeine Mann im Norden ist; überdas an strenge Aufsicht und beständige Ermahnung der Hausfrau — auch daran gewöhnt, der allergenauesten Anordnung Schritt für Schritt zu folgen, also keine Köchin, sondern eine mit diesem Titel ausstaffirte Küchenmagd, wie man sie in solchen kleinen Orten sich gefallen lassen muß. Gott weiß, was für Speisen auf den Tisch kamen! Wenn Hellmuth sie auch mit einem freundlichen Gesicht empfing, so entließ er sie doch mit einem sehr unfreundlichen. Die arme Diane war trostlos. Sie erinnerte sich allzu wohl an Regensbergs Zorn, wenn der Koch eine Speise schlecht zubereitet hatte; und ach! welch ein Unterschied zwischen jenem Koch und ihrem Meerungeheuer.

Sie bat ihren Mann, ihr vom Buchhändler irgend ein gutes Kochbuch kommen zu lassen. Es gab aber keinen Buchhändler im Ort, und es dauerte einige Tage, bevor das aus Stralsund verschriebene Kochbuch anlangte. Als es da war, war die Noth wo möglich noch größer, denn es ist so schwer, aus Büchern etwas zu lernen, wofür man gar kein Talent hat. Diane verbrachte die Morgen in der Küche, verbrannte sich die Hände, zerriß und be=

schmutzte ihre Kleider, erhitzte und ermüdete sich über alle Maßen, und hatte denn endlich die Satisfaktion, den Braten halb gedörrt und die Mehlspeise ungahr auf dem Tisch erscheinen zu sehen. Nicht nur, daß diese Diners ganz außerordentlich schlecht — sie waren auch außerordentlich kostbar. Denn von drei Speisen, die sie begann, vollendete sie höchstens eine; die beiden andern wurden oder blieben ungenießbar. Dann hatte sie keinen Überblick, keine Übung, verstand nicht eine Speise für zwei Personen einzurichten, die im Kochbuch vielleicht für acht berechnet war. Genug, sie verbrachte ihre Tage in Angst und Sorge um ihr Mittagsbrot, und sie schöpfte mit unbeschreiblicher Erleichterung Athem, als ihr endlich! endlich! eine Speise genug geglückt war, um Hellmuth das Wort zu entlocken:

„Ei sieh! die Macaroni sind ja wirklich genießbar.“

Von nun an hatte Diane einen stereotypen Küchenzettel; es gab, wie für die neapolitanischen Lazzaroni, täglich Macaroni.

Das Küchendepartement ist aber nur ein Zweig der Haushaltung, und so klein eine solche sein möge, hat sie deren doch verschiedene, von denen Diane nichts ahnte. Sie hatte keine Vorräthe im Hause. Zucker, Kaffee, Reis — Alles, was sie brauchte,

ließ sie in dem Augenblick, wo sie das Bedürfniß gewahr wurde, vom Krämer holen, um, wie sie sagte, nicht so viel Geld auf einmal auszugeben. Die Thaler imponirten ihr, die Groschen nicht. Nun bestand aber ihr ganzes Dienstbotenpersonal aus dem Meerungeheuer, das nichts weniger als umsichtig und überlegend war, folglich ihrem Mangel an diesen Fähigkeiten nicht zu Hülfe kommen konnte, im Gegentheil zu jedem Schritt angetrieben, zu jeder Verrichtung ermahnt sein wollte. Wenn Diane nicht an jedem Morgen von Neuem ihr befahl, Brot zum Frühstück zu holen, so erschien der Kaffee ohne Brot; Hellmuth zankte, es mußte zum Bäcker geschickt werden; bis das Brot kam, war der Kaffee kalt, denn die dicke Friederike besorgte mit Muße ihre Aufträge, und der Tag hatte übel begonnen. Das hätte Diane natürlich vermeiden können, wenn sie es verstanden hätte, sich mit ihren wirklichen Verhältnissen vertraut zu machen. Allein sie sah noch immer darauf hin wie auf eine Idylle, und wunderte sich nur, daß die Realität einen so dunkeln Vorhang vor das anmuthige Schäferspiel ziehe. Es gehört nur ein höchst alltäglicher Charakter dazu, der sich entweder zum Eigensinn oder zur romanesken Sucht nach etwas Ungewöhnlichem neigt, um aus einer Lage in eine

andre, scharf damit kontrastirende, hinüber zu springen; aber ein sehr energischer, um sich in der neuen Lage würdig zu benehmen, um die Eigenschaften, Gaben und Talente fallen zu lassen, welche früher ein Schmuck waren, um sich diejenigen anzueignen, die jetzt nöthig geworden sind, um ohne Unbehagen, Unruhe und Verlegenheit sich in der Enge und Beschränkung zurecht zu finden. Renata hätte es gekonnt; sie besaß den Blick, der die Verhältnisse von oben herab überschaut, der sie folglich sehr klar in ihrer innern Gleichheit erkennt; und weil sie ihn besaß, so brauchte das Schicksal sie nicht in Verhältnisse zu bringen, die diese Entwickelung beförderten. Aber Diane konnte es nicht; sie hatte so zu sagen gar keinen Blick, kein Urtheil, weder über Menschen noch Zustände. Sie war immer nur einem instinktartigen Liebesbedürfniß gefolgt, hatte sich angeschlossen, wo sie dessen Befriedigung wähnte, erst an Regensberg, dann an Hellmuth. Wäre der Letztere in den Verhältnissen des Ersteren gewesen, so wäre Diane eine höchst glückliche Frau geworden: hätte sich friedlich aus einem Wochenbett in's andre begeben, dessen Beschwerden mit großer Langmuth ertragen, ihren Mann angebetet, ihre Kinder verzogen, und wunderhübsche Lichtschirme gemalt und Fußkissen genäht. Das konnte

sie, bequem und weichlich, träge und üppig wie sie war. Aber thun, arbeiten, sich einschränken, berechnen, konnte sie ganz und gar nicht. Es waren kaum drei Wochen vergangen, und sie fühlte sich schon ganz unsäglich abgemattet von diesem unbequemen Leben, das ihr immer unbequemer wurde, je mehr ihre Schwangerschaft vorrückte. Überdas hatte Hellmuth Gewohnheiten, die ihr unerträglich waren, und die sie früher nie bemerkt. Er rauchte; aber nicht etwa Morgens und Abends ein Paar Cigarren, sondern vom Morgen bis zum Abend eine große lange spießbürgerliche Pfeife. Er hatte freilich auch in Regensberg und überhaupt schon während einer Hälfte seines Lebens, von seinem fünfzehnten Jahre an, geraucht; doch in Regensberg beobachtete er die Vorsicht, zu den Stunden, wo er Diane zu sehen pflegte, ein halbes Flacon mit eau de Cologne über den Kopf zu gießen; die fiel jetzt weg.

„Himmel! sagte Diane halb erstickt, wenn sie in sein Zimmer trat; wie kannst Du Dir die schöne frische Luft so muthwillig verderben.“

„Das ist meine Lebensluft; sie gehört zum Studirzimmer, lieber Engel, entgegnete er. Kein Gelehrter ohne Pfeife.“

„Respect vor Beiden, sagte Diane freundlich.

Aber, lieber Philipp, ich kann nicht bei Dir bleiben in diesem dicken Qualm .... er widersteht mir."

„Wenn ich mein Pfeifchen ausgeraucht habe, komm' ich zu Dir hinauf," sagte Hellmuth eben so freundlich, und Diane lief geschwind in ihr Zimmer und badete sich in Parfüms.

Aber das beständige, stündliche Beisammensein mit ihrem Mann, das sie sich ganz besonders paradiesisch geträumt, ging durch ihre unüberwindliche Antipathie gegen seine Pfeife verloren. Ferner hatte Diane eine Gewohnheit, die für Hellmuth, wie für Jedermann, unerträglich war: sie war unpünktlich, nie zur rechten Zeit fertig; kein Tag glich in seiner Eintheilung dem andern; sie hielt keine Stunde fest. Abgesehen davon, daß feste Stunden ein außerordentlicher Zeitgewinn sind, so zeigt ihr Mangel in einer ruhigen Haushaltung immer auf eine gewisse fehlerhafte Confusion, die sogar in der Vorstellung höchst unbehaglich, aber in der Wirklichkeit zum Verzweifeln ist. Unglücklicher Weise ist dies ein Fehler, den — ich behaupte es dreist — eine Frau nie ablegt; aber zum Trost behaupte ich auch, daß Pünktlichkeit und Ordnung vielleicht die einzigen Tugenden sind, die man ihr anerziehen kann, sobald man in der Wiege beginnt, denn sie werden mechanisch, und gehen alsdann gleichsam in's ge-

sunde Blut über. Die Männer sind fast alle pünktlicher als die Frauen. Ihre lange Schulzeit, später ihr Geschäftskreis bewirkt das; vielleicht haben sie auch mehr natürliches Subordinationsgefühl vor der Zeit, wol wissend, was alles für wichtige Dinge in ihr ausgerichtet werden, von denen die Frauen nur schwebende Begriffe haben. Genug, Hellmuth's Leiden durch Dianen's unerhörte Unpünktlichkeit übertrafen die ihren, durch seine Pfeife veranlaßt, da er von einer wahrhaft pedantischen Pünktlichkeit war.

Das Haus war nun Gott weiß auf welchem Fuß eingerichtet. Man sah sich in der Welt um. Es ist erschreckend, daß so ganz winzige Städtchen von drei oder viertausend Einwohnern dennoch eine Welt haben, in der die Gesellschaft copirt wird mit Besuchen, mit Toiletten, mit Festen, mit Moden. Hier nun, wo kein Militär, kein höheres Gericht, kein bedeutender Handel existirte, wo das Landstädtchen im vollen Umfang des Wortes Geltung bekam, indem der Nahrungszweig der meisten Einwohner auf ihrem Ackerbau und Gartenland, auf Kühen, Schafen und Gänsen beruhte — war die Gesellschaft allerdings sehr klein, und bestand nur aus Hellmuth's Collegen, dem Hauptprediger, dem Arzt, dem Landrath, dem Bür-

germeister und einigen Rathsherren, und ein Paar Schullehrern.

An einem wunderschönen Vormittag, zwischen zwölf und ein Uhr, machten Diane und Hellmuth ihre Antrittsbesuche. Sie war schon über acht Tage da, aber es hatte sie noch Niemand gesehen, sie hatte ihr Haus noch nicht verlassen. Sie machte Aufsehen, als sie zum ersten Mal auf der Straße erschien, denn allerdings mogte seit Menschengedenken keine solche Gestalt über das holprige und löcherreiche Steinpflaster so graziös und so elegant dahingewandelt sein. Es war heißer Spätsommer. Diane trug ein leichtes, schneeweißes Musselinkleid, eine Echarpe von lila- und staubfarbenem Tafft, einen Strohhut mit ganz gleichfarbigem Bande garnirt, schwedische Handschuh, Stiefel von ungebleichter Leinwand und einen kleinen grünen Handsonnenschirm. In der andern Hand hielt sie ihr Taschentuch von glattem Battist und ein Täschchen von russischem Leder mit ihren Visitenbillets. Alle Köpfe fuhren an die Fenster, um dieser in ihrer Einfachheit so geschmackvollen und zierlichen Erscheinung nachzuschauen. Den ersten Besuch empfing natürlich Hellmuth's College, und in dieser stillen, freundlich wohlwollenden Familie, die aus einem ziemlich betagten Elternpaar, und aus einer

Tochter in Dianen's Alter bestand, fühlte sich diese ganz häuslich und heimisch, wie einem das immer geht bei Leuten, die ihr gutes Herz auf dem rechten Fleck und ihren gesunden Verstand ohne alle Prätention haben. Die Alten hatten ihre Schmerzen und Erfahrungen, wie das lange Leben sie eben giebt. Zwei erwachsene Söhne waren ihnen in den letzten Jahren gestorben. Aber die Tochter — Clara hieß sie — war glücklich, war Braut von einem Freund ihres verstorbenen ältesten Bruders, den sie heirathen sollte, sobald er seine Laufbahn bis zum ersehnten Assessor mit Gehalt gebracht hatte; — und das konnte höchstens noch ein halbes Jahr dauern. Dies erfuhr Diane alles beim ersten Besuch, denn die alte Dame war äußerst redselig, und wie unbeschreiblich gut, geht daraus hervor, daß sie, trotz dieser Zungenfertigkeit, nie Übles von den Menschen sagte.

„Das sind liebe Leute! rief Diane ganz erfreut, als sie wieder mit ihrem Mann auf der Straße war; — mit denen werde ich mich recht einleben, und gewiß in der Tochter eine Freundin finden."

Die Frau Doctorin gefiel Dianen um ein Beträchtliches weniger. Hier war die volle Prätention der Mittelmäßigkeit. Mittelmäßig ist nämlich immer ein Verstand ohne Herz, denn es ist ein un-

vollkommener Verstand. Für abstracte Speculationen mag er genügen; da diese aber nicht die Sphäre ausmachen, in welcher eine Frau sich mit dem ihren bewegt, so hat sie kein eigentliches Terrain, um ihn gehörig manövriren zu lassen, mögte es aber doch sehr gern, um zu glänzen, zu blenden, zu imponiren, und wird dadurch vollkommen unerquicklich. Die Doctorin mochte wol ziemlich viel natürlichen Verstand haben, nur bei Weitem nicht so viel, als sie sich selbst zutraute. Sie glaubte mit ihrem Urtheil und ihrer Einsicht vollkommen à la hauteur aller Dinge zu sein, und ließ mit der überlegensten Miene von der Welt ihre Orakelsprüche erschallen, die doch meistens ziemlich unbedeutend waren, und nur dann von einschneidender Schärfe wurden, wenn sie Personen, nicht Dinge betrafen. Das ist fast immer der Probirstein für diese Art von Mittelmäßigkeit. Die Doctorin war die Tochter von Hellmuth's Vorgänger im Amt, hatte ihre Mutter früh verloren und einiges Vermögen von ihr geerbt, war in Stralsund in einer großen Pension erzogen, dann bei ihrem Vater unumschränkte Herrin gewesen, und jetzt etwas Aehnliches bei ihrem Mann, der ein recht geschickter Arzt und fast Tag und Nacht auf Reisen über Land war, so daß er nicht anders konnte, als ihr das volle Regiment

über Haus und Hof und Kinder zu übertragen. Dadurch bekam sie eine unbeschreibliche Wichtigkeit in ihren eigenen Augen, und wünschte sehnlichst, sie auch für fremde zu haben.

Sie warf sich Dianen gegenüber sogleich in's Feld der Literatur, der Wissenschaft, der socialen Interessen, kramte ihre oberflächliche Bildung aus, und setzte diese, die allerdings sehr wenig Kenntnisse besaß, in große Verwunderung über so mannigfaches Wissen. Freilich machte sich Diane dafür heimlich über den mauvais genre lustig, mit der Gelehrsamkeit zu prahlen.

„Ein widerwärtiges Frauenzimmer!“ sagte Diane, als die Thür hinter ihr zufiel.

Die Frau Landräthin sollte den dritten Besuch empfangen; aber es schlug eins, als sie die Doctorin verließen, und der Diener des Landraths sagte, die Herrschaft sei beim Speisen.

„Die Besuchstunde ist für heute vorüber, liebe Diane, sagte Hellmuth; denn ein Uhr ist die allgemeine Speisestunde, und man kann nicht füglich zu den Menschen gehen, wenn man bestimmt weiß, daß man sie nicht sehen kann. Wir haben eine Stunde zu spät angefangen.“

„Allerdings! entgegnete Diane, und es war mir

auch sehr unangenehm, daß die Friderike gar nicht fertig werden konnte, mein Kleid aufzuplätten."

Die übrigen Besuche wurden in den nächsten Tagen gemacht, und waren ziemlich gleichgültiger Art, so daß Diane schnell erkannte, daß sie an diesem Umgang wenig Freude haben würde. Die Männer lebten und webten in ihrem Amt oder — um's Brot; und die Frauen hatten mit Kindern und Hauswesen dermaßen die Hände voll, daß ihnen Besinnung und Gedanken vergingen für Alles, was über Wirthschaft, Dienstboten, Kinder und — den lieben Nächsten hinaus lag.

Dann kamen die Gegenbesuche. Der der Frau Landräthin war der pompöseste. Man hatte ihr so viel von Dianen's Elegance erzählt, sie hatte mit solchem Erstaunen auf deren Visitenbillet gelesen: „Diane Hellmuth, née Comtesse Adlercron," daß sie beschloß, Elegance und Vornehmheit und Alles in den Grund zu bohren.

„Und eine neue Karte hätte sie doch für mich abgeben können," sagte die Frau Landräthin zu ihrem Gatten, und bemühte sich mit mißfälligem Blick — denn sie war höchst ordentlich — die eine umgebogene Ecke des Visitenbillets, dies Zeichen des Besuchs in Person, wieder glatt zu biegen und zu streichen. Ihr Mann hielt es nicht der

Mühe werth, sie darüber aufzuklären. Sie war eine Krämerstochter aus Stettin, die in Ermangelung anderer Vorzüge, den soliden des Geldes hatte. Er fesselte ihren Mann, den Herrn von Rosenfelt, der aus einer guten adeligen Familie, aber sehr arm war. Mit ihrer Mitgift kaufte er sich ein hübsches Gut in der Nähe dieses Städtchens, und wurde Landrath des Kreises. Weiter ging sein Ehrgeiz nicht. Die Ehe war die traurigste von der Welt! beide Gatten mißachteten sich gegenseitig — nicht des Charakters wegen, wozu sie vielleicht veranlaßt gewesen wären — sondern auf der einen Seite wegen Mangels an Vermögen, und auf der andern an guter Herkunft und Erziehung. Herr von Rosenfelt war fast immer verdrießlich. Er fühlte sich erdrückt von der stupiden Tyrannei seiner Frau, die er nicht abschütteln konnte, weil sie, mit ächter kaufmännischer Gesinnung, und wol auch im Bewußtsein der Basis ihres Regiments, die Verwaltung ihres Vermögens für sich selbst behielt. Sie war dumm und unwissend, verstand aber die Geldangelegenheiten und that sich nicht wenig darauf zu gut. Die einzige wahre Freude, die sie in ihrer Ehe und durch dieselbe hatte, war, wenn irgend Jemand sie „gnädige Frau Landräthin" nannte;

dann genoß sie mit Wonne zugleich Standes- und Rangesvorzug. Aber natürlich geschah das, außer von ihren Dienstboten, sehr selten, und der Doctor that es nur zuweilen zu seinem zwiefachen Spaß, erstens: um das verklärte Antlitz der Landräthin und zweitens: um das in demselben Grad verfinsterte seiner Frau zu beobachten, die sich über den geringsten Vorzug ärgerte, den ein Andrer vor ihr voraus hatte; und Frau von Rosenfelt war wirklich die einzige gnädige Frau im Städtchen!

Sie setzte sich in Fiocchi um auf Diane den doppelten, ja dreifachen Eindruck des Reichthums, des Standes und des Ranges zu machen. Am Arm ihres Gatten, den Bedienten in Livree hinter sich, wandelte sie in einem schweren, korinthenfarbenen Seidenkleid einher, das durch steifes Unterfutter um seinen weichen Faltenwurf gebracht, mehr wie Pappe als wie Seidenstoff aussah. Sie verschmähte es, sogar im höchsten Sommer, einen Tafft- oder Strohhut zu tragen; ein rosenfarbener Atlashut bedeckte ihr Haupt, und um ihre schweren Schultern hing eine Echarpe von weißem gestickten Mussselin, auch mit rosenfarbenem Atlas gefuttert. Einzeln waren all' diese Dinge recht schön, aber auf ihrer kleinen untersetzten Figur, und bei einem sommerlichen Morgenbesuch machten sie sich

höchst possirlich. Enorm weite Handschuh, beurre frais, augenscheinlich für eine Männerhand bestimmt, nur in der Breite ihr passend, und die Finger um einen halben Zoll zu lang, und enorm enge schwarze Atlasschuh, in denen sie noch schleppender und mühseliger als gewöhnlich ging, vollendeten ihren Anzug.

Dianens liebliches Gesicht wurde noch um eine Nüance heiterer als gewöhnlich beim Eintritt dieser auffallenden Gestalt, die sich stumm und steif zur Sophaecke rechter Hand bewegte, sich setzte, erst die Falten des Kleides gehörig ausbreitete, und dann die Echarpe darüber zurechtlegte, während ihr Mann das Gespräch führte. Endlich mischte sie sich hinein, um es zu unterbrechen, und um Diane zu fragen, wo sie die Meubles, die Tapeten, die Vorhänge gekauft, und um nach den Preisen von all' diesen Sachen, einzeln, sich zu erkundigen. Diane wußte sie nicht mehr, das brachte sie sogleich in Mißkredit bei der Landräthin. Diese fragte, ob sie wol auch das Nebenzimmer „besehen" dürfe, dessen Thür offen stand, und Diane führte sie bereitwillig hinein.

„Ein Schlafzimmer! sagte die Landräthin verwundert; ich dachte es wäre Ihre Putzstube! Und wo ist denn Ihre Putzstube?"

„Ich habe nur diese zwei Zimmer," entgegnete Diane.

„Warum haben Sie da nicht Ihr großes dreifenstriges Wohnzimmer zur Putzstube gemacht, und das Schlafzimmer zu Ihrem Wohnzimmer?" inquirirte die Landräthin.

„Dann hätte mir ja ein Schlafzimmer gefehlt," entgegnete Diane lächelnd.

„Aber es müssen doch auch Zimmer nach dem Hof gehen."

„Freilich! aber sehr enge und kleine, und mit der Abendsonne, das ist unerträglich im Sommer."

„Also eine Putzstube haben Sie nun gar nicht!" sagte die Landräthin höchst gedankenvoll, denn sie hätte ja gern im Keller oder auf dem Heuboden geschlafen, wenn es darauf angekommen wäre, sich eine Putzstube zu retten, und die Annehmlichkeit eines freundlichen und netten Schlafzimmers schätzte sie nicht. „Was ist denn das?" setzte sie nach einer Pause hinzu, und blieb vor Dianen's Toilette stehen, die sehr einfach aber zierlich mit weiß und blauem englischen Steingut montirt, und mit weißem, rosenfarb gefutterten Musselin umhängt war. „Wozu brauchen Sie denn das?"

„Wozu man eine Toilette zu brauchen pflegt,"

antwortete Diane, ihrerseits etwas erstaunt, denn die Landräthin öffnete eine der Dosen und sagte:

„Richtig! da liegt die Seife!“

„Was könnte sonst da liegen!“ rief Diane höchst belustigt.

„Nun — nichts! es giebt ja auch Schauessen!“ entgegnete die Landräthin.

Nachdem sie in dieser Weise Alles besehen, betastet, befragt und besprochen hatte, beendete sie ihren Besuch, und ermangelte nicht, wie sie es sich vorgenommen hatte, eine Visitenkarte zu verlieren, auf der man in goldnen Buchstaben, zwischen allerlei goldnem Blumengeschlänge die imposanten Worte las: „Die Landräthin von Rosenfelt, geb. Knochenhauer.“ Sie war überzeugt, einen großen Eindruck auf Diane gemacht zu haben, und zog sich ihrerseits mit einer sehr geringen Meinung von dieser Frau zurück, die so lustig und ungenirt war, keine Putzstube besaß, und die Preise ihrer Meubles nicht am Schnürchen wußte.

Zwischen diesen Menschen lebte nun Diane, und ausschließlich, und für immer. Eine Gesellschaft, die für eine Viertelstunde höchst ergötzlich ist, kann leicht auf die Dauer unerträglich werden, und so ging es ihr mit der Landräthin und der Doctorin. Sie langweilte sich unerhört und unüberwindlich

zwischen diesen beiden Damen, den Sommitäten des Ortes, und wurde von ihnen dafür um so gründlicher gehaßt, als sowol der Landrath als der Doctor sie ungemein liebenswürdig fanden. Sie war nun einmal eine Frau, die allen Männern gefiel, und zwar deshalb, weil sie durch reizende Schönheit — aber sonst durch nichts ausgezeichnet war; und gerade das ist nothwendig zum allgemeinen Gefallen. Was half es, daß die Doctorin empört sagte:

„Sie ist einfältig, unwissend, ohne höhere Bildung, ohne tiefes Urtheil!“ — und die Landräthin ebenso empört:

„Sie versteht nichts, aber gar nichts! kein Kinderhemd zuzuschneiden, keinen Strumpf zu stricken, keine Rechnung zu führen, keine Eintheilung zu machen! sie muß gelebt haben .... bei den Wilden.“

„Nicht doch! das ist so ein Pröbchen der Erziehung aus der großen Welt! rief die Doctorin getheilt zwischen Neid und Hohn. Da kann man es wieder so recht deutlich gewahr werden, wie die wahre Bildung nur beim Mittelstand zu finden ist.“

„Schade daß trotz seiner wahren Bildung liebenswürdige Frauen so selten in ihm zu finden sind,“ sagte der Doctor unbewegt und eiskalt.

„Das sei Gott geklagt!“ rief unvorsichtig der Landrath.

„Herr Landrath, entgegnete die Doctorin, unbeschreiblich höhnisch, Sie vergessen ja ganz Ihre liebenswürdige Frau Gemalin.“

Diane empfand nicht das geringste Interesse, nicht einmal das der unschuldigsten Koketterie weder für den Landrath noch für den Doctor; aber um nicht mit der Landräthin von Sachen sprechen zu müssen, die sie nicht kannte, und mit der Doctorin von andern, die sie nicht verstand, unterhielt sie sich allerdings lieber mit den Männern, und es erhob sich ein Zetergeschrei über ihr skandalöses Betragen. Die Doctorin suchte hämisch Hellmuth aufmerksam zu machen, indem sie ihn tröstete und seine Nachsicht bewunderte. Er gerieth in Zorn — er wußte selbst nicht recht worüber, und deshalb in einen sehr heftigen. Er überschüttete Diane mit Vorwürfen, die sie in andern Beziehungen reichlich — nur nicht in dieser verdiente. Diane fand ihren Mann bei Weitem nicht mehr so angenehm, wie in Regensberg, und daher ihre Ehe auch nicht so ganz überreich an Seligkeit, aber es war ihr nicht eingefallen, sich mit jenen Herren auch nur im Scherz zu beschäftigen, daher nannte sie ihren Mann eifersüchtig,

ungerecht, brutal, und fand, daß er ihre Liebe nicht erkenne noch würdige. Indessen versöhnte sie sich doch sehr bald wieder mit ihm, da er der gutmüthigste Mensch von der Welt war, und sie aufrichtig lieb hatte. Nur verstand sie es eben gar nicht, ihm seine Häuslichkeit behaglich zu machen — abgesehen von ihrer freundlichen und graziösen Erscheinung. Sie sorgte für nichts, sie bedachte nichts, sie ordnete nichts an oder verkehrt, statt zu nähen, saß sie am Stickrahm, statt zu stricken, malte sie, und nebenbei schienen die Thaler zwischen ihren allerliebsten Fingern in Luft aufzugehen: sie verschwanden, und man begriff nicht wofür. Es war sehr natürlich, daß Hellmuth zuweilen die Geduld verlor. Zum Unglück gerieth er dann in einen so furchtbar aufbrausenden Zorn, daß Diane Nervenzufälle vor Angst und Entsetzen bekam, und sich heimlich fragte, wie es ihr habe möglich sein können, diesen Wüthrich zu lieben. Das schlimmste bei dem Allen war, daß die bösen Zungen lernten, sich an Diane, mit Recht oder Unrecht, gleichviel! zu üben, und Alles, was sie that oder unterließ, zu mäkeln, zu tadeln, zu bespötteln. Nur die Familie des alten Predigers nahm sich ihrer an, war aber zu beschäftigt mit Clara's Ausstattung und später mit Vorbereitun-

gen zur Hochzeit, auch ohnehin viel zu bescheiden, um sich ungerufen in Dianens häusliche Angelegenheiten zu mischen.

Gerade in die Zeit ihrer Entbindung fiel Clara's Hochzeit, und sie reiste mit ihrem Mann nach Danzig, als Diane sieben Wochen an schwerer Krankheit danieder lag. Das brachte dieser ohnehin unsichern Häuslichkeit einen tödtlichen Stoß bei, von dem sie sich nie erholte: Hellmuth gerieth in Schulden. Das Kind, die Mutter, das Haus wollten besorgt sein; er verstand nicht die richtigen Maßregeln zu ergreifen. Die alte Predigerin stand ihm mit Rath und That nach besten Kräften bei, doch das genügte nicht! es ging drunter und drüber, und es wurde nicht besser, als Diane hergestellt war. Jedes Jahr brachte ein Kind, ein Wochenbett, vermehrte Ausgaben und nicht die Mittel, sie zu bestreiten. Anfangs verharrte Diane in ihrer unbesonnenen Gedankenlosigkeit. Das erste Kind, auch das zweite noch, machte sie glücklich, d. h. glücklich in ihrer Art: sie kleidete die Kinder wunderniedlich, tändelte und spielte mit ihnen, sang ihnen Lieder vor und erzählte ihnen Märchen; aber sie trat dabei ganz aus ihren Verhältnissen heraus, bekümmerte sich nicht um ihr Hauswesen, überließ den Mägden Schlüssel und

Wirthschaft, und stickte den Kindern Häubchen statt ihnen Hemden zu nähen. Hellmuth machte ihr bald sanfte, bald ernste Vorstellungen, um sie zu überzeugen, daß sie nicht immer so auf dem Sopha sitzen dürfe, die Hände im Schooß oder mit Ueberflüssigkeiten beschäftigt.

„Ich beaufsichtige die Kinder: ist denn das überflüssig, liebster Philipp?“ fragte sie ganz verwundert.

„Das thun andre Frauen ohne deshalb ihr Hauswesen ganz zu vernachlässigen, und ohne die Dienstboten nach Willkür schalten und walten zu lassen,“ entgegnete er.

„Die Frauen müssen dann wahrlich vier Hände statt zwei, und Tage von achtundvierzig Stunden haben! Was aber unsre Dienstboten betrifft, lieber Philipp, so darf ich ihnen gewiß einige Freiheit lassen, denn sie mißbrauchen dieselbe nie, sind so ehrlich, so treu, so brav“.... —

„Wie eben alle Dienstboten sind, unterbrach er sie ungeduldig, die es verstehen, ihrer Herrschaft ein X. für ein U. zu machen. Ohne Aufsicht verderben die besten.“

„Wenn Du meinst, daß sie nöthig ist, so will ich sie strenger führen,“ sagte Diane mit der größten Bereitwilligkeit, und foderte auf der Stelle die Schlüssel zu Keller und Kammern ein. Hell-

muth legte sie sämmtlich in ein Schubfach ihres Schreibtisches, verschloß es, gab ihr den Schlüssel desselben und ermahnte sie, ihn immer bei sich zu tragen — was sie auch feierlich versprach. Die Köchin nahm aber dies Verfahren sehr übel, und beschloß wieder zum unbeschränkten Regiment zu gelangen. Sie störte Diane so oft mit Begehren von diesem und jenem, sie ließ sie soviel Trepp auf und Trepp ab laufen, sie wählte dazu so ungünstige Augenblicke, wenn ein Kind schrie, oder wenn Diane im Garten war oder Besuch hatte, daß diese nach drei Tagen ihr Beschließerinamt vollkommen satt hatte, der Köchin die Schlüssel wieder übergab und zu ihrem Mann sagte:

„Dies und das hab' ich gethan, lieber Philipp, denn man muß den Dienstboten doch auch Vertrauen beweisen; und die Köchin ist wahrlich viel zu brav um mich zu betrügen."

Hellmuth antwortete: „Es ist eine schöne Eigenschaft, den Menschen Gutes zuzutrauen, sobald sie mit Menschenkenntniß gepaart und auf Erfahrung begründet ist. Entspringt sie aber aus Bequemlichkeit und Unkenntniß, so verliert sie gänzlich ihren Werth, und statt gut zu sein bist Du nur träge und machst Dich lächerlich — sogar in den Augen Deiner Dienstboten."

Diese Redeweise fand Diane unbeschreiblich hart. Sie widersprach nie, war weder heftig noch schnippisch gegen ihren Mann, aber sie weinte wie eine Hyade und klagte, daß er sie nicht liebe. Allerdings widersteht die Liebe schwer, wenn sie von Sorgen um's tägliche Brot untergraben wird, und Diane war nicht die Frau, welche diese Sorgen theilte, indem sie ihnen abzuhelfen suchte, sondern sie nur vergrößerte, indem sie sich ihnen gegenüber in ihrer vollen Unbeholfenheit zeigte. Sie hatte weder Herz noch Hand für ein schweres Leben. Allmälig verlor ihr Mann die Zuversicht zu ihr, daß sie sich darin zurecht finden würde. Er machte ihr weder Vorwürfe noch Vorstellungen mehr; er sah ein, daß es ganz umsonst war. Bitter empfand er, welch' eine Last er sich in dieser Frau aufgebürdet, wie er sich seine eigene Existenz verkümmert habe. Diane, die reizende, liebliche Diane, ganz dazu geschaffen, der Schmuck, die Blüte in einem Hause zu sein, ward eine Bürde für ihren Mann. Als sie das nicht sowol einsah als fühlte, da kam der Gram, die Niedergeschlagenheit, die Reue! da warf sie sich ihre Schwächen und Fehler schonungslos vor! da brütete sie darüber, wie sie sie hätte vermeiden können, statt sie gutzumachen, indem sie sich jetzt kräftig

und entschlossen zeigte und handelte! Je mehr Kinder sie hatte, um desto trauriger wurde sie. Den Leichtsinn, der sich um die Zukunft der Kinder nicht kümmert und sie dem lieben Gott anheim stellt, weil das bequem ist — der sich auf die Lilien des Feldes beruft, ohne zu bedenken, daß Kinder nicht wie das Gras wachsen — den hatte sie denn doch nicht. Aber ihr Kummer äußerte sich in ihrer Weise, schwach und feig. In jedem Wochenbett wünschte sie zu sterben, und ihre Kinder sah sie nie ohne Thränen an. Sie, die früher leidenschaftlich Kinder gewünscht hatte, um ihre Liebe für sie so recht an den Tag legen zu können, fand jetzt keinen andern Ausdruck für diese Liebe, als die Klage:

„Ach! hätte ich doch lieber gar keine Kinder, als die beständige Angst und Sorge um ihre Zukunft haben zu müssen!“

Sie rieb sich auf in ihren unfruchtbaren Bekümmernissen, sie zehrte ab. Krank wurde sie nicht, aber kränklich, und sie veränderte sich dermaßen, daß sie kaum zu kennen war. Die Doctorin sagte mit schlecht verhehltem Triumph:

„Sie liefert augenscheinlich den Beweis, daß alle Frauen bei zwanzig Jahren hübsch sind. In der Frische und Fülle der ersten Jugend bestand

ihre gepriesene Schönheit, und folglich verschwindet sie mit jedem Jahre mehr und mehr."

„Ja, so pflegt es zu gehen, erwiderte der Landrath; schöner wird Niemand mit der Zeit."

„Und die zahlreichen Wochenbetten ruiniren denn doch auch etwas die Schönheit," wandte der Doctor ein.

„Diese ewigen Wochenbetten, entgegnete sie vornehm, finde ich nun ganz und gar widerwärtig. Wer war der große Philosoph — war es nicht Fichte? der da sagte: es sei sehr unanständig für den Menschen mehr als ein Kind zu haben. Wer war es nur?" .... —

„Hat ein Philosoph dies gesagt, unterbrach ihr Mann ihr Nachsinnen, so ist das wieder ein Beweis, daß die Philosophen auch unglaublichen Unsinn sagen, und ich würde mir in Deiner Stelle nicht mehr den Kopf damit zerbrechen."

„Oder war es Hegel," sagte sie, und beachtete den Einwurf ihres Mannes nicht mehr als das Summen einer Mücke — so hoch fühlte sie sich über ihn erhaben durch Geist und Bildung.

„Vielleicht hat Hegel gemeint, erwiderte ihr Mann höchst ernsthaft, daß der Mensch an sich nur ein Kind haben dürfe; aber ein Ehepaar! bedenke doch wie das die Sache verändert! Das

muß vier Kinder haben, durchaus! Denn durch zwei werden erst die Eltern wieder ersetzt; eins muß man durchschnittlich dem Tode abgeben, und eins bleibt übrig um etwa in einer andern Familie eine Lücke auszufüllen. Findet sich noch ein fünftes und sechstes — bravo! das ist ein angenehmer Luxus! — Ich bitte Dich, besinne Dich doch, ob nicht ein andrer Philosoph, oder vielleicht gar derselbe in einer andern Schrift, klar bewiesen hat: eine Ehe, aus der nicht mindestens vier Kinder hervor gingen, sei durchaus unanständig, weil sie nicht ihren Zweck erfülle."

„Du willst nun einmal mit Deinem Spott, der mich wahrlich nicht erreicht, die schöne Diane vertheidigen" . . . —

„Vertheidigen! rief der Doctor; nein, mein Kind, dafür braucht keine Frau einen Vertheidiger, sobald ihr Mann neben ihr steht."

„Genug, sagte die Doctorin höchst erzürnt, es steht wenigstens das fest: daß sie durch ihre zahlreichen Wochenbetten nicht schöner wird."

„Genau dasselbe sagte ich schon vorhin," erwiderte der Doctor äußerst gelassen.

So vergingen trübe, kümmerliche Jahre. Eine Freude sollte der armen Diane werden; aber, wie das auf Erden zu gehen pflegt, eine Freude, welche

Andern tausend Thränen kostete. Clara kam zu ihren Eltern zurück — als Wittwe. Fünf Jahre lagen zwischen dem Tag, wo sie im Brautkranz von ihnen schied, und in der tiefen Trauer wieder kam. In der ganzen Zwischenzeit hatten sie sich nicht gesehen; die Entfernung war zu groß, die Reise zu kostspielig! und doch hatten sich die alten Leute einen Besuch der Tochter mit der kleinen Enkelin als die höchste Freude ihrer letzten Lebenstage geträumt. Nun trat er ein, aber so, daß er ihnen Leid brachte, nicht Freude. So geht es mit den Wünschen der Menschen! — Für Diane war es eine große Erleichterung, denn Clara nahm sich thätig ihrer an, und obwol sie der Zerrüttung des unglücklichen Hauswesens nicht wehren, und noch viel weniger auf Diane selbst einen günstigen Einfluß üben konnte: so gelang es ihr doch für die Kinder besser zu sorgen als bisher geschehen war. Und dann war Clara die Einzige, zu der sie Vertrauen hatte! freilich ging es nicht weit genug um deren Beispiel zu folgen, oder deren Rathschläge anzuwenden; — in dieser matten und geknickten Seele reifte die frische Blüte eines Entschlusses nicht mehr! — aber es erquickte sie, mit Clara aus vollem Herzen zu sprechen und zu sehen wie rasch und tüchtig sie die Dinge

angriff und auf der Stelle das ausführte, was geschehen mußte. Die Doctorin verstand das auch, aber sie bewunderte und pries sich selbst dermaßen dabei, daß ihre Hülfe, ihr Beistand zur unerträglichsten Last für Andere wurden. Daher hatte Diane sie immer abgelehnt, und sich dadurch die tiefste Feindschaft der Doctorin zugezogen, die mit Freuden Dienste leistete, um sich daraus eine Glorie zu machen, und die es als eine Beeinträchtigung ihres Rechts ansah, wenn man ihr dazu nicht die Gelegenheit bot. Doch was Clara auch für Diana thun und sein mogte — zu helfen war ihr nicht! Es gehört ein Etwas in jedes Verhältniß des Lebens, für welches es kein Wort giebt, und welches dem Menschen doch so nothwendig ist, wie frische Luft zum Athmen: er kommt kläglich um, wenn es ihm in seiner Seele fehlt. Und dies Etwas ist ein Gemisch von Resignation und Energie. Je glücklicher dies verschmolzen ist, um desto mehr wird der Mensch sich im Einklang mit seinen Verhältnissen zu halten wissen, und darin besteht seine Würde. Manche halten sich zu gut für ihre Verhältnisse, zu groß für deren Kleinheit, zu reich begabt für deren Enge; die täuschen sich über sich selbst. Manche suchen auch nebenbei noch Andere zu täuschen und ihnen eine gewisse

sentimentale Befriedigung vorzuspiegeln, die sie in ihren Verhältnissen zu finden vorgeben, während ihre beständigen Mißgriffe und ihre ewige Unruh uns zu deutlich das Gegentheil verrathen. Der Eine ruft: „O, einen freieren Raum mir — wie wollt' ich mich zeigen!" und der Erfolg würde ihn vermuthlich eben so sehr Lügen strafen, wie Denjenigen, der nur durch Worte, nicht durch Handlung seine Zufriedenheit mit seiner Lage ausspricht. Aufrichtig über das zur Erkenntniß zu kommen, was uns zu sein oder zu leisten obliegt, muß wol ganz ausnehmend schwer sein, da es so Wenigen gelingt. Das Schicksal läßt es zwar nicht an Warnungen, Erfahrungen und Mahnungen aller Art fehlen, da aber die Erkenntniß immer mit einigem Mühsal verbunden ist, so verbleibt man häufig sehr gern und so lange wie möglich in einer Art von Dämmerung- oder von halbwachem Zustand. Da werden dann am Ende die Augen so schwach und die Glieder so matt, daß sie allmälig ihre Kräfte und Fähigkeiten aus Mangel an Uebung einbüßen, und weder klar sehen, noch geschickt handeln können; und dann ist der Mensch ruinirt. Diane war es gründlich. Anfangs, weil es ihren romanesken unentwickelten Begriffen zusagte, sah sie in ihrer Lage ein Para-

dies ohne Nacht, ohne Mühe, ohne Sorge, lauter Glanz, Liebe und Herrlichkeit. Später, als es in der Wirklichkeit mit nichten so war, als ihr ideales Glück sich in eine lange Reihe von sehr realen Pflichten auflöste, hielt sie es für ein Fegefeuer, durch das sie zur Strafe für all' ihre Irrthümer und Vergehen hindurch müsse. Wer aber in allen Fügungen nichts erblickt als Strafe, und nichts zu thun zu haben glaubt, als sie zu erleiden, dem kann freilich nicht anders als schlecht zu Muth sein. Diese Stimmung wurde noch vermehrt durch ihr fast immerwährend nervenaufgeregtes Befinden.

In diesem Winter war es ganz besonders übel mit ihrem physischen und geistigen Zustand — so welk Alles in und an ihr, so deprimirt, so unfähig und untüchtig! ein erbärmlicher Anblick. Als sie so dasaß, vor sich hin starrte, nicht auf die Kinder achtete, schlecht gekleidet und unbehaglich umgeben war, hätte Niemand in ihr die Diane erkennen können, welche einst in den hohen und stolzen Zimmern von Schloß Regensberg so rosig und tändelnd umherflatterte, und freilich dort so wenig wie hier, und damals so wenig wie jetzt, sich zurecht zu finden und zu benehmen wußte.

Clara trat in's Zimmer, eine große schöne

blonde Frau, mit klaren Augen und von verständigem Ausdruck. Sie küßte Diane auf die Stirn und sagte liebreich:

„Wollen Sie nicht Licht bringen lassen? es ist ganz dunkel, man kann nicht arbeiten; die Finsterniß überschüttet uns dann mit traurigen Gedanken, und die ertrage ich schwer."

„Ich nicht! erwiderte Diane; ich bin ihrer so gewohnt, daß keine äußere Einwirkung sie mehrt oder mindert."

„Das glaub' ich nicht, entgegnete Clara, denn jetzt sind Sie krank. In ein Paar Monaten wird Ihnen besser sein."

„Ich denke wol! .... nur aber anders besser als Sie meinen, gründlich und unzerstörbar besser."

„Todesgedanken hat man in Ihrem Zustand immer, sagte Clara lächelnd, aber Ihnen sollte die Erfahrung doch bewiesen haben, wie ungegründet sie sind."

„Diesmal nicht! ich bin zu krank, und dann so lange, lange schon untergraben in allen Kräften, daß ich mir vorkomme wie eine Pflanze, von der Wind und Regen das Erdreich so weggetrieben haben, daß sie nur noch durch einige schwache Fasern, aber durch die Wurzeln nicht mehr, damit zusammenhängt."

Der Vergleich war zu treffend, um Clara nicht zu erschrecken. Sie rief:

„Ich behaupte, daß die Dunkelheit all' diese traurigen Gedanken erzeugt! Lassen Sie Licht bringen, ich bleibe den Abend bei Ihnen, die Eltern brauchen mich nicht, haben Besuch; — da wollen wir miteinander arbeiten und plaudern. Haben Sie ein wenig an der Wäsche genäht, die ich gestern zuschnitt?"

„Ach nein! sagte Diane, es flimmert mir jeder Stich dreifach vor den Augen."

Es wurde eine Lampe gebracht. Sie dampfte und roch abscheulich, und jedes Mal, wenn sich die Thür öffnete, zog sich ein durchdringender Torfgeruch in's Zimmer. An diese Parfüms hatte Diane, welche Anfangs nicht die Tabackspfeife ihres Mannes ertragen konnte, sich gewöhnen müssen. Zuerst, in ihrer leichtsinnigen Zeit, hatte sie Ströme von Wohlgerüchen über sich selbst und in ihren Zimmern ausgegossen, aber längst schon trieb sie diese Verschwendung nicht mehr! es glitt nur noch ein Zug von unüberwindlichem Mißbehagen über ihr Gesicht. Clara bemerkte es und sagte, die Lampe sei nicht sauber gehalten.

„Die Leute können es nicht begreifen!" sagte Diane apathisch, als ob von einer Aufgabe der

Algebra die Rede sei. Und so war es in allen Dingen. Sie that nichts und sie sorgte nicht dafür, daß die Dienstboten ihre Obliegenheiten thaten. Zu den Geschicktesten gehörten die denn auch keineswegs, weil Diane, wie alle Menschen die es nicht verstehen, am unrechten Ort sparsam sein wollte, und lieber ungeschickte Leute schlecht — als geschickte gut bezahlte.

Clara that was sie konnte, um Diane etwas zu zerstreuen — umsonst! Die sechs Kinder — Clara's Töchterchen hatte die Mutter begleitet — machten viel Lärm, und Diane hatte sich so wenig daran gewöhnen können, daß sie, wenn sie daneben ein Gespräch führen wollte, immer Kopfschmerz bekam. Sie ließ Clara reden von ihrem Leben und Weben in Danzig mit dem geliebten Mann, von jenen fünf Jahren, die alle Lust und Leid ihrer Existenz umfaßten, und über die sie heiße Thränen des Dankes, der Sehnsucht, der wehmüthigen Trauer, der schmerzlichen Erinnerung vergoß. Sie nahm wol Theil an Clara's Verlust, aber deren Unglück schien ihr doch nur gering gegen das ihre, denn es wurde milder mit der Zeit, der Dorn der Schmerzen stumpfte sich ab, ihre Mittel waren beschränkt, genügten aber zu einem einfachen Leben für Mutter und Kind.

Das ihre hingegen vergrößerte sich mit jedem Jahr, je mehr die Kinder heranwuchsen, je mehr Bedürfnisse sie hatten! Pflege, Erziehung, Fortkommen in der Welt, für Alles mußte gesorgt werden, — und das war doch unmöglich, ganz und gar unmöglich! ihre ewig bedrängten Verhältnisse genügten nicht der Gegenwart, geschweige der Zukunft! — —

Clara arbeitete emsig für Diane; Diane saß im Lehnstuhl, hielt wol auch eine Arbeit in der Hand, ließ sie aber im Schooß ruhen, denn die armen Hände zitterten und brannten, die Wangen färbten sich, und die Augen glühten krankhaft. Clara fragte theilnehmend ob sie unwohl sei.

„Alle Abend kommt das Fieber," sagte Diane.

„Das ist übel! rief Clara erschreckt; das reibt Sie auf! — Was sagt der Doctor?"

„Dasselbe was Sie sagen."

„Und brauchen Sie nichts?"

„Ja, er hat mir eine Arzenei gegeben; aber sie kann mich höchstens hinhalten und nicht stärker machen, als ich bin. Meine Schwäche erzeugt das Fieber."

„O Liebste, sagte Clara beängstigt, Sie sollten ernstlich etwas dagegen thun. Ihr Tod wäre ein unerhörter Verlust für die Ihren ...." —

„Nicht doch! unterbrach sie Diane; ich bin nur lästig, überflüssig und kostspielig. Mein Mann würde an einer tüchtigen Haushälterin eine große Erleichterung haben, und die Kinder würden sich dabei auch nicht schlechter befinden; ich verstehe mich schlecht auf ihre Wartung.“

„Sprechen Sie doch nicht so gleichgültig, so ganz auf Äußerlichkeiten Rücksicht nehmend von einem Fall, der jedem Menschen auf's Innigste an's Herz geht und Wunden macht, zu deren Heilung er sein ganzes Leben braucht!“ rief Clara in Thränen und eingedenk ihres geliebten Verstorbenen.

„Ein Mann! das ist ganz anders! da zerbricht die Säule des Hauses. Nein, Hellmuth darf nicht sterben, dann würden ja die Kinder verhungern. Aber ich .... o, ich darf es schon.“

„Nein! rief Clara, ich kann's nicht aushalten wenn Sie so sprechen, so denken! — es thut mir allzu weh.“

„Ich baue doch große Hoffnungen auf meinen Tod, fuhr Diane fort; dann wird sich meine Familie der Kinder annehmen.“

„Es ist unnatürlich, daß Sie gar nicht an Ihre Mutter und Geschwister schreiben, sagte Clara. Sie könnten, müßten sogar doch versuchen wieder in Verbindung mit ihnen zu kommen.“

„Ich habe nicht Herz dazu! ja, wenn ich glücklich wäre, wenn's mir gut ginge, wenn ich froh und stolz mich ihnen nähern könnte — dann sollt' es gewiß geschehen! dann wollt' ich gewiß sagen: ich habe das Glück auf meine Weise gesucht und gefunden, vergebt mir, daß es nicht die Eure ist! — Aber jetzt! ich kann nicht lügen, ich kann nicht schreiben daß ich glücklich bin, während mir der Gram am Herzen frißt. Ich bin ja sehr unglücklich, so unglücklich daß, wenn ich jetzt z B. an Renata schriebe, so käme es mir vor .... als wolle ich betteln."

„Nicht doch! rief Clara und nahm Dianens Hände, Sie müssen Sich keine so quälenden Vorstellungen machen. Weil Sie leidend sind und sich schwach fühlen, weil Sie Sich häufig mit Todesgedanken beschäftigen, so ist es ja sehr natürlich, daß Sie wünschen mit den Ihrigen wieder in ein freundliches Verhältniß zu kommen."

„Ach! rief Diane mit tiefem Schmerz, als ich Hellmuth heirathete war ich so herzensstolz vor lauter Glück, daß ich meinte nichts zu bedürfen als seine Liebe, nicht Mutter, noch Geschwister, noch Freunde; und daß das ein Irrthum war — ist mein größter Schmerz! Dann müßte ich erzählen wie das Alles so ganz anders gekommen ist, wie

es genau so gekommen ist, wie sie es mir vorhergesagt haben, und das würde mir weher thun, als ich jetzt im Stande bin es auszuhalten. Indessen werd' ich vor meinem Tode doch schreiben — an meine Mutter, weil ich es für meine Pflicht halte sie zu bitten, nicht über das Grab hinaus in Zorn an mich zu denken; und an Renata .... aus Liebe! — und wenn ich todt bin, so sorgen Sie dafür, gute Clara, daß die Briefe nach ihrem Bestimmungsort abgehen."

„O, rief Clara mit inniger Bitte, schreiben Sie jetzt den Brief, den Sie .... aus Liebe! schreiben wollen, senden Sie ihn fort, das wird Sie erquicken; und warten Sie nicht damit auf einen Moment, der hoffentlich noch lange nicht eintreten wird. Ihre Schwester müßte ja kein Herz haben, wenn sie Ihnen dann nicht freundlich entgegen käme."

„Sie hat wol ein Herz, entgegnete Diane, aber nicht weich und matt wie ich, sondern fest und stark. Was sie denkt sagt sie, was sie sagt thut sie. Sie ist aus einem Guß. Was solche Menschen sich vornehmen führen sie aus, und es ist schwer, sie in ihrem Entschluß wankend zu machen. Sie meint nun einmal daß die Gesinnung, nach der wir unser Leben gestaltet haben, uns nicht eines

Weges führe, und daß wir also nur Schmerz durch gegenseitige Berührung haben könnten: folglich sei es besser sie zu vermeiden."

„Aber das mildert sich nach so langen Jahren!"

Was Clara vorbringen mogte, Diane blieb bei dem einmal gefaßten Entschluß, mit dem sie sich nun schon befreundet hatte. Clara war beängstigt durch diese große Todeszuversicht. Als sie Diane verließ, begegnete sie unten im Hause Hellmuth und fragte ihn, was er von dem Zustand seiner Frau halte. Er war zu sehr daran gewöhnt um ihn bedenklich zu finden, und viel zu beschäftigt, um sich deshalb Sorgen machen zu können. Es lagen ihm beständig Berge von Arbeit vor. Alle Zeit, die seine Berufsgeschäfte ihm übrig ließen, widmete er literarischen Arbeiten für theologische Journale — unerquickliche Beschäftigung, durch die Noth veranlaßt und daher dringend von ihm gesucht. Die Seinen bedurften es, buchstäblich um zu leben. Mit seiner rastlosen Thätigkeit kontrastirte schauerlich Dianens Apathie. Längst schon machte er ihr keine Vorstellungen mehr; doch Beide lebten auch nun mit einer an Gleichgültigkeit streifenden Kälte neben einander hin, weil Jeder fand, daß der Andre ihm das Leben sauer mache. So äußerte sich auch Hellmuth gegen Clara über Diane;

nicht bitter, auch nicht klagend oder vorwurfsvoll — eben nur gleichgültig, und grade das beklemmte in diesem Augenblick ganz unbeschreiblich Claras theilnehmendes Herz.

„Ihre Frau ist so sehr niedergeschlagen, sagte sie, daß man gar nicht weiß, wie man sie aufrichten soll.“

„So ist sie immer, entgegnete er gelassen, und was Sie auch deshalb versuchen mögen ist ganz umsonst. Ich habe ja leider diese Erfahrung in ihrem vollen Umfang gemacht. Diane ist nicht der Last des Lebens gewachsen, und sie und ich empfinden es schmerzlich, ohne es ändern zu können.“

Kummervoll verließ Clara das Haus ihrer Freundin, und erschrack heftig, als sie am andern Tage plötzlich zu ihr gerufen wurde. Diane hatte Renatas Brief erhalten, und war in einer so heftigen Freude darüber, daß sie erkrankte. Der arme geschwächte Körper hielt nicht mehr die Stürme der Seele aus. Der brütenden Melancholie war er nur noch gewachsen, mit ihr hatte er sich in Einklang gebracht; große Emotionen mußten ihn erschöpfen und verwüsten. Mit einem brennenden Fieber mußte sie sich zu Bett legen.

„Ohne ihr antworten zu können! .... ohne ihr auf der Stelle sagen zu dürfen, daß sie wie ein

Gottesbote meine letzten Tage mir verklärt! — sagte sie trostlos zu der gerührten Clara. Ja, die Liebe, wenn sie rechter Art ist, wenn sie nie entweiht ward, wenn sie in so einem Renata-Herzen wohnt, ist ein Gottesbote für Alle, denen sie sich zuwendet. Glauben Sie das nicht auch, meine Clara?"

„Ich glaube es, sagte Clara gerührt. Und da Sie nun diese schöne Gewißheit und diese große Freude haben, so suchen Sie ein wenig ruhiger und stärker zu werden, um auch Ihrer Schwester Freude zu machen und ihre theilnehmende Liebe nicht in schmerzliche Bestürzung zu verwandeln, wenn Sie ihr schreiben."

Aber Diane schloß die Augen, um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, denn sie fühlte, daß sie Renaten nur Schmerz bereiten könne — Schmerz durch die Armseligkeit ihres Lebens, Schmerz durch ihren frühen Tod, von dessen Unvermeidlichkeit sie überzeugt war — und mit vollem Recht.

7. Schicksal.

Als Cecil aus Turin nach Nizza zurückkehrte, fand er Renata ganz unbeschreiblich verändert wieder. Es kam ihm vor, als habe sie die Trauerkleider abgelegt, und doch hatte sie das längst gethan, und in ihrem gewohnten Karmeliteranzug — wie Eusebie es spottend nannte — trat sie ihm am Morgen nach seiner Ankunft entgegen. Er hatte nicht den Muth sie zu fragen, was ihr widerfahren sei; er fürchtete weiß Gott welche Antwort, und das Herz schlug ihm heftig als sie sagte:

„Warum sind Sie so lange weggeblieben? über drei Wochen! ich wollte Ihnen etwas erzählen, und die Zeit bis zu Ihrer Rückkunft ist mir gar lang geworden."

„Ich fand in Turin Nachrichten, die mir in Bezug auf meine Zukunft, nämlich auf meine Stellung wichtig sind; und die Carriere ist denn doch etwas, das man nicht versäumen mag, antwortete Cecil. Doch nichts von mir! Sie nehmen

doch keinen rechten Antheil an den Veränderungen und dem Avancement in unsrer Diplomatie," setzte er lächelnd hinzu.

„Allerdings nur insofern es Sie betrifft, entgegnete Renata; aber da denn doch sehr."

„In einigen Wochen wird es sich entscheiden, ob ich einen Glückwunsch von Ihnen empfangen darf."

„Das ist zu spät für mich," sagte Renata.

„Gräfin!" rief Cecil erblassend und stillstehend.

„Erschrecken Sie mich doch nicht so!" sagte sie halb unwillig und halb verlegen.

„Im Gegentheil! Sie haben mich erschreckt! erwiderte er gefaßt. Und warum ist es dann zu spät?"

„Weil ich abreisen will, und je früher desto lieber. Während Ihrer Abwesenheit hab' ich erkannt, daß dies Leben ganz und gar nichts für mich taugt. Ich habe gezeichnet, als wolle ich ein Rafael werden: es langweilt mich! die Kunst will ein ganzes Herz, ich hab' es nicht für sie, drum verschmäht sie mich — und wir sind quitt. Ich habe mich in der Gesellschaft herumgetrieben, als wolle ich eine Elegante werden: das langweilt mich noch mehr. Die Kunst begehrt Alles was der Mensch an Herz und Geist hat; und mehr als ich ihr geben kann; die Welt aber begehrt vor

Allem: — Beides nicht! und das ist mir denn doch noch lästiger! So wenig ich auch haben möge — in der Welt hatte ich noch immer viel zu viel; denn das intellectuelle Leben, dessen ich mich durchaus nicht entäußern kann, findet dort keinen Anklang. Ich wollte die Leute verlocken mir ihre Meinung, ihre Ansichten, ihre Erfahrungen mitzutheilen, indem ich ihnen mit gutem Beispiel voranging. Dafür starrten sie mich an, als ob ich ihnen eine Sottise sagte und eine Indecenz zumuthete. Unwillkürlich kreuzten die Frauen ihre Echarpe über der Brust und knöpften die Männer ihren Rock zu — so angst war ihnen, daß etwas vom Herzen durchschimmern möge, und allmälig erfuhr ich, daß darüber folgende unwandelbare Regeln in der Gesellschaft Gebrauch wären: man hat die Meinung der größten Partei, besonders sobald sie in irgend einer Sommität ihr Organ gefunden; Ansichten hat man nicht bestimmt, sie wechseln je nach der Person, mit der man sich unterhält, ob man ihr gefallen will, oder sie ärgern, oder sonst etwas; Erfahrungen hat man aber nicht, als Frau ein für alle Mal nicht! und wäre man alt und grau — Erfahrungen gemacht zu haben schickt sich nicht. Wie ein Automat soll man durchs Leben gewandelt sein. Ist das nicht Unsinn? wozu leben

wir denn?.... Ich fand mich nicht zurecht in all' der Verkehrtheit und all' der Lüge. Ich sagte Dinge, die man mir grausam übel genommen hat, z. B. „Ach wären die Menschen doch etwas weniger tugendhaft und etwas mehr unschuldig." Die Damen haben behauptet, ich wolle die Gesellschaft nach St. Simonistischen Grundsätzen umformen, ich wirkte schädlich auf junge erregbare Gemüther, man müsse so wenig wie möglich mit mir umgehen. Die Männer finden dasselbe, denn ich bin nicht in der Adoration vor ihrer Unwiderstehlichkeit, und ob ich mit einem Staarmatz spreche oder mit einem Mann, macht mir ungefähr denselben Effect, nämlich gar keinen. Genug, ich gefalle den Leuten nicht, und sie gefallen mir auch nicht: das ist billig! es ist keine Harmonie zwischen uns, und welchen Ton der Eine von uns auch anschlagen möge, nie fällt der Andre mit der Terz ein, sondern immer mit der Septime, und ohne darauf folgende Auflösung. Aus diesem Charivari will ich mich retten nach meinem Ebernbach, und ich wartete recht ungeduldig auf Ihre Rückkehr."

„Befehlen Sie ganz über mich," sagte Cecil, denn er glaubte Renata wolle ihm Aufträge machen, oder Dienste von ihm begehren; vielleicht wünschte sie gar seine Begleitung.

„Ich wollte Ihnen das sagen, weil wir alte Bekannte und gute Freunde sind, fuhr sie fort, Ihnen zuerst.“

„Und weiter nichts? .... o Gräfin, da wir denn doch alte Bekannte und Freunde sind, so erlauben Sie mir die Bitte, daß Sie nicht grade jetzt fortgehen, wo ich eben gekommen bin, und zwar gekommen, um die Zeit Ihres Hierseins mit Ihnen zuzubringen.“

„Das war nicht abgemacht,“ unterbrach ihn Renata.

„Mit Worten nicht.“

„Da haben Sie Recht, sagte sie lächelnd. Aber ich sehne mich nach Ebernbach, nach meinem stillen friedlichen Leben, nach den Menschen, die mir anhänglich sind, die sich freuen wenn ich zwischen ihnen bin, als ob sie dann besser versorgt und sicherer wären. Ich sehne mich aus diesen Olivenhainen und Orangegärten nach dem ernsten Spessart, wo es rauh und grau genug ist, aber wo ich an jedem Gesicht das mir begegnet, an jedem Baum den ich betrachte, an jedem Schornstein den ich rauchen sehe ein ganz bestimmtes Interesse nehme, weil wir in gegenseitiger Verbindung mit einander sind. Ich sehne mich aus dieser wunderreichen, sonnedurchglühten, von Meer und Gebirg

umgürteten Ebene hinweg, und nach meinem kleinen engen Thal, zu den Menschen denen ich gehöre, die mein sind ...." —

„Müssen denn das durchaus eine Menge Menschen sein?" fragte Cecil halblächelnd.

„Denn ohne einen direkten und ganz bestimmten, auf gegenseitige Verpflichtung gegründeten Verkehr mit ihnen, mag ich nicht leben, fuhr sie fort, und da ich das jetzt sehr deutlich erkannt habe, will ich heim. Ich gehöre nicht zu den Kunstmenschen, noch zu den Gesellschaftsmenschen, sondern zu denen, die schlechtweg ihren Kreis der Pflichten haben und ausfüllen müssen, und mit einem solchen lockt mich mein Ebernbach."

„Es lockt Sie von hier fort, weil Sie Sich hier unthätig fühlen; aber werden Sie dort nicht in ein ganzes Meer von melancholischen Erinnerungen, von schmerzlichen Träumen versinken?"

„Sinken? ja! doch nicht versinken! ich arbeite mich empor. Die trüben Erinnerungen an große Schmerzen, die unversiegliche Schwermuth die uns überfällt, wenn wir in die Vergangenheit blicken, sind für uns das, was der Ballast für ein Schiff ist. Nur unerfahrne Menschen halten ihn für unbequem! uns ist er nothwendig; ohne ihn wären wir ein Spielwerk der Wellen des Lebens."

„Ich weiß daß Sie stärker sind, als Menschen zu sein pflegen, sagte Cecil, und als Renata eine verneinende Handbewegung machte: Ja doch! ich weiß es! und darum frage ich: ist stark sein .... glücklich sein?“

„Danach fragen Sie mich nicht! rief Renata, vom Glück weiß ich wenig zu sagen.“ Sie blieb stehen, schlang den Arm um einen Orangenbaum, und lehnte sinnend das Haupt an den Stamm. Der Morgenwind wehte durch das glänzende Laub und schüttelte einige Blüten herab, die ihr wie duftende Sterne in's Haar fielen. Die Morgensonne stand hinter ihr; sie sah aus wie eins von Botticellis — des alten Florentiners — auf Goldgrund gemalten Bildern, wo die Engel und Heilige gar nicht schön sind, und doch so unbegreiflich himmlisch aussehen. Nach einer Weile sagte sie gedankenvoll: „Ich bin zuweilen recht glückselig, aber glücklich .... bin ich und war ich wol nie.“

Cecil fühlte einen glühenden Drang vor ihr niederzuknien, nur die Spitze ihrer Finger, nur den Saum ihres Shawls zu küssen. Sein Herz klopfte so heftig, daß er meinte, sie müsse es hören können. Er schlug die Arme über einander und trat zwei Schritt zurück.

„Sie müssen mir eine Gnade erweisen, sagte er

äußerlich ruhig. Man darf so zu Ihnen sprechen, denn Sie rechtfertigen jedes Vertrauen! reisen Sie jetzt nicht! warten Sie nur noch drei, höchstens vier Wochen. Sie wissen nicht was Alles für mich davon abhängt, und ich kann es Ihnen auch jetzt noch nicht sagen."

„Warum nicht jetzt?" fragte Renata unsicher.

„Weil die Zeit noch nicht da ist," entgegnete er bestimmt.

„Das klingt so geheimnißvoll, sagte sie lächelnd, daß es mir Lust macht zu bleiben."

„Sie bleiben also?"

„Ich will mich besinnen."

„Besinnen? o, nur nicht zu lange."

„Nein, nur drei Wochen."

Diesmal nahm Cecil denn doch ihre Hand und küßte sie. Renata sagte ganz unverlegen:

„Ja, so gutmüthig bin ich! meine Plane interessiren mich weniger als die Anderer, und ich freue mich nur, daß ich den meinen noch gegen Niemand ausgesprochen hatte."

Sie fing nun ihr früheres Leben wieder an, besuchte fast gar nicht mehr die Gesellschaft, und ging und ritt mit Cecil und Mimi spazieren; auch der Zeichenlehrer wurde wieder entlassen. Eusebie

sah mit großem Verdruß Cecils Wiederkehr und Alles, was darauf folgte. Sternfels sagte ihr:

„Nun? bin ich nicht ein Prophet? hab' ich's nicht vorher gesagt? kleine Brouillerie, Versuch sich zu zerstreuen, Erkenntniß der Unmöglichkeit, Rückkehr, Versöhnung, Schluß d. h. Heirath. So lautet mein Programm. Ja, Schätzchen! ich kenne die Menschen, ich bin ein geborner Psycholog! — Wär' es nur erst bis zur Heirath; worauf warten die Leute?"

Eusebie hatte an eine Freundin nach Berlin geschrieben um Erkundigungen über Cecil anzustellen. Sie hoffte auf ein ungünstiges Resultat. Dem war aber nicht so. Die Dame antwortete: der Minister des Auswärtigen habe ihm seine besondre Gunst zugewendet, und dessen verstorbene Tochter sei seine Braut gewesen; sie selbst kenne ihn zwar nicht persönlich, höre aber nur lobend von ihm sprechen. So war es denn ganz unmöglich gegründete Beschwerden gegen ihn aufzubringen; daher sagte Eusebie:

„Lieber Gott! er ist interimistischer Geschäftsträger! das wäre denn doch eine jämmerliche Stellung für meine Schwester. Aber ich bitte Dich, sprich mir nicht davon! es liegt für mich etwas Empörendes in dem Gedanken, daß zwei Menschen

sich heirathen wollen, deren Brüder mit einander ein solches Duell gehabt haben."

„Im Gegentheil! etwas Versöhnendes! sagte Sternfels! Denke doch nur an den Cid und Ximene. Man muß mit Nutzen reisen, lieber Schatz."

Renata allein war ruhig, zu ruhig vielleicht. Sie zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß Cecil sie liebe. Sie wußte es ja schon vor zwei Jahren in Frankfurt. Sie liebte ihn nicht, wie sie Emmerich geliebt hatte, sie hatte gar keine Leidenschaft für ihn; aber was sie ihm gesagt hatte war doch durchaus wahr und richtig: er war ihr ganz und gar angenehm, und ein Leben mit ihm erschien ihr leicht und vertrauenerweckend. Ob er sie zu heirathen wünsche wußte sie aber nicht. Für manche Männer ist eine Frau lästig und unbequem in der Carriere. Auch das beunruhigte sie nicht. Mit der Gelassenheit, welche große Schicksale geben, sah sie nur in die Zukunft um sie Gott anheim zu stellen. An Emmerich dachte sie wie an den verlornen Geliebten ihrer Jugend; doch nicht wie damals in Frankfurt mit verzweiflungsvoller Sehnsucht, mit flammender Liebe. Sie hatte ihm gesagt: ich will Dich sehen, und dann ruhig leben und sterben. Sie hatte ihn gesehen, als Gatte, als Vater, und wünschte jetzt für ihn noch Alles,

von ihm nichts mehr. Nicht erkältet war sie gegen ihn, noch gleichgültig, doch mit dem Gedanken an ihn wandten sich Aug' und Herz dem Himmel zu, der Erde nicht. Ihre Gesinnung war die alte: Besser soll uns die Liebe machen, nicht schlechter; stark sollen wir durch sie werden, nicht miserabel. Sie sah sich um auf der Erde und fragte sich selbst: was giebt es denn für mich zu thun? — Ihr bangte wol ein wenig vor ihrer großen Einsamkeit, und dann war ihr zu Sinn, als müsse sie freudig Cecils Hand ergreifen. Einmal bat sie ihn, er möge ihr doch sein ganzes vergangenes Leben erzählen, aber aufrichtig.

„Das kann ich nicht!" sagte er finster.

„Das mißfällt mir, entgegnete Renata, denn es giebt mir Veranlassung viel Übles von Ihnen zu denken."

Er verbeugte sich und schwieg.

„So trotzig?" fragte sie.

„Es ist kein Trotz, sondern die Unmöglichkeit Ihnen zu willfahren, die mich verstummen macht. Um ganz aufrichtig zu sein müßte ich gleichsam als Richter über mich und meine Handlungen sprechen — denn an den kahlen Daten und Namen würde Ihnen doch nichts liegen —

und das kann ich nicht! ich würde vielleicht zu streng gegen mich sein, um Sie zu entwaffnen."

„Meinen Sie denn, daß ich Sie richten will? Ich will Sie kennen! Für vollkommen halte ich Sie ohnehin nicht."

„Das ist trostreich!" rief Cecil lachend.

„Ganz gewiß! denn die fremde Unvollkommenheit mahnt mich an die eigene, und so hab' ich immer Nachsicht und Milde vorräthig, und das ist doch sehr tröstlich für Andre."

„Sie Selbst haben mir noch nicht einmal Ihr Leben erzählt," sagte Cecil ausweichend.

„Das ist nicht nöthig, denn meine Schwägerin hat es gethan."

„Ungenügend, Gräfin, unbestimmt! sie kannte einen Charakter nicht, ein Verhältniß nicht...." —

„Das war kein Verhältniß, unterbrach ihn Renata, sondern eine Liebe. Sehen Sie, fuhr sie freundlich fort, so aufrichtig bin ich, und Sie wollen es nicht sein, da man einem Mann doch weit mehr in diesem Punkt nachsieht, als einer Frau!"

„Ach! sagte er, bei mir ist es ja grade umgekehrt: immer nur ein Verhältniß und nie eine Liebe."

Renata lächelte und fragte: „Waren Sie deshalb

so melancholisch in Frankfurt, als ich Sie näher kennen lernte?"

„Auch deshalb! und dann kam so Manches zusammen, um mir das Leben ernster zu zeigen als in meiner früheren Zeit „quand j'étais jeune et superbe." Es waren Erfahrungen, Warnungen nicht zu hohen Werth zu legen auf Alles, wonach ich so sehr gestrebt, und was mir in der Hand zu Staub, vor dem Auge zu Nebel geworden war. Mein Leben hatte andre Leben geknickt, zerstört, beeinträchtigt; mit welchem Recht? o, nur durch Unrecht. Das macht traurig, und zwiefach. Man meint im Augenblick der Leidenschaft, der Selbsttäuschung, der Aufregung, sich selbst diese oder jene Handlung schuldig zu sein, weil sie eine Bedingung der Existenz, eine Stufe zum Glück zu sein scheint; man thut sie .... und auf der Stelle entdeckt man, daß sie ein Irrthum war, dessen Folgen uns Schaden bringen statt Nutzen, und Unheil statt Glück. Dann reibt sich die Seele wund an dem zweischneidigen Stahl, den wir im Busen mit uns herum tragen, an dem Bewußtsein so gröblich geirrt und so tief gefehlt zu haben. Davon kann man gewiß melancholisch werden."

„Und wie gelangten Sie wieder zum Gleichgewicht?" fragte Renata theilnehmend.

„Was die Vergangenheit betrifft, so bleibt sie mir der Ballast im Schiff meines Lebens — wie Sie neulich sagten, Gräfin — doch für die Gegenwart entschloß ich mich dem äußern Erfolg, dem was die Welt Glanz und Glück nennt und was sie anbetet — nicht so durstig nachzujagen. Dieser Entschluß traf zusammen mit Ihrer Bekanntschaft, und bildete an ihr sich aus. Nie hatte ich einen Menschen gesehen, der in so wahrhaft göttlicher Freiheit durch unsre sklavische Welt ging, weil er sich selbst höher achtete als ihre Gesetze; — nie einen Menschen, an dem so gar kein Staub haftete, weder Goldstaub noch Schmutzstaub, weil er die atomistischen Erbärmlichkeiten, in denen wir ersticken, nicht an sich duldete. Ich liebte den Goldstaub wie Alle die ihn brauchen, um Andre zu blenden. Ich stellte die Gesetze der Welt höher als meine Selbstachtung, denn ich strebte vor Allem danach, jene für mich zu haben und meine Gesinnung ihnen anzuschmiegen. Da kamen Sie.... und mißachteten das Alles .... und mißachteten auch mich....“ —

„Nie! o, niemals! unterbrach ihn Renata lebhaft; ich hatte nur kein rechtes Zutrauen zu Ihnen, weil mir schien, als hätten Sie Sich noch nicht ganz zum Bewußtsein über Sich Selbst durchgear-

beitet — eine Aufgabe, worin die Meisten stecken bleiben."

„Sie kamen zu uns! Sie gingen Ihre Wege, Sie hatten Ihre Gedanken, Sie sprachen mit Ihren Worten, Sie lebten Ihr Leben, Sie waren ein Fremdling zwischen uns — und Sie mißfielen den Leuten."

„Allerdings! sagte Renata nachdenklich; ich gefalle den Leuten nur so lange, als ich schöne Kleider trage und Fadaisen sage."

„Ganz natürlich! da halten die Leute Sie für ihres Gleichen und fühlen sich in einer Linie mit Ihnen. Blitzt die höhere Natur zwischen den Wolken von Kleidern und Phrasen hervor, so sind die Leute aus dem Gleichgewicht mit Ihnen, und verfallen auf der Stelle in die instinktmäßige Abneigung, welche die dürftige Mittelmäßigkeit gegen die Überlegenheit hat. Darüber grämen Sie Sich nicht! Verirrte sich ein Engel vom Himmel zwischen uns, so würde er sehr schlecht in der Gesellschaft behandelt werden; — doch Einzelne huldigen und folgen ihm — wie ich Ihnen."

„Damit bin ich zufrieden," rief Renata freudig.

„Um das, wie Sie, aus vollem Herzen zu sagen, muß man so innerlich unabhängig sein wie Sie sind. Die Masse der Menschen wird sich immer

in der Masse umsehen und ganz bedenklich fragen: Mache ich auch hier genug Effect? werde ich auch dort genug beachtet? blende und imponire ich auch da genug?“

„Welch’ ein Mühsal! rief Renata lachend, haben Sie Sich wirklich je darum bekümmert, welchen Eindruck Sie machten und Sich danach arrangirt oder darauf vorbereitet? — Nun, ich sehe Ihnen schon an, daß Sie mich bitten wollen, Sie nicht zu einem so demüthigenden Geständniß zu zwingen. Aber fragen muß ich Sie, ob Sie beharren werden in der Gesinnung, die Sie jetzt ausgesprochen haben; das ist wichtiger.“

„Ich hoffe vom Altar der Heiligen nicht abzufallen, um zum Dienst der falschen Götter mich zu wenden,“ entgegnete Cecil.

Als Renata nach Hause kam erzählte ihr Eusebie, die Fürstin X. und die Gräfin Z. wären eben bei ihr gewesen, um ihr Glück zu wünschen.

„Wozu denn das?“ fragte Renata ziemlich gleichgültig.

„Zu Deiner Verlobung,“ entgegnete Eusebie.

„Das ist zu voreilig, sagte Renata gelassen. Ich gebe Dir mein Wort, daß ich Dir zuerst sagen werde, wenn ich über meine Hand verfüge.“

„Sollte das je zu Forsters Gunsten geschehen,

so mögte ich Dich bitten, es mir wo möglich zu verschweigen, denn einen Glückwunsch für Dich würde ich nicht über die Lippen bringen aus Betrübniß; und für ihn, aus Zorn. Er schmeichelt sich bei Dir ein auf jede Weise, und Du läßt Dich durch ihn bestechen."

„Das sind seltsam scharfe Worte, um eine Neigung zu bezeichnen! Gefällt man sich gegenseitig, so giebt es keine Schmeichelei und keine Bestechung mehr."

„Deine Verblendung geht über alle Grenzen! Du bist so klug, Renata, so klar, und doch so befangen in Eitelkeit, daß Du nicht einsiehst, welch' eine Anziehungskraft Dein Vermögen und Deine Geburt auf Forster üben. Wärst Du arm und von geringer Herkunft, so würde er sich nicht um Dich bekümmern."

„Das glaub' ich auch, denn alsdann wäre ich ja nicht mehr die Person, die ich jetzt bin, die sich grade aus meinen jetzigen Verhältnissen entwickelt hat! Wäre ich ein Bauermädchen, so wäre ich ihm nie begegnet; wär' ich eine Grönländerin oder Hottentottin, so hätte er nicht einmal eine Ahnung von meiner Existenz. Darüber muß ich mich schon trösten, daß Forster sich für die Renata, die da ist — und nicht für die, welche gar nicht existirt, interessirt."

„Du suchst mir durch Spott auszuweichen, da Du die Wahrheit meiner Worte heimlich erkennst, und sie nicht zu widerlegen vermagst.“

„Nicht doch! ich kann auch sehr ernsthaft reden und Dir sagen, daß ich es einem Mann unmöglich übel deuten kann, wenn die Frau Vermögen hat, die ihm gefällt. Wir sind ja heutzutag so fürchterlich verwöhnt durch Luxus und Bequemlichkeit jeder Art, daß ein Vermögen, welches unsern Großältern recht bedeutend schien für uns eine wahre Bettelei ist, die man allein auf die Toilette verwendet. Wie soll ein Mann diesen Bedürfnissen genügen? Weil er es nicht kann — darum bleiben so manche unverheirathet. Und was die Geburt anlangt, gute Eusebie, so finde ich wirklich, daß man schlecht gegen uns verfährt! Prinzessinnen heirathen simple Edelleute und nehmen uns unsre Partien, Edelleute heirathen Mädchen aus dem Handelstand, Sängerinnen, Schauspielerinnen, und was ihnen gefällt; wer bleibt da für uns übrig? heirathen wir einen Prinzen, so wird ein alberner Name für uns componirt, der uns in eine Reihe mit den Mätressen der Fürsten stellt, und unsre Kinder sind nicht successionsfähig. In solche schiefe Stellung mag man sich doch nicht gern begeben. Da wollen wir uns schon lieber entschließen, lie-

benswürdige Männer zu heirathen wo wir sie finden, abgesehen von ihrer Herkunft. Ob diese gänzliche Aufhebung aller Standesunterschiede wirklichen Vortheil bringt, bezweifle ich! die Menschen werden dadurch noch unruhiger, noch begehrlicher als sie ohnehin schon sind. Aber wir können uns nicht ganz losmachen von den Ansichten unsrer Zeit; Niemand hat es gekonnt; wir athmen in ihrer Atmosphäre ...."

„Und erkranken in ihr!" warf Eusebie hin.

„Haben wir eine gesunde und tüchtige Natur, entgegnete Renata, so erkranken wir nicht. Ächte Lebensstoffe sind überall; die müssen wir erkennen und uns aneignen lernen, und die schädlichen ausstoßen."

„Das wäre Alles sehr schön und erhaben, wenn es sich nur nicht darum handelte, eine Entschuldigung für eine unpassende Heirath zu finden!" rief Eusebie ungeduldig.

„Da Du mich so vollkommen mißverstanden hast, um ein Entschuldigungsbedürfniß in meinen Worten zu finden, so würde es nutzlos und langweilig sein, ferner auch nur noch eine Sylbe über diesen Gegenstand zu verlieren," sagte Renata mit der unerschütterlichsten Gelassenheit und setzte sich, das Gespräch abbrechend, an ihren Flügel. Bei ihm

ruhte sie sich wieder aus, wie in früheren Jahren; mit den Geistern seiner Töne führte sie wieder trauliche, tiefsinnige Gespräche; die Poesien, für welche ihre Lippen keine Worte fanden, legte sie in seine Akkorde. Die Musik war ihr wieder eine Rose ohne Dornen, die sie tapfer sich erkämpft hatte; — denn sie hatte so lange in die Dornen hinein gegriffen, bis ihre Hand alle abgestreift. Sie war nun fast vier Monate schon in Nizza gewesen; der Frühling stand dort in voller Pracht.

Hier bin ich wieder lebenskräftig geworden, sprach Renata zu sich selbst; Anderen bringt dieser liebliche Ort Gesundheit des Leibes, Stärkung der Nerven; mir hat er mehr gebracht! eine geistige Badekur war er mir, in der sich die Wunden der Seele schließen, und nach welcher man sich erfrischt in's Leben und in den Wirkungskreis zurück begiebt. —

Emmerichs Bild glitt durch ihre Seele. Sie behielt es fest im Auge, und senkte nicht den Blick vor ihm. O Du! sagte sie halblaut, Du und die Liebe zu Dir — das hat mich eingeweiht in's Mysterium der Schmerzen: wir erliegen ihnen nicht, wenn wir nicht feig sind. — Ihr Herz hob sich froh, fast glücklich. Sie saß auf den Kiesel-wällen am Meer, die Wogen erstarben zu ihren Füßen wie ein leises Liebesgeflüster, und sie horchte

darauf. Wer ist dessen je müde geworden? Was die Meereswellen und die Liebe erzählen, klingt immer so wundervoll neu. — Aber Ahnungen giebt es nicht; das ist gewiß! sonst hätte ihr Herz nicht so leicht und frisch klopfen können.

Cecil suchte sie auf der Terrasse und im Garten. Als er die kleine Miß bellend außerhalb des Gitterthors herumlaufen sah, ging er hinaus und näherte sich Renaten. Er war in einer solchen Spannung, daß er sich keine Zeit zu Vorreden nahm, sondern nur entschlossen sagte, als er sich zu ihr setzte:

„Ich bin zum Minister=Residenten in Rom ernannt.“

„Das war also Ihre große Erwartung? Nun, meines Glückwunsches sind Sie gewiß. Rom! das ist fast beneidenswerth.“ — Sie gab ihm die Hand und drückte die seine; aber er erwiderte nicht den Druck.

„Nein! sagte er, in dieser Weise, nur freundschaftlich, nehme ich nicht Ihre liebe Hand, Gräfin. Aber .... wollen Sie mir folgen nach Rom, darf ich Sie dahin führen; jetzt, wo ich Ihnen eine Stellung in der Gesellschaft, einen Namen in der Welt anzubieten habe, ja, dann nehme ich sie.“

Sie schwieg. Emmerich's Wort einst vor langen Jahren in Ischl, und dann wieder beim Ab=

schied in Prag: Nicht mir wirst Du gehören, aber auch keinem Andern; — und ihre Antwort: Keinem Andern! — und ihr Ring, den sie ihm gegeben; — das Alles stand plötzlich so klar in ihrer Seele, als habe Cecil einen Vorhang fortgezogen.

„Gräfin, sagte Cecil, Sie dürfen mir meine Bitte abschlagen, aber nicht mich martern durch Ihr Schweigen. Sprechen Sie! Sie können nicht überrascht noch befremdet sein; Sie mußten diesen Moment ahnen, wissen, erwarten, denn nur mein Mund hat bis jetzt geschwiegen, und Sie verstehen es, in den Seelen zu lesen.“

„Ich wollte, Sie verständen es auch, entgegnete Renata sanft, denn ich mögte Ihnen jetzt gern die Hand geben und ohne Worte.“

„Wirklich?“ rief Cecil beseligt und zagend.

„Warum zweifeln Sie?“ fragte sie lächelnd.

„Weil ich Sie so sehr liebe, daß Sie für mich im Himmel stehen, während ich doch nur auf der Erde bin.“

Renata gab ihm die Hand, sah ihn an mit jenem Ausdruck, der nur ihr eigen und wunderbar vertrauenerweckend war, und sagte: „Cecil!“

„O! rief er, Sie werden mich glauben machen,

daß Sie mich lieben, wenn Sie mit diesem Blick mich ansehen, mit diesem Ton zu mir reden.“ Er behielt ihre Hand.

„Die Liebe ist ein großes Räthsel, sagte Renata ernst, das eine tiefe Wahrheit umhüllt, und das wir unvollständig lösen in der Liebe zum Geschöpf, vollständig in der zum Schöpfer. Ich will Sie nichts glauben machen, was nicht ist.“

„Soll das heißen, daß Sie mich nicht lieben?“ fragte er.

„Wenn Sie unter Liebe etwas Unüberwindliches, Unwiderstehliches, gewaltsam und unberechenbar Beherrschendes begreifen“ .... —

„Allerdings! denn so liebe ich Sie,“ unterbrach Cecil.

„Dann werden Sie nicht mit mir zufrieden sein, entgegnete sie, traurig den Kopf schüttelnd. Ich habe so früh gelernt, die Liebe zu beherrschen, daß sie nicht mehr meine unumschränkte Königin sein kann. Ich habe mich nie bewußtlos von ihr in eine Welt süßer extatischer Seligkeit reißen lassen. Der Freuden, die sie mir gab, war ich mir immer bewußt, denn es waren ernste, aus Kampf geborne, im Schmerz erzogene, fast mögt' ich sagen Märtyrerfreuden. Für ein jauchzendes Liebesglück bin ich nicht geschaffen.“

„Wer weiß!“ sagte Cecil, in ihr Anschauen versenkt.

„Ich habe Emmerich geliebt, fuhr Renata fort, wie sich das nicht sagen läßt mit kahlen dürren Worten. Dabei ist mir das Herz so wund geworden, so erstickt in seinen Aspirationen, so zerrieben von seinem heftigen Klopfen, so vertraut mit dem Gedanken, in Fesseln gehalten werden zu müssen, so fest in dem Entschluß, das Leben hoch zu halten, wenn auch mehr Dornen als Rosen darin sind, daß ich eben durch das Alles so geworden bin, wie Sie mich gefunden haben: nicht mehr fähig der Leidenschaft, aber dennoch durstig nach Glück, und nicht immer so resignirt, wie ich in stillen Augenblicken spreche.“

„Und Emmerich?“ fragte Cecil, und Renata fühlte, wie seine Hände zitterten. Aber die ihre lag friedlich in den seinen und zitterte nicht. Sie sagte ruhig:

„Ich werde ihn nie vergessen.“

„Sie trauen mir zu viel Kälte zu, Gräfin!“ rief er.

„Ich kann nicht lügen, ich kann weder mich noch Emmerich verleugnen, und ich kann und will ihn nicht vergessen. Spricht man nicht zu einem Kinde: O schäme Dich, Du hast vergessen! — Sagt man

nicht fast mit Verachtung von einem Menschen: er hat vergessen sein Wort, oder seine Pflicht, oder seine Gesinnung! — Ist nicht immer eine Schmach, ein Vorwurf an das Vergessen geknüpft, und dürften Sie nicht selbst besorgen, von mir vergessen zu werden, wenn ich fähig wäre, eine Erinnerung aus meiner Seele zu tilgen, die meinem ganzen Leben die Richtung gegeben hat? Ich denke an Emmerich ohne Schmerz und ohne Sehnsucht, aber ich denke an ihn."

„Versprechen Sie mir, mit Worten an ihn zu denken, nicht mit stummer, stiller Seele, sondern mit mir."

„Desto besser! rief Renata freudig; das thue ich gern, denn nicht ein dunkler Fleck haftet auf seiner Erinnerung und seinem Wesen."

„Aber wie sind Sie denn eigentlich für mich gesinnt?" fragte Cecil schwankend.

„Als könnt' ich glücklich mit Ihnen sein," sagte sie rasch und lebhaft.

„Glücklich? Sie, Renata, die nie glücklich waren?"

„Eben darum," sprach sie mit lieblich feinem Ausdruck.

„Und was denken Sie Sich unter diesem neuen fremdartigen Glück?" fragte Cecil dringend.

„O Alles, was ich nicht kenne, sagte sie, und

mehr, als ich mir vorstellen kann.“ Ihr Auge suchte mit einem ungewohnt träumerischen Ausdruck das seine.

„Solche Zuversicht giebt nur die Liebe! rief er entzückt. Sie allein schließt eins von den tausend Himmelspförtchen auf, durch welche selige Verheißungen eines namenlosen Glücks zu uns herab schweben.“

Er sah so tief und innerlich glücklich aus, so verklärt von der Gewißheit, die Krone seines Lebens erlangt zu haben, daß Renata gerührt all' den Jubel in Schutz und Schirm des Himmels flüchten wollte; nur dann schien er ihr sicher zu sein. Sie faltete mit frommer Bewegung die Hände und sagte:

„O mein Gott, laß mich ihn glücklich machen! das Leben der Liebe ist ja so heilig und so schön.“

„Du hast Gott, und ich habe Dich!“ rief Cecil und wollte sie umschlingen.

Aber Renata sprang auf und sagte lachend:

„Unmöglich, mein Herr! die Sonne sieht's!“

„O, entgegnete er, die Sonne hat gewiß nichts dagegen, einmal einen recht Glücklichen zu bescheinen! Hätten Sie gesagt: Eusebie sieht's! — das würde mir imponirt haben. — Aber, Renata! daß ich Wichtiges nicht vergesse: ich muß bald, so bald

wie möglich fort, und ich hoffe sehr ..... nicht ohne Sie."

„Giebt es denn hier protestantische Pfarrer?" fragte sie.

„Ja, aber englische," entgegnete er, unbeschreiblich froh, keinen Widerstand bei ihr zu finden.

Sie traten in's Haus und Sternfels kam ihnen entgegen.

„Kehren Sie nur gleich wieder mit uns um," sagte Renata und faßte ihn unter den Arm.

„Mit uns? erwiderte Sternfels; mit uns? und dazu so eine gewisse huldvolle Stimmung, welche der Infantin nicht immer gegen ihren unterthänigen Knecht eigen ist: — das bedeutet etwas Gutes."

„Das Allerbeste, lieber Graf," sagte Cecil.

„Endlich! rief Sternfels, vergnügt in die Hände klatschend; ich war schon ganz ungeduldig, so lang wurde mir die Zeit. Man muß sich nicht so erschrecklich besinnen, wenn's darauf ankommt, glücklich zu sein."

Er war ganz Herzlichkeit und Theilnahme, und immer bemüht, Eusebien's schneidend frostiges Wesen vergessen zu machen. Trotz seines Leichtsinns und seiner Leichtfertigkeit war ihm das Herz nicht so vertrocknet und verschrumpft, als ihr, mit ihren ewigen merkantilischen Berechnungen. Er hatte die

instinktartige Gutmüthigkeit behalten, welche den Menschen seines Schlages gewöhnlich in solchem Grad eigen ist, daß man ihnen häufig deshalb ihre großen Fehler verzeiht; während Eusebie nicht einen einzigen in die Augen fallenden Fehler hatte, aber ihrer Herzensdürre wegen unerträglich war.

„Wie kannst Du Dich freuen? sagte sie zu ihrem Mann. Ist denn das ein Grund zur Freude, daß meine Schwester eine so klägliche Heirath macht, und uns und unserer Familie entfremdet werden wird? Weder die Mama, noch Ignaz, keiner der Verständigen aus unserem Hause wird den albernen Schritt und Deinen kindischen Jubel begreifen.“

„Ja Schätzchen! sagte Sternfels, Du und Deine Mama und Dein Bruder, Ihr bildet ein Kleeblatt, vor dem ich allen Respekt habe; denn wenn wir andern Menschenkinder uns an's Herz greifen, weil es uns warm und froh wird, so legt Ihr Drei die Hand an die Stirn und fragt ganz nachdenklich: Was hab' ich davon? Ihr seid geborne Spekulanten! Mit Euch ist nicht Schritt zu halten.“

„Was helfen mir meine Spekulationen! rief Eusebie unmuthig; ich habe mich in Renata's Charakter verrechnet. Wer kann sich vorstellen, daß sie bei achtundzwanzig Jahren sich verlieben wird? Es ist im Grunde ein Skandal“ .... —

„Weil sie Deine Berechnungen über den Haufen wirft? rief Sternfels laut lachend. Liebes Kind, sei nur nicht hypertugendhaft! Dahinter steckt immer etwas Anderes. Ja ja, etwas Anderes! sieh mich an wie Du willst; und zwar etwas, das beileibe nicht Deine Tugend verdächtig macht — o nein! die leuchtet und stralt! aber .... Deinen Charakter. Und weißt Du wol, Schätzchen, daß ich zuweilen Gedanken habe .... gotteslästerliche wirst Du sie nennen, indessen muß ich sie Dir, meinem andern Ich, doch mittheilen; also Gedanken, wie z. B. dieser: steckt nicht etwa die Tugend einer Frau im Blut und der Charakter in der Seele? und muß man den einen auf Kosten des andern ausbilden und berücksichtigen?"

„Ich muß mich bewundern, sagte Eusebie, daß ich bei Deinen perniziösen Grundsätzen nicht durch und durch verdorben bin, und Du wirst mir wenigstens zugeben müssen, daß ich felsenfeste Prinzipe meiner guten Mutter zu danken habe" .... —

„Wie auch Dein felsenhartes Herz," ergänzte Sternfels, immer die Unterhaltung in so scherzhaftem Ton und mit so verbindlichen Mienen und Geberden führend, daß es wie ein verstecktes Lob klang. Eusebie traute dem aber nicht und sagte:

„Was man heimlich beneidet, weil man es nicht

aufrichtig bewundern mag, das sucht man durch Spott herabzusetzen. Mir scheint, lieber Sternfels, daß Du bei den Kritikern in den literarischen Journalen Lectionen nimmst, und ihnen ihre verbrauchten Künste ablernst."

Sternfels hielt sich beide Ohren zu und rief: „Gnade, mein liebes Kind, Gnade! wirf mir vor, was Du willst, tadle mich, wie Du willst, vergleiche mich, womit Du willst — nur nichts! nichts von Journalisten! Machtest Du mir den Vorwurf, bei Katzen in die Schule zu gehen, so würde mich das schon empören; aber nun vollends bei Journalisten! Nein, Schätzchen, dann hat unser heitres Gespräch sogleich ein Ende. So über alle Maßen mußt Du mich nicht beleidigen. Jetzt ist's vorbei; ich kann die arme Renata nicht mehr vertheidigen. Mir ist zu Muth wie einem Ritter, der statt des Lanzenstichs einen Faustschlag bekommen hat."

Später, als Renata sich zu dem Ehepaar gesellte, fragte Eusebie:

„Wie hat es sich nur gemacht, daß grade Forster Dein Herz genug gerührt hat, um Deine Hand zu gewinnen? Mir däucht, Du hättest doch in diesen letzten Jahren manche Männer kennen gelernt, die ihm in vieler Beziehung überlegen sind."

„Ich glaube wol, entgegnete Renata, daß hier

und da ein Mann meiner Bekanntschaft irgend einen Vorzug vor Cecil haben mag; ich hatte nur nie Zeit, mich an ihn zu gewöhnen, mich mit ihm zu befreunden, und für die Liebe „beim ersten Blick" bin ich nicht geschaffen."

„Bedanken Sie Sich bei mir, Infantin! ich habe Ihnen Gelegenheit und Muße verschafft, sich gründlich an Forster zu attachiren; denn wäre Eusebie nicht in dem interessanten Zustand, worin wir sie jetzt erblicken, so wären wir durch Nizza geflogen, nach Rom, nach Neapel und nach Deutschland zurück, und Sie hätten ihn niemals so wie hier in ungestörter Intimität kennen gelernt."

Eusebie, die ohnehin nicht sehr erfreut über ihren, wie Sternfels ihn nannte, interessanten Zustand war, fand in dieser Äußerung einen Grund mehr, um sich heimlich zu grämen, und sagte:

„Wie wirst Du nur die oft so lästige Abhängigkeit von einem Mann ertragen, Du Unabhängige seit Deinem sechszehnten Jahr?"

„Ach! erwiderte Renata aus voller Seele, von der großen und mühseligen Anstrengung, immer meinen eigenen Willen festzuhalten und durchzuführen, werde ich mich mit wahrer Wonne in dem Bewußtsein ausruhen, den Willen eines Andern zu thun."

„Du sprichst wie Jemand, der nicht weiß, wie bitter uns der Gehorsam sein kann," entgegnete Eusebie kopfschüttelnd.

„Nicht doch! sagte Renata ruhig, ich habe mich früh im Gehorsam gegen die von Gott auferlegte Pflicht geübt."

„Sie sind wirklich eine ganz excellente Frau! rief Sternfels. Ja, Sie haben eine Vorschule gehabt, welche Sie herrlichst für die Ehe befähigt. Jedesmal, wenn sich zwischen Ihnen und dem Gemal leichte Differenzen erheben, die auch in der glücklichsten Ehe nicht fehlen — nicht wahr, Eusebie? — werden Sie sanft und freundlich nachgeben und denken: meines Mannes Wille ist Gottes Wille, und der geschehe."

Renata lachte und sagte: „Ich glaube, bis zu dieser Vollkommenheit bring' ich es nicht."

„Ich würde Dir auch nicht dazu rathen, sagte Eusebie. Aber was wird denn nun aus Ebernbach, aus Deinen herrlichen Besitzungen? Kann denn das Alles so fortbestehen ohne Dich? wird Deine ordnende Hand, Dein klares Auge nicht überall fehlen?"

„Ich hoffe im nächsten Herbst und dann alljährlich auf ein Paar Monate nach Ebernbach zu gehen,

und mich meiner Heimath und meinen dortigen Verhältnissen nicht zu entfremden."

„Wie wird aber Forster sich darin finden? es sind Verhältnisse nach großartigerem Zuschnitt als er sie gewohnt ist."

„Ein Diplomat, der sich schmeichelt mit den europäischen vertraut zu sein, wird auch mit den Ebernbachischen fertig werden," sagte Renata lächelnd.

„Und seine Familie? fuhr Eusebie fort zu inquiriren, wie wirst Du Dich mit der stellen?"

„Das weiß ich nicht, denn ich kenne sie nicht."

„Es scheint ein Fatum über uns und diesen Forsters zu walten, daß wir uns auf jede Weise in der Welt treffen: Tosca, Sigismund, Ignaz, Du, Cecil — denke doch nur, wie freundlich und feindlich sich das berührt."

„O, das ist eine traurige Erinnerung!" sagte Renata trübe.

„Gar nicht, holde Infantin, gar nicht! sprach Sternfels begütigend. Sie werden den Unstern, der über diesen Familien zu walten scheint, in einen Glücksstern verwandeln, wie Romeo und Julie."

„Sie finden keinen trostreichen Vergleich! entgegnete Renata; Romeo und Julie sterben beide."

„Richtig! nun, so meinte ich etwas ganz An-

dres, wovon ich nur den Namen vergessen habe,“ rief er; denn in Verlegenheit kam er nie.

Aber der Schluß des Gesprächs machte einen beklemmenden Eindruck auf Renata. Sie ging in ihr Zimmer und versank in Grübeleien, ob sie frei genug von Emmerich sei, um über ihre Hand zu verfügen, ob sie keine Treulosigkeit begehe, ob er kein ideales Recht über sie habe. Ach, sprach sie zu sich selbst, wir sollten nie in die Zukunft hinein eine Gesinnung geloben, sobald wir sie nicht hinter den Wällen und Mauern der Pflicht verschanzen und durch sie stark machen können. — Sie ließ Cecil zu sich bitten, und als er kam, sagte sie ihm, daß sie entschlossen sei, an Emmerich zu schreiben.

„Und was?“ fragte er beunruhigt.

„Daß er den Ring, den ich ihm gegeben, als Andenken betrachten möge, nicht als ein bindendes Unterpfand.“

„Wozu die Erinnerung auffrischen, Renata!“

„Um sie zu verwandeln.“

„Und wenn er Ihnen antwortet, Schmerzliches, Trauriges, Beängstigendes“ .... —

„Er antwortet nicht! höchstens sendet er mir schweigend meinen Ring zurück. Er ist ganz ein Mensch der That — nicht der Worte.“

„Sie wollen schreiben, Renata, Ihre Gedanken

in die Ferne schicken, mir entziehen, während die meinen immer mit Ihnen beschäftigt sind! Ist das gerecht?"

„Vielleicht nicht; — aber es ist mir eine Last auf der Seele, und ich mögte gern ganz froh und frei mich fühlen."

„Gut! so schreiben Sie heut Abend, wenn ich nicht bei Ihnen sein kann. Doch jetzt, da Sie mich haben rufen lassen, da ich freudig gekommen bin, wollen wir doch lieber zusammen sprechen .... von Rom."

Und sie sprachen von Rom! Und so wie Millionen von ihrer Zukunft gesprochen haben und in ähnlichen Momenten sprechen werden: zuversichtlich, fast gebieterisch, die schwankenden Zustände des Lebens vergessend, und auf das Glück rechnend, weil es der Grundstein sein soll, auf dem sie ihre Hütte bauen. Dann beschrieb Cecil Rom selbst so anziehend und lebendig, daß Renata rief:

„Ich meine viel Schönes und Herrliches gesehen zu haben; doch gegen Rom müssen sich alle andre Städte nur gemein und alltäglich ausnehmen! Ich freue mich unsäglich, es kennen zu lernen, wenn ich nur über das Eine, das Wichtige und Bedenkliche außer Zweifel wäre: ob mir das Albanergebirg auf die Dauer besser gefallen wird, als mein

Spessart! ob ich ein Herz dafür haben werde! — Für Alles, was ich bis jetzt gesehen, hab' ich es nicht."

„Desto besser! sagte Cecil, so bekomme ich es ganz und ungetheilt, und ich bin habgierig genug, um es weder dem Albanergebirg, noch einem andern Berg oder Thal gönnen zu mögen."

„Nizza wird doch immer ein ganz besonderes Plätzchen darin behalten," sagte Renata lieblich.

„Wie kann man nur so holdselig sein, wenn man dazwischen auch wieder so schroff ist!" rief Cecil, kniete vor ihr nieder und umschlang sie; und obgleich die Sonne hell in die geöffneten Fenster hinein stralte, so vergaß Renata doch diesmal, zu sagen: Die Sonne sieht's!

Drei Tage waren so vergangen. Man traf Vorbereitungen zur Abreise, man fing an zu packen, Abschiedsbesuche zu machen, die bevorstehende Reise zu überdenken. Bis Genua wollte man zusammen gehen; dann Cecil mit Renata über Florenz nach Rom, und Sternfels mit Eusebien über Mailand nach Deutschland — und zwar nach Augsburg zu ihrer Mutter. Renata hatte großmüthig für die Zukunft der ganzen Sternfelsischen Familie gesorgt.

„Nicht mehr als billig, sagte Eusebie, denn ihr ganzes Vermögen geht uns ja durch ihre Heirath

verloren.“ Sie hatte sich dermaßen gewöhnt, es als ihrer Kinder Eigenthum zu betrachten, daß sie sich in ihrem Recht beeinträchtigt vorkam, während Renata glänzend großmüthig für sie war.

„Zu meiner Zufriedenheit fehlt mir jetzt nichts mehr, als eine Antwort von Diane, sagte Renata zu Cecil. Ich fühle mich ganz ruhig, klar und friedlich! O Cecil, ich habe wahrlich nie auf ein so süßes Glück gerechnet.“

„Und ich!“ sagte er mit tiefer Rührung.

Renata's Kammerdiener trat ein mit einem Brief.

„Da ist der ersehnte!“ rief sie freudig. Aber als sie das schwarze Siegel gewahrte — aber als sie auf der Adresse die Handschrift erkannte — da sagte sie zitternd und todtenbleich: „Gott sei uns gnädig.“ — Sie hielt den Brief in der Linken und preßte die Rechte auf ihr heftig klopfendes Herz. Cecil ergriff den Brief.

„Was Dich ängstigt vernichte ich! rief er, und warf ihn in den Kamin, wo die letzten Kohlen glimmten.“

„Er ist ja von Emmerich!“ rief sie und sprang auf.

„Das wußt' ich, denn kein andrer würde Dich in diesem Grad erschüttern! laß ihn verbrennen.“ Er umfaßte sie mit starken Armen.

„Cecil! Cecil!“ sagte sie feierlich, und legte beide Hände auf seine Schultern.

„Du willst es!“ rief er mit schneidendem Schmerz und ließ den Arm sinken.

Sie flog zum Kamin, kniete nieder und nahm den Brief von den Kohlen. Das Siegel war geschmolzen und der Umschlag braun geglimmt; doch konnte sie noch erkennen, daß die eigentliche Adresse nach Ebernbach gelautet, und daß man sie vermuthlich dort nach Nizza verändert hatte. Sie riß den Umschlag ab und las:

„Der Himmel will unser Glück, Du Einzigliebe,
„und zürnt uns nicht, daß wir es uns auf Grä-
„bern erbauen. Pélagie ist todt und ich bin frei.
„Zu Deinen Füßen, an Deinem Herzen will ich
„Dir von meiner Liebe sprechen. Ich folge
„diesem Brief auf dem Fuß nach Ebernbach, und
„solltest Du da nicht sein, dahin wo Du bist,
„meine Renata. Denn mein bist Du, und ich
„bin der alte Emmerich.“

Auf ihren Knieen hatte Renata den Brief gelesen, und auf ihren Knieen blieb sie liegen, als Cecil heran trat, ihn nahm und seinerseits überflog.

„O! hättest Du ihn verbrennen lassen!“ rief er in Verzweiflung, zerriß den Brief, und warf die einzelnen Stücke auf die Kohlen, wo sie sich

schnell in hüpfende Flammen verwandelten, und dann in schwarzen Staub. Er hob Renata auf: „Meine?“ fragte er traurig zärtlich.

Sie machte stumm und finster eine abwehrende Bewegung. Er hielt ihre Hände fest und sagte: „Du warst es, sobald jener Brief drei Tage später kam. Handle so, als sei das geschehen.“

Sie sah und hörte nicht. Sie war so unbeweglich, daß ein Grauen Cecil beschlich.

„Renata, meine Süße! sagte er sanft, besinne Dich! Du bist ja frei und in Deinem Recht. Laß Dich nicht von Zweifel und Bangigkeit ängstigen. Was betrübt Dich? was fürchtest Du? Sprich!“

„Lebewohl!“ sagte sie leise.

„Das also? rief er; so sehr liebst Du ihn? ein Wink von ihm und Du folgst und gehörst ihm? Aber weißt Du nicht, daß Du mir alsdann heilloses Unrecht gethan?“

„War es Unrecht, so erleide ich in diesem Augenblick, durch diesen Vorwurf die schmerzlichste Strafe!“ rief Renata und hob ihre Hände flehend zum Himmel.

„Vergieb mir! sagte er, rechne mir nicht zu, was ich Hartes oder Bitteres sagen könnte. Ich liebe Dich, ich glaube an Dich! Du wirst kein Unrecht thun.“

„Ich habe mir immer Mühe gegeben, das zu thun, was ich für Recht hielt; aber ich muß mich wol geirrt haben, sagte Renata tonlos; denn jetzt reißt mich ja die Hand der Vorsehung von meinem .... und Deinem Wege fort. Ich weiß nicht, woran unsre Schicksale hängen, ob an unserm Wort, unsrer Gesinnung, unsrer That! aber in unserer Gewalt sind sie nicht. So will ich sie denn aus der Hand Gottes nehmen."

„Du bist von Eis, Renata!" rief er heftig. Sie sah ihn traurig an; ihre starre Betäubung löste sich in Thränen.

„Thue mir nicht weh," sprach sie bittend.

„Oder Du bist göttlich! setzte er hinzu und sank zu ihren Füßen nieder. Ja, du warst es stets, aber Du fährst fort immer göttlicher zu werden, so daß Du auf der Erde wol nicht mehr glücklich sein kannst."

„Bei Dir habe ich ernstlich von Glück geträumt, sagte sie melancholisch; habe Dank dafür."

„Und jetzt?"

„Der Traum ist aus."

„Du wirst ihn wieder träumen .... bei ihm!"

„Nein! nicht wieder! ich hab' es verscherzt, denn ich habe das Glück ohne Emmerich suchen und finden können."

„Und das bedauerst Du?“

„Daß ich es suchen konnte — vielleicht! daß ich es gefunden habe — nein: nimmermehr! es ist ein Segen, ein Reichthum, ein köstlicher Schatz für die Erinnerung und für die Zukunft! nein, mein geliebter Cecil!“ — Sie umschlang ihn und drückte ihn fest an's Herz, und Cecil fühlte, daß der Wunsch, in den Armen der Geliebten sterben zu dürfen, keine kahle Redensart sei. Das Glück allein — entflammt; der Schmerz allein — verklärt; aber Glück und Schmerz in solchem Augenblick verschmelzend, wie die untergehende Sonne mit ihrem Spiegelbild im Meer, wo das Licht in die Tiefe hineinsinkt, und die Tiefe sich mit flammenden Lippen an das verklärende Licht ansaugt, dann ist die Liebe in ihrer Extase, und auf ihrem Kulminationspunkt. Darüber hinaus versinkt sie in Schatten und Nacht. Aber aus ihrer vollen, stralenden Glorie traten Cecil und Renata in die ganze Qual der Welt zurück, denn sie sagte:

„Cecil! lebewohl!“

Doch er wollte nichts hören, noch wissen und blieb vor ihr liegen, das Gesicht in ihren Schooß gedrückt. Sie richtete sanft sein Haupt empor; da fielen zwei schwere Thränen von seinen Wimpern. Sie küßte rasch seine Augen und rief:

„Barmherzigkeit, Cecil! nur keine Thränen.“

„Es sind keine, sagte er, mein Herzblut ist's! Nun weiß ich doch auch, wie den zermalmten Herzen zu Muth ist. Das habe ich bei Dir gelernt, denn Dich hab' ich geliebt, Dich Renata! sonst nichts und Niemand! nicht Vater noch Mutter! nicht Bruder noch Freund! nicht Braut noch Liebste! ... aber Dich, und in Dir das Alles zusammen und mit einer Energie, wie man Menschen nicht zu lieben pflegt. O, Gott sei Dank, so kann ich doch lieben, und gerade Dich, Du Mächtige! und nur Dich. Auf Dich hab' ich gewartet, nach Dir hab' ich mich gesehnt, Dich verlangte meine Seele, an Dich begehrte ich zu glauben, Du solltest mir sein, was Du mir in Wahrheit geworden bist: eine große und ganz unsterbliche Liebe. Ich habe sie gefunden; — was klage ich! lebewohl.“

Er sprang auf und ging Arm in Arm mit ihr bis zur Fensterthür, die auf die Terrasse führte. Da stand er still. Er lächelte wehmüthig und sagte:

„Siehst Du ... ich fürchte mich, Renata, denn es ist so kalt da draußen! Kannst Du mir nicht, wie eine Fee die du bist, einen Zauberspruch mitgeben, durch den ich mich in Dein goldnes Reich

und zurück zu Dir versetzen kann, wenn die Welt mir gar so leer und kühl vorkommt?"

Renata faltete die Hände, legte sie auf Cecil's Brust und sagte: „Von mir könntest Du nur sterbliche Worte lernen, Cecil! aber ich will Dir unsterbliche sagen, die aus dem Munde eines Propheten durch die Jahrtausende klingen. „Fürchte Dich nicht! — Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du bist mein!"

„Dein!" rief er.

„Nicht mein, sondern Gottes!" sagte sie, drängte ihn in einer Umarmung über die Schwelle, und riß sich los.

Cecil eilte über die Terrasse nach seinem Zimmer. Als er sich dort in der Thür umsah, war Renata nicht blos verschwunden, sondern die Jalousie war über ihrer Fensterthür dicht verschlossen, wie das undurchdringliche Gitter vor einer Nonne. Aber sie stand noch da, unsichtbar für ihn, die Stirn an die Scheiben gelehnt und durch die Stäbe ihm nachblickend — bis er verschwunden war.

Sie ließ Eusebien sagen, sie sei nicht ganz wohl und könne daher nicht zum Speisen kommen. Sie fühlte sich so stumpf, so betäubt, daß ihr der Schmerz mit dem Bewußtsein unterging, und nur zuletzt fuhr es ihr wie ein Dolchstich durch die

Seele, als sie Cecils Stimme im Garten hörte. Er ging der Straßenthür zu, wo sein gepackter Wagen hielt, und sprach mit den Leuten. Es war Abend und sie konnte kaum seine Gestalt erkennen, als sie an's Fenster trat. Eine Minute später rollte der Wagen fort.

Um eilf Uhr kehrte Sternfels mit Eusebien ahnungslos aus der Oper zurück, und er erschrack, als die Kammerjungfer ihn zu Renata beschied; und noch mehr, als er sie auf dem Sopha liegend mit verweinten Augen und zerstörten Zügen fand. Sie sagte sogleich:

„Mein Schicksal hat eine ganz unerwartete Wendung genommen, lieber Sternfels, und bis ich darüber zum Bewußtsein gekommen bin, haben Sie Nachsicht mit mir, und bekümmern Sie Sich gar nicht um mich. Bitten Sie auch Eusebie darum. Ich muß mich besinnen, mich sammeln. Jetzt weiß ich nur, daß Cecil fort ist.“

„Aber doch nicht für immer? ... aber Sie werden ihn doch heirathen? ... was?“ brach Sternfels aus.

„Nein!“ sagte Renata mühsam und verhüllte ihr Antlitz.

Er küßte schweigend ihre Hand und verließ niedergeschlagen das Zimmer. Es ist recht schwer

mit solchen extraordinären Leuten zu leben! murmelte er für sich. Weiß Gott, was ihnen für ungewöhnliche Dinge vom Himmel fallen und ihnen die Existenz über den Haufen werfen! Mir ist doch mein Lebtage nichts dergleichen passirt. — Er erschöpfte sich mit Eusebien in Muthmaßungen aller Art. Sie gelangten nur zu der einen Gewißheit, daß Cecil abgereist sei.

Renata blieb unsichtbar. Sie dachte an Cecil, an Emmerich mit herzzerschneidender Trauer. Der Eine ging, der Andre kam, und Beiden that sie weh. Das Herz ist rein, die Hand ist rein, sprach sie zu sich selbst, und doch muß ich so viel leiden! ist denn die heimliche Schuld so groß? — Und dazwischen hörte sie unablässig eine Stimme, die ihr wiederholte: Nicht mir wirst Du gehören; aber auch keinem Andern!

Ein Tag verging. Am Abend des zweiten erhielt sie einen Brief von unbekannter Hand. Ihr graute, als sie das Siegel brach. Einige Blätter fielen heraus — sie waren von Diane, und ein Blatt mit fremder Handschrift und Clara Richter unterzeichnet, war ihnen beigefügt. Diane hatte geschrieben bis sie zu matt geworden war, und sich zum letzten Mal mit all' den Aengsten, Martern und Enttäuschungen ihres Lebens, mit all'

dem bangen Klopfen ihres armen schwachen Herzens an Renata's starkes gelehnt; — und da hatte es aufgehört zu schlagen. Clara fügte hinzu, daß sie mit ihrem neugebornen Kinde in großen Schmerzen gestorben sei, und manche Nachricht über die dürftige Enge der Verhältnisse. Renata mußte diese Briefe Eusebien mittheilen, und so sahen sich die Schwestern denn; aber Eusebie entsetzte sich, weil Renata in den drei Tagen um zehn Jahr gealtert schien. Dianens Tod machte im Grunde wenig Eindruck auf Beide; auf Eusebie aus Gleichgültigkeit; auf Renata, weil ihre innerlichsten Sympathien sich nicht den Seelen zuwendeten, die sich vom Leben zerbröckeln ließen, sondern denen die darin erstarkten. Sie war bewegt, betrübt, bereit auf jede Weise Trost zu geben und Hülfe zu leisten, aber nicht erschüttert. Eusebie sagte:

„Mit wahrem Antheil für Dich, liebste Renata, sei es gesagt: aber sieh! dies ist fast immer das Ende solcher leichtsinnig geschlossenen Mißheirathen. Ich dächte, dies traurige Beispiel müßte Dich etwas beruhigen über den plötzlichen Untergang Deiner Wünsche." Einen andern Trostgrund wußte sie nicht zu finden.

Renata schob wieder ihren Schild kalter Gleich-

gültigkeit zwischen sich und Eusebie — das einzige Mittel um nicht durch deren stumpfe Pfeile verletzt zu werden; sie ließ sie abprallen und sagte kalt: „Das versteht sich.“

„Mir wäre es lieber, wenn Sie ein wenig lamentirten, rief Sternfels, denn in Ihrem Herzen sind Sie doch gewiß tief traurig, und wenn man den Schmerz so nach Innen drängt, thut er doppelt weh. Er hat da keinen Raum, mögte heraus .... und darf nicht! ist das nicht grausam?“

Renata sah ihn an mit einem Blick so schwer von Dankbarkeit und Rührung, daß er mit der Hand über die Augen fuhr, aber sie sprach nichts. Sie schrieb an Clara, um für ihre Mittheilungen zu danken; an Hellmuth, um ihn zu bitten, daß er ihr die Erziehung von Dianens Töchtern überlassen möge. Damit verging wieder ein Tag. Emmerich kam noch immer nicht! Sie konnte sich kaum noch in dieser Spannung aufrecht halten — so sehr wünschte sie den Moment des Wiedersehens, der Verständigung hinter sich zu haben. Sie nahm die Turiner Zeitung, da stand aus Genua: Der neue Minister-Resident beim päpstlichen Stuhl, bis dahin Geschäftsträger am sardinischen Hofe, sei in Genua angelangt und sogleich an Bord des Dampfschiffs Colombo und

mit demselben nach Rom gegangen. — Jetzt wird er dort sein, in der Stadt der Vergangenheit, in dem Mausoleum dahingeschwundener Größe, dachte sie, bei den Gräbern herrlicher Todten! Es wird ihm wohl thun bei den Gräbern zu sein .... denn da ist die Hoffnung, die einzige, auf welche keine Enttäuschung folgt. — Dann nahm sie wieder die Zeitung, und las mechanisch von den rasenden Stürmen oben im Gebirg, von dem heftigen Schneefall auf dem Col de Tende. Und hier der ewige Frühling! sprach sie zu sich selbst. Nah wie im Menschenherzen steht sich auch in der Natur Verzweiflung und holdes Glück.

Der Kammerdiener meldete ihr einen Fremden.

„Das ist er!" rief sie ohne die Kraft zu haben ihm entgegen zu gehen. Als aber der Fremde eintrat, rief sie:

„Wo ist der Graf?" und sprang auf. Sie erkannte seinen ungarischen Kammerdiener, den Emmerich schon in Ischl hatte und der ihm aus seiner Knabenzeit ein lieber Gefährte war. Statt zu antworten, brach Bela in ein konvulsivisches Schluchzen aus.

„Ist er todt?" fragte sie mit starrer Entschlossenheit.

Bela neigte mit stummer Bejahung den Kopf. Renata fiel auf die Knie.

„Wohl ihm! sagte sie; heimgegangen ist er ohne Schmerz um mich, in seliger Liebeshoffnung, in der vollen Glorie seiner Illusionen — ein Liebling Gottes!“ Sie legte ihr Haupt auf ihre gefalteten Hände und weinte still.

„Wann und wo ist er gestorben?“ fragte sie endlich den trostlosen Bela.

„Wol schon gestern,“ entgegnete der in gebrochnem Deutsch.

Renata starrte ihn an; sie glaubte er rede irre vor Schmerz. Bela fügte hinzu: „Wir haben ihn aber erst heute gefunden, und hierher gebracht in den Gasthof.“

„O! mein Kopf!... mein Herz!“ ächzte Renata; aber sie besann sich, nahm Hut und Shawl und sagte zu Bela:

„Ich will zu ihm gehen.“

Er brachte sie in's Hôtel des étrangers. Da war es fürchterlich traurig! In dem Zimmer, das sie bei ihrer Ankunft bewohnt hatte, lag Emmerichs Leiche auf dem Bett. Ärzte waren um ihn beschäftigt. Sein Leibjäger, in tiefe Trauer gekleidet, wie Bela, war auch in Thränen gebadet. Aber im Nebenzimmer saß sein Kind, die kleine zweijährige Pélagie, auf dem Schooß ihrer Wärterin, und aß und jauchzte, und ihr liebliches Köpf-

chen blühte wie eine Rosenknospe aus dem Traueranzug hervor. Daß sie die Mutter verloren hatte, wußte sie nicht mehr, und den Vater — noch nicht. Sie konnte kaum sprechen, und wiederholte nur nach Kinderart, was man ihr vorerzählt hatte: „Papa schläft.“

Renata hätte vor Schmerz bei diesem Anblick schreien mögen; aber die Anwesenheit der Ärzte gab ihr die äußere Haltung, die hier nothwendig war. Sie benahm sich sogleich wie Jemand, der auf diesem Platz zu gebieten hat, sprach mit den Ärzten, ließ die Anstalten treffen, die sie für nothwendig hielten, und entließ sie. Alle Hülfe kam zu spät. Emmerich war todt. In weiße Tücher gehüllt lag er da, mit seinem wunderschönen Antlitz, das der Tod nur ruhig, nicht starr gemacht zu haben schien. Das feine schwarze Haar hing weich wie gebrochene Flügel zu beiden Seiten der Stirn herab, und verdeckte die eingesunkenen Schläfen, denen nicht der Tod, sondern das Leben die Frische genommen hatte. Die langen dunkeln Wimpern warfen einen sanften Schatten auf die Wangen, und der majestätische unerschütterliche Friede der ewigen Ruhe schwebte verklärend auf seinen Zügen. Renata setzte sich einsam an sein Lager, und betrachtete ihn mit andächtiger Bewunderung, klag- und thränenlos.

Beherrschen Menschen mit starkem und reinem Charakter, wie Du Emmerich, das Schicksal Anderer, und wissen sie das eigene voraus? sprach sie halblaut. Ist Euer Wille so mächtig, daß die Umstände sich Euch fügen? Nicht mir wirst du gehören, sagtest Du mir einst, aber auch keinem Andern. Dein Wort ist wahr geworden, und Du hältst mich bei dem meinen. — Sie überdachte ihre Zukunft und fand keine irdische Hoffnung mehr darin. Dann schlägt die himmlische Hoffnung Wurzel im Menschenherzen, und eine so zerarbeitete Seele muß wol das Erdreich sein, worin sie zu schöner Blüte kommen kann.

Als die Priester kamen, um die Gebräuche der katholischen Kirche bei dem Dahingeschiedenen zu vollziehen, ging sie zu der kleinen Pélagie, die in süßem Schlummer lag, und bat deren Wärterin, Bela zu rufen. Er kam mit ihr zurück. Renata setzte sich an das Bett der Kleinen und sagte:

„Jetzt erzählt mir Beide wie der Graf gestorben ist, und ausführlich.“

„Ach! sagte Bela, mein einziger Trost ist der, daß er auch ohne diesen Unfall bald gestorben wäre Er war zu krank. Aber Niemand hat's gewußt als ich, und ich durft' es Keinem sagen — darin war er eigen. Seit er aus Mailand

zurück war, und seit der Niederkunft der seligen Gräfin hatte er einen Krampf am Herzen, oder im Herzen . . . wer kann das wissen! kein Arzt sieht da hinein! Ein paarmal sprach er zu mir, wenn er gerade so recht krank gewesen war: „Bela! „mir ist zu Muth, als säße mir da im Herzen „etwas, ein Druck, ein Schmerz, der alles Blut „herausjagt.“ Dann sprach ich: „Gräfliche Gna„den sollten den Doctor fragen, der muß doch „helfen können, der ist ja dazu da.“ Dann sprach er: „Nein Bela! mit den Quacksalbern bleib mir „vom Leibe!“ Und dann erholte er sich auch immer wieder, kräftig und frisch, wie er von Natur war, und wie gräfliche Gnaden ihn damals gekannt haben in Wien, und in Ischl . . . . Jesus Maria! mit seinem steyrischen Hütel — obwol ihm die ungarische Magnatentracht doch noch besser stand. Ach, die Attila! wie saß ihm die! Ich hab' unsre Kaiser gesehen, und viele Erzherzöge; — aber wie er war Keiner anzuschauen.“

„Und hatte die selige Gräfin keine Sorge um ihn?“ fragte Renata.

„Wol zuweilen!“ entgegnete die Wärterin, denn Bela zerfloß wieder in Thränen, und drückte sich daher noch unverständlicher aus als gewöhnlich.

Aber der Graf redete es ihr immer aus, und sie hatte ihn so lieb, daß sie Alles glaubte, was er ihr sagte, und er war denn auch ein wahrer Engel für sie und für Jedermann.

„Mitten im Carneval starb sie an einer Gehirnentzündung, nahm Bela wieder das Wort, und in achtundvierzig Stunden war sie roth und todt. Der Graf war recht traurig und sehr erschrocken, aber nicht untröstlich — wie gräfliche Gnaden das wol besser als ich wissen werden, setzte Bela bescheiden hinzu; — denn nach vier Wochen sprach er zu mir: ‚Bela! in vierzehn Tagen reisen wir „nach Ebernbach!“ — „Gott segne Euer Gnaden!“ rief ich. — „Und weißt Du denn wer in Ebern„bach wohnt?“ fragte er und sah mich an so freundlich wie ich's nicht sagen und vergessen kann. „Wenn ich das nicht wüßte, sprach ich, so müßt' „ich nicht Bela sein und Euer Gnaden von Kin„desbeinen an kennen.“ — Ja, gräfliche Gnaden, so sprach ich. Als nun die vierzehn Tage um waren, da reisten wir ab und kamen auch schnell und glücklich nach Ebernbach. Aber als er Euer gräfliche Gnaden dort nicht fand, packte ihn gleich der gewaltige Schmerz, und er mußte einen Abend und eine Nacht dort zubringen. Es war Alles sehr gut in Ebernbach; es hätte nicht besser

sein können, was die Aufnahme betrifft, wenn gräfliche Gnaden selbst da gewesen wären; aber das war Ihm freilich einerlei! Auch der Doctor kam gleich, wollte ihm etwas verschreiben; doch das ließ er nicht zu! darin war er eigenwillig! es hat jeder seinen Fehler — und er, außer daß er zu Zeiten ein wenig aufbrausend war, und immer ein wenig zu viel Geld ausgab — hatte keinen andern."

„Ach, sagte Renata, das sind Fehler, um derentwillen man ihn noch lieber hatte."

Bela sah sie mit einem Blick tiefster Dankbarkeit an und fuhr fort: „Da sprach der Doctor: „Herr Graf, Sie müssen Sich vor Gemüthsbewegung hüten." — Und er antwortete .... ich bitte gräfliche Gnaden um Verzeihung! wenn er ungeduldig war, so sprach er so! er antwortete: „Teremteté! Herr Doctor! lieber will ich sterben, als lebendig absterben."

„Dachte er an den Tod?" fragte Renata.

„Der plötzliche Tod der seligen Gräfin mag ihn wol an den seinen erinnert haben, denn ehe wir von Prag abgingen, machte er sein Testament. Und eine schreckliche Unruh, eine wahre Angst, Euer gräfliche Gnaden wieder zu sehen, mag wol eine geheime Todesahnung gewesen sein. Als er er-

fuhr, gräfliche Gnaden wären in Nizza und würden Anfang Mai in Ebernbach erwartet, da sprach er zu mir: „Bela, wir müssen nach Italien.“ Ich wagte ihn zu bitten, lieber nicht nach Italien zu gehen, weil die Reise doch weit und sein Befinden nicht gut sei. Da sprach er: „Das versteht Du nicht, Bela! ich könnte ja sterben ehe „ich“ .... — und dann schwieg er, sprach aber hernach weiter: „Wenn wir nur erst über die „Berge und in Italien sind, so werde ich dort „sehr gesund werden.“ — Ich sagte traurig: „Mailand ist auch Italien, und wie krank sind der „Graf nicht von dort zurückgekommen.“ — „Das „war was Andres,“ sprach er, und da es sein Wille und Befehl war, so reisten wir ab, den Rhein entlang, nach Basel, nach Genf und über den Mont Cenis nach Turin. Wir hatten prächtiges Wetter, frische Luft, klaren Himmel; auch bei dem Uebergang über die hohen Berge, die ganz weiß von Schnee und Eis sind, war es recht schön, und er ging zu Fuß, drei Stunden oder darüber, weil ihm die Zeit lang wurde, bergauf zu fahren. Ich und der Miklos wir gingen denn auch zu Fuß, aber — wie sich das schickt und gehört, wir blieben bei dem Wagen, und trafen ihn erst oben wieder. In Turin sprach er zu mir:

„Jetzt, Bela, sind wir in Italien, und in zwei-„mal vierundzwanzig Stunden in Nizza — und „das ist das Schönste in Italien.“ Und dabei sah er so fröhlich aus, daß mir ganz leicht um's Herz wurde. In Turin rieth man ihm, lieber den Umweg über Genua zu machen, als den Col de Tende zu passiren, der ein schlechter und steiler Uebergang ist; aber freilich hieß es, daß auf jener Straße die wilden Torrentes oft Gefahr brächten im Frühling und Herbst, wenn die plötzlichen Unwetter, Schneefälle, Regenströme im Gebirg wütheten. Und so zog er den nächsten Weg vor. Es war gestern ein trüber, unfreundlicher Tag am Fuß des Col de Tende. Der Wind kam in einzelnen heftigen Stößen von oben herab, und dicke schwarzgraue Wolken hingen an den Bergen. Der Landauer ist gar ein großer, schwerer Wagen; er hatte ihn genommen, damit das Comteßchen auf dem Rücksitz ein bequemes Bettchen haben mögte, worin es denn auch schlief wie in Abrahams Schooß. Nun ließ er acht Maulthiere vorspannen, und fort ging es! er — immer voran; solch eine Hast war in ihm, und sie hat ihm den Tod gebracht! .... Wir haben ihn lebendig nicht wieder gesehen! .... Nach einer Stunde wurde der Wind immer heftiger, ein wahrer Sturm ... und es be-

gann plötzlich ein Schneetreiben, so daß man am hellen Tage nicht zwei Schritt vor sich sehen konnte, und der Schnee fiel dabei in so ungeheurer Menge, daß er an manchen Stellen, wo der Wind ihn zusammenjagte, ellenhoch lag. Dies Unwetter muß ihn gepackt haben, und wahrscheinlich ist sein Herzkrampf dazu gekommen, der ihn um Athem und Besinnung brachte; — kurz, als wir endlich oben ankamen .... war er nicht da! Thränen erstickten Bela's Stimme, und die Wärterin sagte:

„Das war eine Angst! nirgends eine Spur von ihm, und dazu das Unwetter so heftig, daß man gar nicht wußte, wo und wie man ihn suchen sollte. Bis es sich legte, bis man genug Menschen beisammen hatte, mit Leitern und Stangen, Schaufeln und Stricken, um in den tiefen Gründen neben dem Wege Alles zu durchwühlen — war es Nacht geworden, und erst am Morgen fand man ihn, bedeckt mit hohem Schnee, seitab vom Wege, erstarrt .... so wie er jetzt da liegt."

„Und so haben wir ihn denn hieher gebracht, nach Italien, und hauptsächlich zu Euer gräflichen Gnaden ... denn das war es doch eigentlich nur, was er wünschte — und was ihm den Tod gebracht hat!" sagte Bela.

„Wäre ich gereist als ich damals wollte, sagte Renata händeringend, hätte ich mich nicht durch Cecil hier festhalten lassen, so hätte Er mich vielleicht schon in Ebernbach gefunden, und lebte jetzt noch und wäre glücklich.

„Statt dessen ist er nun in der ewigen Herrlichkeit, sagte Bela fromm, denn ich denke, daß seine Seele wie mit Flügeln durch das Purgatorium gegangen ist. Requiescat in pace."

— — —

Renata verbrachte die Nacht am Bett des verwais'ten, tief schlafenden Kindes. Am Morgen kam Eusebie mit ihrem Mann, entsetzt über die grausige Begebenheit. Mit wenig Worten theilte Renata ihnen die volle Wahrheit mit. Emmerichs Leiche ward in der Kathedrale in einer Chapelle ardente ausgestellt, und dann von Bela und Miklos nach Ungarn geführt, zur Gruft seiner Väter, in die er, der letzte seines Namens, hinabstieg. Seine Mutter überlebte ihn nur um drei Wochen. Als er alle ihre Wünsche erfüllt hatte, Gatte war und Vater — da starb er, und an seinem Sarge brach ihr Herz.

„Das Kind ist mein, sprach Renata zu Bela, als er in Thränen von der kleinen Pélagie Abschied nahm; Er hat sie mir geschenkt."

Und dasselbe sagte sie zu Eusebien, als diese fragte, was aus der Kleinen werden solle. Eusebie drang auf die Abreise; sie sehnte sich nach Deutschland und nach Ruhe, denn allmälig wurde ihr die Gesellschaft unbequem, weil sie nicht mehr die elegantesten Toiletten machen konnte.

„Du mußt fort! sprach sie zu Renata; wenn Du wüßtest, wie Du krank aussiehst .... ganz verzehrt ....“ —

„Vom Läuterungsfeuer!“ sagte Renata.

Sie reis'ten ab nach Genua, nach Mailand. Da blieb Renata ein Paar Wochen, um den Grafen Hradik und seine Frau, Pélagies Großeltern, kennen zu lernen. Emmerichs Testament übergab ihr das Kind zur Erziehung. Sie wünschte dazu die Einstimmung der nächsten Verwandten. Gräfin Hradik erkannte bald, daß Renata nicht die geringste Neigung habe, Pélagie zu einer Abtrünnigen von der katholischen Kirche zu machen, und darauf erklärte sie sich freundlich einverstanden mit seiner Bestimmung. Graf Hradik that es schon früher. „Emmerichs Wille, der nie anders als gut war, muß erfüllt werden,“ sprach er.

Und so zogen denn diese beiden einsamen Wesen über die Berge zurück nach Ebernbach, das dazu bestimmt schien, sein Dach nur über melancholische

Schicksale schirmend auszubreiten. Aber lieblich vervollständigten sich diese beiden Geschicke: die Frau, die nie Gattin war und nie Mutter, hatte eine Tochter gefunden, und das elternlose Kind eine Mutter.

Es versteht sich von selbst, daß die Welt, die wie immer nichts weiß und Alles wissen will, Pélagie für Renatas Tochter erklärte, sich unbeschreiblich befriedigt fühlte, an dieser ernsten und hohen Erscheinung den Makel zu entdecken, und nur über den muthmaßlichen Vater durchaus nicht auf's Reine kommen konnte.

Sechs Monate später schrieb Renata an Cecil:

„Es ist mir unerträglich an Sie zu denken, „ohne es Ihnen zu sagen. Darf man nicht Freund „mit einander bleiben, weil man einst in einem „andern Verhältniß zu einander war? Ich kann's „nicht glauben. Da vielleicht, wo die Eitelkeit „verletzt, die Selbstsucht getäuscht wurde; aber „zwischen uns — unmöglich. Wir waren ja vorher schon Freunde, lassen Sie es uns auch „nachher bleiben. Ich bin nun lange, lange „wieder hier, und zur Ruhe.... was man so „Ruhe nennt: eine gewisse äußere Stille aller „Verhältnisse, eine gewisse Entschiedenheit über die „ganze Zukunft. Die muß man haben um zu „wissen wo aus und ein; sonst bleibt es ein gar

„so bängliches blindes Tappen. Ich habe nun „meine Grenzen erkannt, und das giebt jene äußere „Ruhe, während doch innerlich Bewegung genug „ist. Hört die je auf, so tritt der Tod ein. Möge „er nur nicht bei lebendigem Leibe mich umspin= „nen! aber sonst will ich ihn nicht fürchten: der „Leib zum Staube, die Seele zu Gott — das „nennt man Tod. Und hier, im Schatten meiner „Berge, in meinem stillen dunkeln Spessart, nach „dem ich an der Themse, wie am Tajo und am „Paglione, das Heimweh hatte, ist es so friedlich, „daß Leben und Tod weniger geschieden sind als „anderswo. Und doch ist hier, aber nicht durch „mich, neues Leben eingekehrt. Kinder sind hier, „die beiden kleinen Mädchen meiner armen Diane, „und Emmerichs Kind. Zuweilen denke ich, halb „lächelnd, halb traurig, wenn Sie einmal eine „Tochter haben werden, so werden Sie sie mir „auch geben. Ich muß nun einmal anders sein, — „ob mehr ob weniger? — als die übrigen Men= „schen. Die Kinder sind mir gar lieb; Emmerichs „Kind am liebsten. Es sieht mich an mit den „Augen des Vaters, mit seinem langen, fragen= „den Blick. O, wenn das Kind glücklich werden „könnte! dafür würd' ich tausendmal mein Herz= „blut geben. Wie Gott will! das ist mein Wahl=

„spruch. Weiß der Himmel, ich bin nicht fata-
„listisch gesinnt, und die starre Gelassenheit der
„Quäker ist mir fremd, aber meine Wege lege ich
„in Gottes Hand, und nehme sie aus ihr als
„himmlische Fügungen. Thät' ich's nicht, so würd'
„ich stumpf von all' dem Schmerz und Leid, das
„ich, mit und ohne Schuld, schon ertragen und
„verhängt habe; und stumpf ist nicht Thier noch
„Pflanze — wie denn der Mensch? Ich weiß nicht
„ob's heiter oder traurig klingt, was ich Ihnen
„da sage. Es wird wol ein Gemisch von Beidem
„sein, denn das Menschenherz ist so beschaffen.
„Ganz aus einem Stück, aus einem Guß ist es
„ja nie — wenn auch in seiner Richtung, doch
„nicht in That und Ausdruck; das ist eben unsre
„Unvollkommenheit, und durch sie leiden wir und
„werden wir traurig, während uns die Gewißheit
„doch nicht, trotz aller Schwankung, aus unsrer
„innersten Richtung gekommen zu sein, selig heiter
„macht. Und dann giebt es allerlei Freuden, wie
„ich kürzlich hatte, als Tosca Beiron mich be-
„suchte, so aus Freundschaft, weil sie von mir
„gehört hatte und mich kennen wollte. Übrigens
„nenne ich sie nur noch aus alter Gewohnheit
„Tosca Beiron; sie ist seit drei Monaten gut und
„brillant verheirathet, was ihr die Menschen ganz

„entsetzlich übel nehmen, unsre gute Charlotte à „la tête. Niemand hat für sich selbst Lust die „Unwandelbarkeit der Gefühle zu bethätigen; darum „begehrt er es vom Andern. Es ist eine wunder„volle Sache um die Treue, nur muß man nichts „von Heuchelei in sie hinein bringen. Tosca war „mutterseelenallein auf der Welt; das ist ein un„erträglich bittres Bewußtsein für eine Frau, der „nicht, wie dem Manne, tausend Wege der Zer„streuung und Betäubung offen stehen. Legen Sie „die Hand auf's Herz und sagen Sie: Das ist „wahr! — Jede Existenz hat einen Lichtpunkt auf „dem sie steht, wie der Eroberer auf seinem un„sichern Thron, glückestrunken, freudestralend. Doch „nach wenig Augenblicken entfällt ihr wieder die „Krone, und sie tritt zurück in den breiten Weg „des Alltaglebens. Um jenen goldnen Thron zu „behaupten, sind die wenigsten Menschen geschaffen; „die meisten sitzen lieber in einem bequemen Lehn„stuhl. Haben Sie Sich den Ihren in Rom zu„recht gerückt? Ach, Vergebung. Es überfallen „mich zuweilen so unmäßige Traurigkeiten um „Alles und um Nichts, daß ich schmerzlich lachen „muß über all' unsre Lebensveranstaltungen. Mög„ten Sie heimisch werden in Rom — denn nach „Deutschland werden Sie doch wol in langen Jah-

„ren nicht kommen .... denk' ich. Einst, wenn „ich alt bin, und die Kinder jung sind, dann „bring' ich sie nach Rom und zeige sie Ihnen. „Und mögte ich dann Ihnen sagen können, was „ich damals in Nizza und heut Ihnen sage: Ich „bin zuweilen recht glückselig, aber glücklich! .... „war ich wol nie anders, als — ein Paar Tage „in Nizza. Cecil! Leben Sie wohl."

In den heitern Tagen des Oktoberfestes, als Cecil eines Abends aus der Villa Borghese nach Hause kam, fand er Renatas Brief. Durch die Zeitungen, die alle Emmerichs tragisches Ende erzählten und besprachen, hatte er dessen Tod sogleich erfahren. Sein erster Gedanke war: hätte sie jenen unseligen Brief verbrennen lassen, so wäre sie jetzt ungestört die Meine. — Er hoffte heimlich, und wollte es sich doch kaum eingestehen. Er sehnte sich etwas von ihr zu hören, und doch zitterte er davor. Hundertmal nahm er die Feder um ihr zu schreiben, daß sie und wie sie seiner gedenken möge, und immer ließ er sie sinken; — denn sie denkt an mich! sprach er zu sich selbst. Er war in einem neuen, reichen und höchst interessanten Wirkungskreis, Menschen gegenüber, die nicht blos fein, gewandt und gescheut sind — das will heutzutag nicht viel sagen! — aber, die ganz genau

wissen was sie wollen; und dieser Unbedingtheit darf sich schwerlich ein andres Kabinet als das römische rühmen. Das war ein großes Glück für ihn! seine Stellung beschäftigte und interessirte ihn so mächtig, daß ihm erträglich wurde, was ihm in Turin unerträglich gewesen wäre: die Spannung, schwebend zwischen Hoffnung und Entmuthigung.

Als er den Brief erbrach, zitterte seine Hand. Nachdem er ihn gelesen, dachte er ganz ruhig: Sie hat Recht! sie kann nicht anders handeln! von ihm zu mir .... das ging, so wie es damals war, aber wie es sich jetzt gestaltet hat .... nicht mehr, ohne daß es das Gefühl zerreißt. O, sie hat unglaublich Recht, und ihre eisige Ruhe erleichtert ihr so sehr das Rechte zu thun. — Er verschloß den Brief und las ihn in acht Tagen nicht. Aber dann, in einer stillen weichen Nacht, als er recht abgearbeitet von Allem war, was der Tag erheischte und das Leben begehrte, trat ihr Bild so erfrischend, so ermuthigend in seine Seele hinein, wie ein Gestirn in den umwölkten Nachthimmel, und fast unwillkürlich, d. h. ohne sich zu besinnen, griff er nach ihrem Brief und las ihn. Dabei wurde ihm weich und warm um's Herz, und als er zu den letzten Zeilen kam, sprach er —

und seine Augen schimmerten, war's von einer Thräne? war es vor Freude: Sie hat mich doch geliebt! — Dann schrieb er:

„Mir ist als wäre ein Gewitter hinter die Berge „gezogen, und als stände die Sonne im flammen„den Abendroth über ihnen — schön, wenn auch „im Untergang. Das danke ich Ihnen. Sie ha„ben mir nie anders als wohl gethan, durch Ihre „Seele. Der äußern Umstände ist man nicht Herr, „und Niemand darf erwarten, durch sie beglückt „zu werden; das habe wenigstens ich gelernt. Sind „sie günstig, so nimmt man sie hin als die Schul„digkeit des Schicksals; sind sie ungünstig, so ver„schließt man sich in kalten verachtenden Stolz und „fühlt sich um desto würdiger. Was von der Seele „zur Seele geht — das allein beglückt, und in „diese Sphäre sind Sie nun einmal für mich und „auf immer gestellt. Das wissen Sie, Renata. „Im vorigen Frühling, als Sie glaubten „glück„lich werden zu können," habe ich Ihnen das Alles „in unsern langen lieben Gesprächen gesagt; und „dergleichen vergißt sich nicht. O! welch' ein Früh„ling! welch' eine Meeresstille von unüberdenkba„rem Glück! Der Sommer hat seine Segensver„heißungen nicht sich entfalten lassen, und urplötz„lich ist der Herbst, der Sonnenuntergang, das

„Abendroth da. Aber auch das ist schön; es bringt „zur Ruhe .... wie Sie nämlich die Ruhe erklä- „ren, zu der wir nun Beide gelangt sind. Sie „haben mir ein liebliches Bild vor die Seele ge- „führt, schöner als alle, die ich hier sehe: Sie „zwischen den Kindern — eine Charitas! Daß ich „einst die Inspiration hatte nach Ebernbach zu „wallfahrten, macht mich jetzt wahrhaft glücklich, „denn nach Deutschland — da haben Sie ganz „Recht — denke ich in langen Jahren nicht zu „kommen, und doch gewährt es eine süße Befrie- „digung die Stätte genau zu kennen, wo das Ge- „liebteste lebt. Das Intérieur Ihrer Zimmer hängt „hier über meinem Schreibtisch, und ruht mir die „Augen aus, denn im Geist sehe ich Sie in die- „sen Räumen von den Kindern umgeben, die „ahnungslos ihrer schmerz- und wonnedurchwebten „Zukunft entgegen tanzen. Aber an den drei Kin- „dern haben Sie genug! glauben Sie mir. O „Renata, ich schreibe gelassener als ich bin. Mein „Wirkungskreis nimmt mich sehr in Anspruch, und „die zur Gewohnheit werdende Nothwendigkeit „gelassen all' dessen Foderungen zu entsprechen „oder zu begegnen, giebt mir bei jeder äußern „Thätigkeit diese Haltung, sogar beim Schreiben. „Das wird mir den Ruf eines kalten, stolzen

„Mannes verschaffen, und meine Innerlichkeit wird „Niemand kennen als Sie allein. Nicht mehr als „billig: Sie haben sie geweckt, zum Bewußtsein „gebracht, mir den innern Tag, der ganz in den „Wolken und Nebeln der Welt verhüllt war, herauf„geführt. Ich habe Sie wol mit Recht Lucifer „genannt! — Leben Sie wohl, Renata. Ich kann „Ihnen jetzt noch nicht schreiben. Ich bin noch „nicht Herr der wilden Fluten, die sich mir durch „die Brust wälzen und beklemmend an das Herz „klopfen. Sie waren immer eine Leucothea. Wer„fen Sie mir, dem gefährlich Schwimmenden, die „rettende Binde zu: schreiben Sie mir oft, viel, „lang, Alles; in Ihrer Weise, mit Ihren subli„men Traurigkeiten, Ihrer unbestechlichen Wahr„heit, Ihren himmlischen Hoffnungen, Ihrem me„lancholischen Spott über die nichtigen Wichtigkeiten „des Lebens. Geben Sie mir was mein ist: nicht „das Herz — denn das wird stückweise in unsrer „Existenz verbraucht; aber die Seele. Sie werden „es thun. Leben Sie wohl. Und immer, immer „wenn ich Ihnen dies traurige Wort sage, das „uns scheidet, fällt mir ein anderes von meiner „geliebten Pflegemutter ein. „Liebe nur etwas „Andres als Dich selbst!“ sprach sie zu mir. Und „ich, der ich damals eingepuppt wie eine Chrysa-

„lide in meiner Selbstsucht war, und nichts von „Renatas Liebe wußte, ich fragte: „Wird dann „das Herz weniger leiden und nicht brechen?" — „Mit Thränen im Auge sagte sie: „Nein! es wird „leiden, es kann brechen — aber in der Hand „Gottes, mein Sohn." — — O! Renata."

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

TTERER
erei
en

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hahn-Hahn, Ida

Cecil

Bd.: 2

Berlin (1844)

P.o.germ. 549 g-4,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110217-2